

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 17, April 2007

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)
Prof. Dr. Theo Stammen (Direktor)
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)

Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de)
Dr. des. Stefan Paulus (stefan.paulus@iek.uni-augsburg.de)
Tobias Brenner B.A. (tobias.brenner@iek.uni-augsburg.de)

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat
Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598-5840, Fax: (0821) 598-5850
E-mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz: Tobias Brenner B.A., Dr. des. Stefan Paulus
E-mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de

Umschlagabbildung: Marmorepitaph mit viersprachiger Inschrift, Palermo 1149
(Castello della Zisa, Palermo).

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.
ISSN 1437-2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden.

<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

Mitteilungen

Heft Nr. 17, April 2007

Inhalt

- **Editorial** 7





- **Aufsätze**
 - Theo Stammen*
Rudolf Borchardt: „Der leidenschaftliche Gärtner“ – auch eine Theorie der Kultur 9

 - Thomas Dittelbach*
Normannenkunst und Islam in Sizilien: Prolegomena zu einer west-östlichen Kulturgeschichte 30

 - Eva Nether*
Im Spagat zwischen aufopfernder Familienfürsorglichkeit und Rationalität – Das Idealbild der modernen (Haus-)Frau in Erna Horns „Der neuzeitliche Haushalt“ 59

- **Aktuelle Forschung**
 - Buchrezensionen**
 - 📖 Ilse Jahn und Isolde Schmidt: Matthias Jacob Schleiden (1804-1881). Sein Leben in Selbstzeugnissen (*Wolfgang E. J. Weber*) 126

 - 📖 Franz Josef Worstbrock: Ausgewählte Schriften. Hg. von Susanne Köbele und Andreas Kraß. Bd. 2.: Schriften zur Literatur des Humanismus (*Wolfgang E. J. Weber*) 127

-  Dietrich Diederichs-Gottschalk: Die protestantischen Schriftaltäre des 16. und 17. Jahrhunderts in Nordwestdeutschland. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Untersuchung zu einer Sonderform liturgischer Ausstattung in der Epoche der Konfessionalisierung (*Stefan W. Römmelt*) 128
-  James Buchan: Capital of the Mind. How Edinburgh Changed the World (*Iris Fleßenkämper*) 132
-  Leopold von Ranke: Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 1: 1813-1825. Hg. und eingeleitet von Ulrich Muhlack und Oliver Ramonat (*Wolfgang E. J. Weber*) 135
-  Golo Maurer: Preußen am Tarpejischen Felsen. Chronik eines absehbaren Sturzes. Die Geschichte des Deutschen Kapitols in Rom 1817-1918 (*Stefan Paulus*) 137

Neuerscheinungen aus dem IEK

- Akihiko Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung. Untersuchungen zur Augsburger Druckersprache im 15. Jahrhundert 141
- Caroline Gritschke: ‚Via Media‘. Spiritualistische Lebenswelten und Konfessionalisierung. Das süddeutsche Schwenckfeldertum im 16. und 17. Jahrhundert 141
- Holger Kürbis: „Spanien ist noch nicht erobert!“ Bibliographie der deutschsprachigen Memoiren, Tagebücher, Reiseberichte, zeitgeschichtlichen Abhandlungen und landeskundlichen Schriften über die Iberische Halbinsel im 19. Jahrhundert 142
- Christian und Erich Broy (Hg.): Leopold Mozart. Sinfonie in G (G4) und Sinfonie in G (G21[?]). Partitur mit Kritischen Berichten 143
- Dies. (Hg.): Leopold Mozart. Oratorium musicum. „Der Mensch, ein Gottesmörder“. Partitur mit Kritischem Bericht 143

■ Rückblick

Colloquium Augustanum

Sommersemester 2006

- Prof. Dr. Barbara Stollberg-Rilinger (*Münster*): Verfassungsgeschichte als Ritualgeschichte 144

Dr. Claire Gantet (<i>Paris/München</i>): Seele und Person. Konzeptionen der persönlichen Identität in Deutschland 1500 bis ca. 1750	144
Prof. Dr. Jürgen Wilke (<i>Mainz</i>): Die „Neue Zeytung“ als Medium der Kriegsberichterstattung	145
Prof. Dr. Thomas Dittelbach (<i>Augsburg/Bern</i>): Normannenkunst und Islam in Sizilien – Prolegomena zu einer west-östlichen Kulturgeschichte	146
Wintersemester 2006/2007	
Prof. Dr. Werner Röcke (<i>Berlin</i>): Drohung und Eskalation. Das Wechselspiel von sprachlicher und körperlicher Gewalt in Heinrich Wittenwilers „Ring“	147
PD Dr. Olaf Blaschke (<i>Trier</i>): Verleger und ihre Historiker seit 1945	147
Prof. Dr. Aloys Winterling (<i>Freiburg i. Br.</i>): Wahn oder Sinn? Der Kaiser Caligula	148
PD Dr. Reinhard Blänkner (<i>Frankfurt/Oder</i>): Historische Kulturwissenschaften im Zeichen der Globalisierung	148

Forschungsveranstaltungen

Hellenismus. Eine Kulturgeschichte. Tagung vom 20. bis 22. Februar 2006 an der Universität Augsburg (<i>Steffen Diefenbach</i>)	150
Gelehrtes Wissen, Kunst und städtische Gesellschaft im Zeichen des Humanismus. Augsburger Kultur im Umfeld der Gründung des Gymnasiums bei St. Anna (1531). Interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Tagung vom 11. bis 14. Oktober 2006 (<i>Flemming Schock</i>)	161
„Kommunikation und Integration“. Interdisziplinärer Workshop der Graduiertenkollegs „Kontaktzone Mare Balticum. Fremdheit und Integration im Ostseeraum“ (Universität Greifswald) und „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ (Universität Augsburg) an der Universität Augsburg, 13. und 14. November 2006 (<i>Iris Fleßenkämper</i>)	167

■ **Graduiertenkolleg Wissensfelder der Neuzeit**

Stipendiatinnen und Stipendiaten	171
Promotions- und Forschungsprojekte	173

Editorial

Im je nach Zählweise sechzehnten oder siebzehnten Jahr seines Bestehens sieht sich das Institut für Europäische Kulturgeschichte unterschiedlichen Herausforderungen ausgesetzt. Sein wichtigstes Drittmittelprojekt, das Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“, hat die Höchsthelförderphase erreicht und wird seinen Betrieb ab dem Wintersemester sukzessive einstellen. Als Nachfolgevorhaben ist aus dem Kreis der aktiven Institutsmitglieder ein neuerliches Graduiertenkolleg angedacht, dessen thematische Ausrichtung sich wie üblich keineswegs einfach gestaltet, weil selbstverständlich wieder allen am Institut beteiligten Fächern Mitwirkungsmöglichkeiten eröffnet und bewahrt bleiben sollen.

Unabhängig von dieser laufenden Initiative ist das Leitungsgremium unserer Universität im Rahmen der mit dem zuständigen Staatsministerium abgeschlossenen sogenannten Zielvereinbarung die Verpflichtung eingegangen, ein Kompetenzzentrum „Kultur und Bildung“ einzurichten und auch in diesem Schwerpunktbereich die Drittmittelinwerbquote deutlich zu steigern. Diese Verpflichtung hat zu der Idee geführt, dem Institut in Kooperation mit dem neuen Kompetenzzentrum die Beantragung eines Sonderforschungsbereichs anzuvertrauen bzw. aufzuerlegen. Um ihr Nachdruck zu verleihen, wurde die Weiterfinanzierung der IEK-Mitarbeiterstelle abgelehnt und dafür die Finanzierung einer Mitarbeiterstelle ausschließlich zwecks Beantragung eines SFB in Aussicht gestellt. Nachdem die Streichung der Mitarbeiterstelle auf eine höchst gefährliche Einschränkung der bisherigen, so erfolgreichen Aktivitäten des IEK hinausgelaufen wäre, musste eine andere, mittlerweile erreichte Kompromisslösung gefunden werden. Der IEK-Mitarbeiter Dr. des. Stefan Paulus wird dem Institut nunmehr weitere zwei Jahre zur Verfügung stehen und wie bereits begonnen sich namhaft an der Planung eines neuen Graduiertenkollegs beteiligen, dessen Umfang sich über die Integration einer weiteren Graduiertenkollegsinitiative allerdings wesentlich erweitern wird. Die Entwicklung eines SFB-Programms und -Antrags wird demgegenüber dem Inhaber einer weiteren, ausschließlich zu diesem Zweck ausgelegten, befristeten Stelle anvertraut werden.

Sehr erfreulich auch gerade für das Institut ist der Tatbestand, dass im vergangenen Semester der neu errichtete Masterstudiengang „Europäische Kulturgeschichte“ seinen Betrieb aufgenommen hat. In einer zunehmend kompetitiven akademischen Umwelt entwickelt sich mit ihm der Augsburger Schwerpunktbereich „Europäische Kulturgeschichte“, der es in der Konkurrenz mit dem weiteren Profilschwerpunkt „Lehrerbildung“ nicht leicht hat, also deutlich weiter. Dass seine beiden hauptsächlichen akademischen Vertreter, die Inhaberin des gleichnamigen Lehrstuhls und der derzeitige Geschäftsführende Direktor des IEK, ihre

Aufgaben ernst nehmen, belegt die unlängst in einer renommierten Reihe eines der wichtigsten Wissenschaftsverlage erschienene gemeinsame Einführung in die Grundfragen der Europäischen Kulturgeschichte. Das gemeinsame Programm, der Augsburger europäisch-kulturhistorische Ansatz, die Augsburger europäisch-kulturhistorische Marke ist nunmehr unübersehbar in der nationalen und internationalen Wissenschaftslandschaft positioniert, wird sich aber natürlich auch in dieser Landschaft entsprechend bewähren müssen.

Um dem Publikum Einblick in die Aktivitäten des Schwerpunktbereichs Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg zu verschaffen, hat sich die Redaktion dieser Zeitschrift auch entschlossen, einzelne Qualifikationsarbeiten des B.A.- und künftig des M.A.-Studiengangs abzudrucken. Wir beginnen diesen Abdruck in diesem Heft mit der Präsentation einer Erstlingsstudie, deren Gegenstand auf den ersten Blick bescheiden, ja vielleicht sogar altmodisch, dem Missverständnis verhaftet, Kulturgeschichte sei politikferne Klein- oder Alltagsgeschichte, erscheinen mag. Dass dies keineswegs der Fall ist, sollte sich der geneigte Leser erschließen können.

In der Hoffnung, durch diese Ergänzung unseres Leseangebots unsere Zeitschrift auch zu einer unterhaltsamen Lektüre gemacht zu haben, grüßt Sie aus einem im Moment sonnenhellen Arbeitszimmer

Ihr

Wolfgang E. J. Weber

Rudolf Borchardt: „Der leidenschaftliche Gärtner“ – auch eine Theorie der Kultur*

Theo Stammen

Für Irene Lamberty

I. Vorbemerkungen

Die Einrichtung des „Kulturgeschichtlichen Kollegs“ verfolgt die Absicht, den Augsburger Mitgliedern des Instituts für Europäische Kulturgeschichte Gelegenheit zu geben, vom Gesichtspunkt ihrer speziellen Disziplinen her, einen Beitrag zur kulturgeschichtlichen und kulturwissenschaftlichen *Theoriebildung* und *Grundlagendiskussion* im Kollegenkreis zu bieten.

Heute Abend soll dies aus der Perspektive der *Politikwissenschaft* erfolgen. Diese Aufgabe habe ich übernommen.

Von diesem Verständnis über Sinn und Zweck des „Kulturgeschichtlichen Kollegs“ könnte der *Titel* des heutigen Vortrags leicht irritierend wirken. Lässt er doch mit dem Namen des (heute nicht mehr sehr bekannten) deutschen Schriftstellers *Rudolf Borchardt* und dem Titel seines Buchs „*Der leidenschaftliche Gärtner*“ – auf den ersten Blick jedenfalls – keinen direkten Bezug zur Politikwissenschaft und deren kulturgeschichtliches oder kulturtheoretisches Erkenntnisinteresse erkennen. Dies macht an dieser Stelle vorab einige *Erklärungen* erforderlich.

Ich will gerne gestehen, dass am *Anfang* meiner Überlegungen zum heutigen Thema keine im engeren Sinn politikwissenschaftlichen Gedanken über Kultur oder Theorie der Kultur standen; dass ihnen vielmehr ein schlichtes, aber durchaus tiefgehendes *Leseerlebnis* zugrunde liegt: die Lektüre eben des Buches „*Der leidenschaftliche Gärtner*“ von *Rudolf Borchardt*, das erst posthum 1951 in erster Auflage erschien und auf das ich eher zufällig bei seiner Neuedition im Rahmen der von *Hans Magnus Enzensberger* herausgegebenen „*Anderen Bibliothek*“, versehen mit einer Reihe schöner Aquarelle von *Anita Albus*, im Jahre 1992 gestoßen war.

Die mehrfache *Wiederholung* der Lektüre führte indes dann zu einer fortlaufenden *Vertiefung* dieses ersten Leseindrucks und zu einer doppelten *Einsicht*: (a) in die *Aktualität* und zugleich (b) in die *Relevanz* dieses Werkes für die Kulturgeschichte im Allgemeinen und für die kulturgeschichtliche Theoriebildung im

* Um die nötigsten Belege und Verweise ergänzter, in der Reihe „Kulturgeschichtliches Kolleg“ gehaltener Vortrag.

Besonderen, die sich von mal zu mal weiter befestigte und schließlich zur festen *Überzeugung* wurde.

Und *daraus* (aus dieser doppelten Einsicht, die die Lektüre dieses Buches vermittelte) entstand die *Idee* zu diesem heutigen Vortrag, die sich nun auch mit einem genuinen *politikwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse* verband, so dass es mir sinnvoll und interessant scheint, über diese Zusammenhänge im Rahmen des „*Kulturgeschichtlichen Kollegs*“ zu sprechen.

Ich möchte – um den *Gang der Untersuchung* vorab übersichtsweise anzuzeigen – die nachfolgenden Überlegungen in eine *Folge von Schritten* gliedern, die sukzessive gedankenmäßig zu durchlaufen sind und die hoffentlich im Ganzen zu einem interessanten Beitrag zu dieser Vortragsreihe führen werden.

(I) Beginnen möchte ich in einem *ersten Schritt* mit einem kurzen Blick auf das *Erkenntnisinteresse* des Politikwissenschaftlers an dieser kulturgeschichtlichen Thematik, um Ihnen dabei den *engen Zusammenhang* zwischen der primären *Leseerfahrung* und dem nachfolgend sich einstellenden *politikwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse* nachvollziehbar zu machen.

(II) In einem *zweiten Schritt* werde ich dann auf *Rudolf Borchardt* als Schriftsteller und Verfasser des „*Leidenschaftlichen Gärtners*“ und auf dieses Werk speziell genauer eingehen müssen.

Dabei wird es vor allem auf die genauere *Herausarbeitung* von folgenden *Teilaspekten* ankommen:

- (1) auf eine *allgemeine Charakterisierung* des Autors als Schriftsteller, Dichter, Essayist und Publizist im zeitgeschichtlichen Kontext vor allem der 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts und auf seine *literarische Leistung* im Überblick;
- (2) sodann auf die *speziellere Vorstellung* und Charakterisierung des Werkes „*Der leidenschaftliche Gärtner*“ und seine systematische und zeitliche *Einordnung* in das Gesamtwerk des Autors sowie in die konkret-zeitgeschichtliche *Situation*; um so den „*Sitz im Leben*“ dieses Werkes aufzuzeigen.
- (3) dazu wird es besonders wichtig sein, auf die besonderen *Erfahrungsanlässe* einzugehen, die die Konzeption und Ausarbeitung dieses Werkes nachhaltig bestimmt haben;
- (4) auf die (knappe) *Darstellung* und *Charakterisierung* des Werkes nach seinem hauptsächlichlichen *Inhalt* und *Gehalt*;
- (5) ferner auf die genauere *Explikation* der spezifischen „*Theorie der Kultur*“, die in diesem Werk ganz offensichtlich enthalten ist und die ich vorab schon einmal (durchaus im *Goetheschen* Sinn) als eine „*Morphologie der Kultur*“ bezeichnen möchte.
- (6) In einem letzten Schritt käme es dann noch darauf an, den *Gehalt* dieser Art „*Theorie der Kultur*“ aus seinen zeitgeschichtlichen und zeitkritischen Bezügen herauszulösen und davon abstrahierend als einen allgemeinen, vielleicht sogar zeitlos gültigen Beitrag zur allgemeinen *Kulturtheorie* zu würdigen.

(III) Abschließend könnte dann wohl noch etwas über die *Aktualität* dieser spezifischen Kulturtheorie im Horizont unserer zeitgeschichtlichen Erfahrungen ausgesagt werden – um zur Diskussion überzuleiten.
Soviel zum Programm des Vortrags.

II. Hauptteil

Erster Schritt

Als *erster* (wie ich meine: *notwendiger*, wenn auch lediglich *vorbereitender*) Schritt war ein kurzer Blick auf das spezifische *Erkenntnisinteresse* der Politikwissenschaft an kulturgeschichtlichen und kulturwissenschaftlichen Fragen und Themen angekündigt worden.

Ich muss hier gleich eine *Einschränkung* machen: Erkenntnisinteresse nicht unbedingt *der* (zeitgenössischen) Politikwissenschaft allgemein, sondern (bescheidener) *einer Variante* dieser Disziplin, die (genau besehen) eher einer *Minderheitsposition* im Fach entspricht.

Diese Einschränkung ist nötig, weil es – allgemein gesprochen – bis heute *kein einheitliches Selbstverständnis* der Politikwissenschaft gibt; vielmehr steht einer deutlichen *Mehrheitsposition*, die Politikwissenschaft gegenwärtig eindeutig als *empirische Sozialwissenschaft* im engen Verbund mit anderen empirischen Sozialwissenschaften wie etwa der *Soziologie* versteht, eine *Minderheitsposition* gegenüber, die Politikwissenschaft immer noch eher als eine Disziplin der *praktischen Philosophie* versteht – durchaus in der Tradition des überlieferten *klassischen* Wissenschaftssystems des Aristoteles.

Man könnte auch formulieren: die zeitgenössische Politikwissenschaft ist einerseits eine *alte*, andererseits eine *neue* Wissenschaft,¹ die in einer gewissen *Konkurrenzsituation* zueinander stehen, auch gerade in den Hochschulen und damit in der Hochschulpolitik, die heute indes von einer weitgehenden wechselseitigen *Duldung* charakterisiert ist. Das war nicht immer so.

Ich will auch gleich sagen, dass sich die folgenden Ausführungen und damit der Vortrag im Ganzen die skizzierte *Minderheitsposition* zu eigen machen und Politikwissenschaft als eine primär *praktisch-philosophische* Disziplin begreifen. Das ist im Hinblick auf unser Vorhaben im Ganzen und auch im Hinblick auf das uns leitende Erkenntnisinteresse von ziemlicher *Relevanz*, wie sich gleich zeigen wird.

Repräsentativ für diese Konzeption der zeitgenössischen Politikwissenschaft aus der Tradition der aristotelischen praktischen Philosophie war in der frühen Bundesrepublik der 50er und 60er Jahre u. a. der inzwischen verstorbene politi-

¹ Dirk Berg-Schlösser/Theo Stammen: Einführung in die Politikwissenschaft, 7. Aufl., München 2003.

sche Philosoph *Eric Voegelin*, der von 1958 bis 1968 an der Universität München dieses Fach vertrat und als der Gründer der sog. „*Münchener Schule*“ der Politikwissenschaft gilt, deren *Theorieparadigma* er in seinem Hauptwerk „*Order and History*“ maßgeblich bestimmt hat.²

Auch in verschiedenen anderen grundlegenden Schriften, vor allem in seinem Buch „*Die neue Wissenschaft der Politik*“ (deutsch 1959) hat Voegelin Charakter und Aufgabe der Politikwissenschaft als praktisch-philosophische Disziplin auf folgende, (wie ich meine) nach wie vor gültige Weise bestimmt:

Politikwissenschaft ist „*die Wissenschaft von menschlicher Existenz in Gesellschaft und Geschichte*“, die sich mit Bezug auf die-
sen ihren Gegenstand als „*zeitkritische Ordnungswissenschaft*“ versteht.

Darin kommt ihr praktisch-philosophischer Grundzug deutlich zum Ausdruck. Entsprechend ist „*zeitkritische Ordnungsreflexion*“ ihr *Hauptgeschäft*, das sich nicht nur auf konkrete empirische *Institutionen* und *Prozesse* der Politik bezieht (wie das die empirische Politikwissenschaft überwiegend tut), sondern in besonderer Weise sich der *mental*en und *symbolischen Dimension des Politischen* annimmt, wie sie sich vor allem in *Sprachsymbolen* niederschlägt, in denen die Menschen ihre Existenz auslegen und ihre politische Identität ausdrücken.

Denn die Politikwissenschaft hat – nach Voegelin – zu bedenken und zu berücksichtigen,

dass „der Mensch ... für die *Auslegung* seines Lebens nicht auf die *Wissenschaft* (wartet), und wenn der Theoretiker sich mit der sozialen Realität befassen will, findet er das Feld bereits von etwas beschlagnahmt, was man als die *Selbstinterpretation* der Gesellschaft bezeichnen kann. ...

Die *Selbsterhellung* der Gesellschaft durch *Symbole* ist ein *integraler* Bestandteil der sozialen Realität, man kann sogar sagen ihr *wesentlicher Bestandteil*, denn durch eine solche Symbolisierung erfahren die Menschen die Gesellschaft, deren Glieder sie sind, als mehr denn eine bloße Zufälligkeit oder Annehmlichkeit; sie erfahren sie *als Teil ihres menschlichen Wesens* ...

Jede menschliche Gesellschaft gelangt also, ohne politische Wissenschaft, zu einem Verständnis ihrer selbst durch eine *Vielfalt*

² Eine deutsche Ausgabe dieses bedeutenden Werks ist inzwischen abgeschlossen und im W. Fink Verlag in zehn Bänden erschienen.

von *Symbolen*, manchmal höchst differenzierten *Sprachsymbolen*, in denen sie ihr Dasein auslegt.

Wenn die politische Wissenschaft anhebt, steht sie also nicht vor einer *tabula rasa*, auf der sie ihre Begriffe einritzen könnte; sie muß (vielmehr) von dem reichen *corpus* der *Selbstinterpretation einer Gesellschaft* ausgehen und sie wird ihre Aufgabe auf dem Weg *kritischer Klärung* der gesellschaftlich präexistenten Symbole lösen müssen.“ (Neue Wissenschaft, S. 49/50).³

Soweit *Eric Voegelin*. Wir können ergänzen: Auch der Begriff „*Kultur*“ ist ein solches *Sprachsymbol*, das der menschlichen und gesellschaftlichen *Auslegung* und *Selbstinterpretation* dient und das dementsprechend zum *Gegenstand* politikwissenschaftlicher Reflexion werden kann. *Hier* gründet das genuine Erkenntnisinteresse der Politikwissenschaft an kulturgeschichtlichen Fragestellungen: Sie haben jeweils entschieden mit den konkret-geschichtlichen Erfahrungen und Selbstinterpretationen von Gesellschaften zu tun.

Wir übernehmen noch einen *zweiten* wichtigen Gedanken der Voegelinischen Bestimmung von Wesen und Aufgabe der Politikwissenschaft: Ebenfalls in seiner „*Neuen Wissenschaft der Politik*“ kommt er auf die geschichtlichen *Bedingungen der Entstehung* der Politischen Theorie zu sprechen. Im Hinblick auf Platon spricht er davon:

„Diese integrale Theorie der Politik wurde geboren aus der *Krise* der hellenischen Gesellschaft.“

Und dann - diesen *Ursprung verallgemeinernd* - stellt er fest:

„In *Krisenzeiten*, wenn die Ordnung einer Gesellschaft sich auflöst, werden die *Grundprobleme* der politischen und historischen *Existenz* deutlicher als in Zeiten verhältnismäßiger Stabilität.“ (S. 20)

So besehen sei der „*Wuchs*“ der Politikwissenschaft „zu ihrer Großartigkeit als der Wissenschaft von menschlicher Existenz in Gesellschaft und Geschichte (stets) den revolutionären, *kritischen Epochen* (der Geschichte) vorbehalten“ gewesen: etwa bei *Platon* und *Aristoteles* in der Krise der griechischen Polis und ihrer Verfassung; bei *Augustinus* in der Krise des späten Roms und des frühen Christentums; bei *Hegel* in der europäischen Krise in der Epoche der Französische Revolution usw.

³ Hervorhebungen von T. St.

Die in solchen Krisensituationen sich vollziehende *Aktualisierung* der Politikwissenschaft als *zeitkritische Ordnungsreflexion* ist entsprechend nicht als *Restaurierung* früherer Versuche der Politikwissenschaft zu verstehen, sondern ist ein *Wiederverwachen des Bewusstseins* für diese *Prinzipienfragen*, für die grundlegenden existentiellen *Ordnungsprobleme* einer Gesellschaft in konkretgeschichtlichen Situationen, wie sie sich nicht zuletzt in den *Sprachsymboliken* aufweisen lassen.

Die *Aufgabe* der Politikwissenschaft besteht mithin vor allem darin,

die *Prinzipien* der politischen Ordnung „durch ein Werk der *Theoretisierung*“ wiederzugewinnen, das von der konkreten, historischen Situation unserer Zeit ausgeht und unser heutiges empirisches Wissen in seinem vollen Umfang in Betracht zieht,“ um diese *Aufgabe zeitkritischer Ordnungsreflexion* angemessen und mit Bedeutung für die gesellschaftliche und politische *Öffentlichkeit*, die – wenn sie dafür offen ist – diese kritische Ordnungsreflexion rezipieren kann, wahrzunehmen. (S. 21)

Das Gesagte mag genügen, das *spezifische Erkenntnisinteresse* einer Politikwissenschaft, die sich der klassischen Tradition der *praktischen Philosophie* verpflichtet weiß, am Begriff oder Konzept „*Kultur*“, an kulturgeschichtlichen Fragen konkret verständlich zu machen. Es handelt sich somit *nicht* um ein *beiläufiges* Interesse, das auch unterbleiben könnte, sondern um ein *zentrales*, das in die *Mitte*, in das *Zentrum* politisch-gesellschaftlicher Selbstinterpretation führt und zu deren *kritischer Klärung* einen Beitrag leistet.

Wichtig für unser weiteres Vorhaben ist nun, dass sich diese zeitkritische Ordnungsreflexion nicht durchwegs auf das *Ganze der politischen Wirklichkeit* wird richten können und müssen; dass vielmehr und eher die *Regel* ist, dass sich diese Ordnungsreflexion auch an einzelnen *repräsentativen Phänomenen* dieser Wirklichkeit, in denen sich ihre *Ordnungsproblematik* auf besondere Weise *verdichtet*, entzünden und verwirklichen kann.

Einen solchen Fall haben wir hier meiner Überzeugung nach durchaus vorliegen, wenn wir uns jetzt im Folgenden *Rudolf Borchardts* Buch „Der leidenschaftliche Gärtner“ zuwenden.

Wir verstehen dieses Werk nämlich – das sei hier vorab schon einmal pauschal festgestellt – als das *literarische Zeugnis* einer solchen epochalen *Krisen- und Unordnungserfahrung* und zugleich als Ausdruck einer spezifischen *Bemühung*, diese epochale *Unordnungserfahrung* kritisch zu deuten und gedanklich durch *kulturtheoretische* und *kulturgeschichtliche* Erkenntnisbemühungen zu überwinden und dabei etwas über die existentielle Wahrheit des Menschen herauszufinden und öffentlich zu machen.

Wir haben es mithin im Folgenden mit einer *indirekten, mehrere Ebenen* umfassenden *kritischen Analyse* zu tun:

- 1) Wir verstehen *Rudolf Borchardts* Werk als eine *repräsentative zeitkritische Ordnungsreflexion* über die konkret-geschichtliche Wirklichkeit vor allem der 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts, die sich als *Theorie der Kultur* artikuliert, um diese zeitgeschichtliche *Erfahrungen* angemessen und relevant erkenntnistheoretisch zu bearbeiten: im Hinblick auf die wahre Ordnung der Menschen.
- 2) *Unser Erkenntnisziel* ist, dieses repräsentative Werk in seiner *zeitkritischen* wie in seiner *kulturgeschichtlichen Bedeutung* zu verstehen sowie seinen *Erkenntnisüberschuss* für unsere Zeit zu nutzen und zu würdigen: als einen erstzunehmenden Beitrag zu einer *Theorie der Kultur*, die uns auch heute noch etwas zu sagen hat und insofern angeht.

Zweiter Schritt: Rudolf Borchardt und sein Werk

So vorbereitet, können wir uns jetzt dem *zweiten Schritt* unserer Überlegungen, der zugleich der umfangreichste und entsprechend am meisten untergliederte Schritt sein wird, zuwenden.

Hier geht es jetzt in der Hauptsache um *Rudolf Borchardt* und sein Werk „*Der leidenschaftliche Gärtner*“. Wir beginnen mit der Beantwortung der Frage:

1. Wer war Rudolf Borchardt?

Diese Frage ist heute selbst im Rahmen einer Universitätsvorlesung kaum zu vermeiden.

Denn *Rudolf Borchardt* ist – *trotz* der Tatsache, dass sein schriftstellerisches Werk in einer sorgfältigen und umfassenden, sogar inzwischen wohlfeilen 12-bändigen Ausgabe vorliegt, ferner *trotz* der Tatsache, dass eine *Rudolf-Borchardt-Gesellschaft* besteht, die es sich zum Ziel gesetzt hat, „das Werk des Dichters Rudolf Borchardt für die Nachwelt zu sichern und zu pflegen, und für die Wahrung, Sammlung und Betreuung des dichterischen, wissenschaftlichen und brieflichen Nachlasses sowie Veröffentlichungen aus demselben zu sorgen“. So in § 2 der Satzung der Rudolf-Borchardt-Gesellschaft, und schließlich *trotz* der Tatsache, dass diese Gesellschaft in lockerer Folge eine *Schriftenreihe* mit Quellen und Dokumenten zu Leben und Werk Rudolf Borchardts herausgibt und auch sonst in jüngster Zeit sich die Forschung dem Leben und Werk von R. Borchardt verstärkt zuwendet, – heute *kein* Dichter und Schriftsteller, *kein* Autor mehr, der einer breiteren Öffentlichkeit in *lebendiger Erinnerung* wäre und ihr etwas zu sagen hätte.

Insofern sind einige Sätze angebracht, um wenigstens ein *skizzenhaftes Bild* von *Person und Werk Borchardts* im zeitgeschichtlichen Kontext zu entwerfen:

Rudolf Borchardt, am 9. Juni 1877 als Sohn wohlhabender jüdischer Eltern in Königsberg (Pr.) geboren und am 10. Januar 1945 in Trins/Tirol gestorben, hatte in Berlin, Bonn und Göttingen vor allem klassische Philologie studiert; seit 1903 lebte er – mit nur wenigen längeren Unterbrechungen (z. B. während des Ersten Weltkriegs) – in Italien, zumeist in der Toskana. Im April 1944 wurde Borchardt denunziert und zusammen mit seiner Familie von deutscher Militärpolizei verhaftet und nach Innsbruck deportiert. Man hatte ihm erklärt, er werde nach *Auschwitz*, seine Frau und Kinder nach *Dachau* kommen. Merkwürdigerweise ließ der deutsche Offizier, der den Transport leitete und Borchardt dabei näher kennenlernte, ihn und seine Familie unerwartet am Brenner entkommen. Zuflucht und Versteck fanden sie in dem kleinen Dorf *Trins* in Tirol. Hier starb Borchardt im Januar 1945 an einem Schlaganfall.⁴

Entscheidend für das Selbstverständnis Borchardts als *Dichter* waren seine frühen Begegnungen mit *Stefan George* und *Hugo von Hofmannsthal* sowie seine lebenslange freundschaftliche Beziehung zu *Rudolf Alexander Schröder*. Sein beträchtliches literarisches Werk von 1905 bis 1940 umfasst Gedichte, Dramen, Erzählungen, Essays, Aufsätze, Reden, (politische) Polemiken und Pamphlete sowie zahlreiche Übersetzungen, unter denen die von *Dantes* „*Göttlicher Komödie*“ (in ein erfundenes altertümliches Deutsch) herausragt und Aufsehen erregte.

Sein oft leidenschaftliches politisches Engagement – auch gerade in den 20er Jahren – wies ihn als einen überzeugten Vertreter der sog. „*Konservativen Revolution*“ aus, die er selbst bezeichnenderweise als „*schöpferische Restauration*“ interpretierte.

Charakteristisch für seine öffentliche Stellungnahme zu kultur- und nationalpolitischen Kontroversen waren oft extreme und zu entsprechendem Widerspruch reizende *exzentrische Positionen*, die den Zeitgenossen nicht selten zum *Ärgernis* wurden und von denen her er vielfach bedeutende zukunftsweisende literarische Leistungen (wie von *Proust* oder *Joyce*) verkannte und ablehnte. Selbst Freunde wie *Hofmannsthal* nahmen das *Bedenkliche* an ihm wahr, das sie in dem „*Eigentümlichen* und zugleich *Gefährlichen* (erkannten), daß sich in ihm eine *philologisch-historische Begabung* höchsten Ranges, wie sie kaum einmal im Jahrhundert auftaucht, mit einer *dichterischen Sendung* verschwistert. Daher stellt das Ererbte, Vergangenen-Gegenwärtige an ihn eine dämonische *Forderung*, die genau bemessen ist nach der dämonischen, ihm verliehenen *Kraft*, es (das Dämonische) als noch lebend zu erfassen.“⁵

⁴ Vgl. dazu: Rudolf Borchardt: *Anabasis – Aufzeichnungen, Dokumente, Erinnerungen 1943-1945*, hg. von Cornelius Borchardt in Verbindung mit dem Rudolf Borchardt Archiv (=Schriften der Rudolf-Borchardt-Gesellschaft, Bd. 9, 2003).

⁵ Hugo von Hofmannsthal, Brief vom 30.4.1923.

Die *Weimarer Republik* hatte er von Anfang bis Ende entschieden *abgelehnt* und *bekämpft*, dabei meist den Standpunkt eines legitimistischen Monarchisten einnehmend.

Später, nach dem Zweiten Weltkrieg hat der bedeutende Germanist *Richard Alewyn* die Frage „*Wer ist Rudolf Borchardt?*“ (1977) zu beantworten gesucht und ist zu *folgender Bewertung* gekommen:

„Es sind, wie wir fürchten, nicht viele, die ihn kennen als den, als der er einmal zu allverbreitetem Erstaunen auftauchen wird, wenn die schauerliche Verfälschung aller Maße und Gewichte, die die Literaturgeschichte des vergangenen Menschenalters verdunkelt, berichtet sein wird: *als einer der wenigen deutschen Meister der Sprache, ihr ehrfürchtigster Diener, ihr durchtriebenster Kenner und ihr besessener Liebhaber, ein Philologe im entsagendsten wie im leidenschaftlichsten Sinne*, ein Geist, der bei der unschuldigsten Berührung Worte auszuspeien beginnt, Gewitter, Eruptionen, Katarakte von Worten, die mit der Naturgewalt wohl die Unaufhaltsamkeit teilen, aber weder die Blindheit noch die Roheit. Wo gäbe es noch im Deutschen Sprache, die gleichzeitig so improvisiert ist und so artikuliert, so spontan und so erudit? Was Borchardts Prosa insbesondere auszeichnet, ist das, was auch seine Briefe zu einem so einzigartigen Schauspiel macht: wie dem schreibenden die Wörter zuströmen, wie sie sich auf magnetisches Geheiß zu majestätischen Bögen spannen und Abgründe überbrücken, ohne auch nur einen Augenblick die Fassung zu verlieren, wie sie, selbst am Rande des Absturzes, die Rettung niemals verweigern und, durch keine andere Kunst als die einer phänomenalen Syntax, auch die wandelnde Position wiederherzustellen helfen. Hier, an dieser *größten rednerischen Begabung*, die sich der deutschen Sprache bedient hat, wenn irgendwo, ist ein Begriff zu gewinnen von der Magie und der Majestät, deren sie fähig ist ...

Wer möchte das *Zweideutige* einer solchen Begabung verkennen, und wer *das Großartige*? Borchardt machte es seinen Feinden, und wohl auch seinen Freunden, leicht, sich an ihm zu ärgern, aber keinem, ihm die geistige Leidenschaft abzusprechen, den heißen Atem und die inbrünstige Unbedingtheit. Seinem Wesen war *Undurchsichtiges* in reichem Maße beigemischt. Jahrelangen *Verfinsterungen* ausgesetzt, ist er von seinem *Dämon dunkle Straßen* getrieben worden. Er hat sich selten anders als im Äußersten bewegt, bald gehemmt, bald gehetzt, einmal getrübt und dann wieder erleuchtet, schwankend zwischen Depressionen und Euphorien,

zwischen trotziger Einsiedelei und fieberhafter Aktivität im großstädtischen Getriebe, zwischen ungestümen Aufbrüchen und jähem Abbrüchen, und ist doch aus allen Stürzen mit heilem Bewußtsein und *ungeschwächtem Selbstbewußtsein* wieder aufgetaucht, alles, nur nie gemächlich, niemals kleinlich und niemals käuflich - eine *dämonische Natur*, falls das viel mißbrauchte Wort noch einen Sinn bewahrt hat ...“

Dem ist wohl wenig *Charakteristisches* noch hinzuzufügen. Durchaus ähnlich sind die Eindrücke anderer Zeitgenossen und Kenner – wie z. B. von *Werner Kraft*, der die einzige größere Monographie über Borchardt geschrieben hat (1956).

Es sei denn, man erinnert noch an jene ganz andere, ebenso scharfsichtige wie scharfzüngige, pointierte und treffende Charakterisierung Borchardts, wie sie *Franz Blei* in seinem „*Bestiarium literaricum*“ seinerzeit gegeben hat:

„DER BORCHARDT. Ein sehr sporadisch vorkommender, immer allein und hoch fliegender schöner Vogel aus der Gattung der Edelfasane, der nur in der Höhe sein und über Maßen kostbares Gefieder zeigt, im Busche kriechend, aber geschickt es so zu verbergen weiß, daß man nur die graue Unterseite seines Feder schmuckes sieht, was Beobachter, welche den Borchardt im Fluge nicht gesehen haben, sondern nur manchmal im Buschwerk, zu der Behauptung veranlaßte, er sei grau und nicht so prächtig wie man sage. Auch sein solitäres Vorkommen haben einige mit Unrecht bestritten und behauptet, er sei ein Gefolgsvogel der George. Doch stimmt dieses mitnichten. Darin ganz unähnlich den Fasanen ist des Borchardts Schrei von schönem Klang, fast ein Gesang zu nennen, in dem manche vieler Singvögel Singart zu entdecken meinen, aber die wenigen, die sich genauer mit dem Gesang des Borchardts befaßt haben, sprechen, er habe eine ihm durchaus eigene edle Melodie, nur singe er viel zu selten als daß man sie sich merken könne.“⁶

Der Publizist *Friedhelm Kemp* hat in einem knappen, konzentrierten *Portrait* über Borchardt folgenden *Zugang zum Werk* dieses Autors empfohlen:

„Es gibt vielleicht nur *einen* angemessenen Weg, auf dem man zur Wahrnehmung und Anerkenntnis seines *Ranges* gelangt: man

⁶ Franz Blei, Porträts, S. 381.

nehme ein *Einzelwerk* ... mache sich dieses Einzelwerk in seiner *Eigenart* und durchgebildeten *Komplexität* deutlich, um dann, Kreise schlagend, immer weiter ausgreifend, von Verwandtem zu Entferntesten fortzuschreiten.“⁷

So sei im Folgenden verfahren! Zumindest was den *ersten Teil* dieser Empfehlung betrifft, ein einzelnes Werk herauszunehmen und ins Zentrum zu stellen. Für die Zwecke unseres Versuchs, für die *Erkenntnisabsichten* dieses Vortrags bietet sich dazu als besonders geeignet das erst posthum 1951 erschienene kulturgeschichtliche Werk „*Der leidenschaftliche Gärtner*“ an.

2. „*Der leidenschaftliche Gärtner*“ (1951)

Dieses Werk entstand in der Hauptsache – von einigen *Vorstudien* und *Materialsammlungen* abgesehen – in den 30er Jahren, 1934 beginnt Borchardt mit der Niederschrift, 1938/39, als sich durch die expansive Politik Hitler-Deutschlands die *europäische Krise* anbahnte und rapide auf die *Katastrophe* des Zweiten Weltkrieges zubewegte, hat Borchardt das Buch abgeschlossen – in seiner Wahlheimat Italien.

Die Jahre seit der NS-Machtergreifung 1933 hatten Rudolf Borchardt immer mehr isoliert; als *Jude* konnte er nicht mehr nach Deutschland zurück, zu dem er sich in seiner ganzen geistig-kulturellen und auch politischen Existenz stets entschieden *zugehörig* gefühlt hatte. Dadurch wurde sein zunächst selbstgewählter Aufenthaltsort in der Toskana immer mehr zum *erzwungenen Exil*, das er nicht mehr ohne Gefahr für Leib und Leben verlassen konnte.

In dieser zunehmend angespannteren Situation, d. h. vor diesem sich rasch verdüsternden *Erfahrungshorizont* entstand sein *letztes Buch*, dessen Druck der Autor selbst nicht mehr erleben sollte; ein „*Gartenbuch*“, wie der Untertitel sagt; das allein ist schon bemerkenswert: Ein *Gartenbuch* auf dem Höhepunkt der europäischen *Krise* der Zeit.

Äußeren Anstoß dazu gaben Freunde, die durch ihre weitreichenden internationalen Beziehungen dem Dichter *verlegerische Möglichkeiten* für das Buch im Ausland, vor allem in *England* und *Amerika*, vermitteln wollten. 1939 wurde ein Manuskript des Werkes auch nach England geschickt, um dort zuerst *übersetzt* und dann *publiziert* zu werden; dazu kam es aber nicht mehr, das Manuskript ging unterwegs verloren. Nur einige *Teildrucke* erschienen 1942 in der *Neuen Zürcher Zeitung* noch zu Lebzeiten des Verfassers.

Der eigentliche tiefere *Erfahrungsanlass* ist jedoch wohl in der zunehmend bedrängteren und gefährdeteren existentiellen Lage des Autors in jener Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zu vermuten. Meiner Einschätzung

⁷ Deutsche Dichter, Bd. 7, Reclam, 1989, S. 98.

nach reagiert der Autor mit diesem Werk auf eine der schlimmsten *Krisen- und Unordnungsphänomene* des 20. Jahrhunderts: auf den *Nationalsozialismus* und dessen *rassistische Ideologie*. Sein Werk stellt eine *zeitkritische Reflexion* dieser massiven, die Existenz nicht nur der einzelnen infragestellenden *Herausforderung* dar, die sich zu ihrem Erkenntnisziel eines *kulturmorphologischen Verfahrens* bedient. Darauf wird gleich näher einzugehen sein.

Zunächst sei jedoch – mit Verweis auf einige andere zeitgenössische Beispiele – darauf hingewiesen und belegt, dass *Rudolf Borchardt* mit seinem zeitkritisch intendierten Werk über die epochalen *Herausforderungen* dieser Zeit damals keineswegs allein stand.

Vielmehr *verdichtet* sich in jenen späten 30er und frühen 40er Jahren die *Anzahl* ähnlicher *zeitkritischer* Werke in der deutschen Literatur sowohl des *Exils* als auch der *inneren Emigration* signifikant: zahlreiche Werke entstehen damals, in denen sich die von den zeitgeschichtlichen Ereignissen ausgelöste *zeitkritische Tendenz* mit den Versuchen der umfassenden *Deutung* der weltgeschichtlichen Lage in und um Deutschland und ihrer Ursachen verbindet.

Einige wenige Hinweise auf parallele Werke mögen genügen, um diesen dichten *Kontext* zu umreißen, in den offensichtlich auch *Borchardts* Versuch dieser politisch motivierten zeitkritischen Erfahrungsverarbeitung einzuordnen ist.

Ich nenne – ohne systematische oder chronologische Ordnung – einige *Autoren* und *Buchtitel*, die diesen Kontext mit konstituieren: z. B. *Ernst Cassirer*: „Vom Mythos des Staates“ (1946); *Karl Löwith*: „Von Hegel zu Nietzsche - der revolutionäre Umbruch im Denken des 19. Jahrhunderts“ (1939/49); *Rudolf Kassner*: „Das Neunzehnte Jahrhundert - Größe und Gestalt“ (1947); *Eric Voegelin*: „Die politischen Religionen“ (1938); *Heinrich Mann*: „Ein Zeitalter wird besichtigt“ (1946); *Thomas Mann*: „Dr. Faustus“ (1947) oder *Karl Popper*: „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ (1945); *Helmut Plessner*: „Die verspätete Nation ...“, das den ursprünglichen Titel: „Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche“ (1935) trug; *Ernst Bloch*: „Erbschaft dieser Zeit“ (1952); *Adorno/Horkheimer*: „Dialektik der Aufklärung“ (1947). Weitere Werke könnten leicht noch hinzugefügt werden, doch mag diese Aufzählung ausreichen, den Zusammenhang und die Verdichtung zeitkritischer Werke in dieser Zeit aufzuzeigen.

Bei allen Unterschieden der Autoren und Differenzen ihrer Erkenntnisweisen und -interessen – sie stimmen alle in dem Bemühen überein, die politische und „*geistige Situation der Zeit*“ (K. Jaspers), die sie als im höchsten Maße in *Unordnung* und *Krise* geraten verstehen, hinsichtlich der tieferen *Ursachen* und *Gründe* für *Krise* und *Unordnung* auf der Basis verschiedener literarischer und philosophischer *Erkenntnisprogramme* zu interpretieren und verständlich zu machen: für sich und die Zeitgenossen, die davon mitbetroffen waren.

Mit Max Frischs „*Stiller*“ zu sprechen: „Jemand macht eine *Erfahrung*, und jetzt sucht er die *Geschichte* seiner Erfahrung“. Die angeführten verschiedenen Autoren haben mitten im 20. Jahrhundert in den totalitären *Regimen* und *Ideologien* eine „*schlimme Erfahrung*“ gemacht, und jetzt suchen sie – jeder auf seinem *Wege*, mit seiner *Methode* und seinem *Erkenntnisprogramm* – eine *Erklärung* dieser schlimmen Erfahrung, indem sie u. a. auf die *Geschichte* dieser Erfahrung rekurrieren.

Die *Suche* nach einer befriedigenden Erklärung der politischen Übel des 20. Jahrhunderts (*Totalitarismen* und *Kriege*) kann sie unterschiedlich weit in die Geschichte zurückführen; verschiedene *theoretische* und *methodische Ansätze* werden dazu bemüht. Bedeutende philosophische, geschichtsphilosophische, historische, sozialwissenschaftliche und literarische *Erkenntnisprogramme* wurden auf diese Weise gewonnen und gleich eingesetzt, deren unterschiedliches *Deutungspotential* bis zur Gegenwart durchaus Beachtung verdient.

Es mag überraschen und verwundern, *Rudolf Borchardts* Werk über den „Leidenschaftlichen Gärtner“, das in der ersten Auflage von 1951 mit „*Ein Gartenbuch*“ unterschrieben war, im Kontext dieser genannten bedeutenden *zeitdiagnostischen Werke* aufgenommen zu finden.

Das mag in der Tat *ungewöhnlich* scheinen; um das verständlich zu machen, ist jetzt näher auf *Aufbau* und *Inhalt* dieses Buches einzugehen.

Beginnen wir mit dem *Aufbau*: In der „Werkausgabe in Einzelbänden“ (von 1968)⁸ wie in der Einzelausgabe im Rahmen der „*Anderen Bibliothek*“ von H. M. Enzensberger (von 1992) besteht dieses Werk aus sieben (durchnummerierten) *Kapiteln*, einem „*Postscript*“ und einem „*Katalog der erkannten, Neuen, Verlorenen, Seltene, Eigenen*“ sowie einem „*Register der Pflanzennamen*“. In der Erstausgabe von 1951 fehlte das IV. Kapitel.

Für das nähere Verständnis des Aufbaus wie auch des Inhalts sind die in den einzelnen Kapiteln behandelten *Themen* wichtig; darüber geben die *Titel* der Kapitel bereits ersten Aufschluss, weswegen sie hier aufgeführt seien:

- I. *Der Mensch und die Blume*
- II. *Der Mensch und der Garten*
- III. *Der Garten und die neue Blume*
- IV. *Die wilde Blume und die Kulturpflanze*
- V. *Die Blume als Teil der Landschaft*
- VI. *Die Blume und der neue Garten*
- VII. *Säen, Pflanzen, Graben, Nähren*

⁸ Diese Ausgabe liegt im Folgenden zu Grunde; nach ihr wird zitiert.

Aus *Zeitgründen* werde ich im Folgenden nicht alle sieben Kapitel plus Postscriptum einbeziehen, sondern mich auf die *Kapitel 1 und 2*, (Der Mensch und die Blume, Der Mensch und der Garten) sowie auf das *Postscript* konzentrieren; sie scheinen mir im Hinblick auf unser leitendes Erkenntnisinteresse am *aufschlussreichsten* zu sein.

Um jetzt auf den *Inhalt* näher einzugehen, so ist vorab noch an eine *Selbstverständlichkeit* zu erinnern, die nämlich, dass Bücher wie das vorliegende durchaus *verschiedene Lesarten* zulassen, dass die von *uns gewählte* zeitkritische mithin nur *eine* unter mehreren möglichen ist.

Borchardt selbst hat im Verlauf der einzelnen Kapitel immer wieder, aber auch in Briefen, die die Entstehung seines Werkes begleiten, *Hinweise auf verschiedene Lesarten* seines Buches gegeben.

Der *entscheidende, unsere* letztlich politische und zeitkritische Lesart des kulturgeschichtlichen und kulturkritischen Buches bestimmende Hinweis findet sich eingangs des „*Postscripts*“. Dort lesen wir:

„Der Leser, mit dem der Verfasser dieses Buches noch auf diesen späten seiner Seiten ... sich zu unterhalten das Glück hat, ... weiß natürlich längst, daß er *nicht* in dem Gartenbuch eines *Gärtners* verweilt hat, und auch *keines Botanikers*, und schließlich – ... – auch *keines* bloßen *Liebhhabers*. Er ist in der *Gesellschaft eines Humanisten* gewesen.

Und wenn er (der Leser) in ihr (in der Gesellschaft eines Humanisten) den Eindruck gewonnen hat, daß es *möglich*, ja *nötig* ist, den *Garten*, so wie alles was den Menschen wirklich angeht, als eine Form der *Einheit* und *Unteilbarkeit* des menschlichen Geistes anzusehen – denn dies und nichts anderes ist die ganze *Humanitas* – so ist der *Aufwand* dieses Buches nicht vertan“ (S. 237).

Jede Wendung in diesen Sätzen will sorgfältig bedacht sein: Zuerst die verschiedenen *Unterscheidungen: Gärtner, Botaniker, Liebhaber*; man könnte noch „*Kenner*“ hinzufügen; denn es steht außer Frage, dass das Buch in jeder seiner Einzelperspektiven (kulturgeschichtlich, gartenhistorisch, botanisch und auch praktisch) von großer *Kennerschaft* zeugt und von ihr entscheidend profitiert.

Sodann dass all diese Unterscheidungen (im positiven Sinn des Wortes) *aufgehoben* werden durch den Hinweis auf die *Gesellschaft eines Humanisten*. Borchardt nennt sich selbst „einen *Humanisten*“ und zeigt mit der gleichzeitigen Relativierung der anderen möglichen Lesarten und Zugriffe (*Gärtner, Botaniker* und *Liebhaber*) an, welche *Dominanz* er bei der Lektüre seines Werkes gesetzt und einzuhalten wünscht. Was der Begriff des *Humanisten* und der andere der *Humanitas* in diesem Kontext für den *Klassischen Philologen* Borchardt bedeutete

und an bedeutsamen *Bezügen* evoziert, geht aus den anschließenden Sätzen des „*Postscripts*“ klar und deutlich hervor:

„Es ist dann deutlich geworden, daß auch hier *Eins in Allen* ist, daß die *Geschichte* und die *Naturwissenschaften*, daß die *Politik* und die *Poesie*, daß die *Gesetze*, die das Individuum wie die Gesellschaft regeln, ja daß die *Philosophie* und die *Ahnung der Unsterblichkeit* alle auch auf diesem Punkte der *großen Sphäre, die wir sind, zusammenlaufen*“ (S. 237/8).

„Die große Sphäre, die wir sind“, dazu gehört auch der *Garten*. Denn: Der *Garten*, um den es dem Humanisten Borchardt hier geht, „ist, wie die *Bühne* und das *Museum*, wie die *Bibliothek* und die Kuppel des *Sternenwächters*, wie *Orchester* und *Tempel* und *Thronsaal*, eine *geheiligte Umgrenzung* unserer *höchsten Würde*, und er (der *Garten*) kommuniziert mit ihnen allen, wie sie untereinander alle allerwärts kommunizieren“ (S. 238).

Damit wird der *Garten* als ein *Kultur-* (nicht: *Natur-*)Phänomen in eine bedeutende, *zentrale Position* in der *Welt der Menschen* gerückt – als Garten der Menschheit und der Menschlichkeit.

Und die Selbstcharakterisierung Borchardts als *Humanist* bedeutet nicht zuletzt, dass es ihm auch gerade in seiner *Zeitkritik* um den Menschen in seiner Welt geht. Diese Grundeinstellung hat Borchardt bereits in einem Brief an *Hugo von Hofmannsthal* aus dem Ersten Weltkrieg nachdrücklich und beinahe apodiktisch vertreten: Dort stellt er fest, „daß, seit Generationen zum ersten Mal wieder, der *Dichter* eine (öffentliche) *Funktion* hat“. Es handle sich um die Aufgabe, „*die Welt der Welt zu erklären, die aufgehört hat sich zu begreifen und daran fast zu Grunde geht*“⁹

Ein gewichtiger Satz, der dem „Dichterberuf“ auch im Kontext des 20. Jahrhunderts große Bedeutung mit Nachdruck attestiert.

Es gibt hinreichend viele Indizien – auch im Spätwerk „Der leidenschaftliche Gärtner“ – dafür, dass für Borchardt diese *Aufgabenbestimmung* und damit sein *Selbstverständnis als Dichter* auch gerade am Vorabend des Zweiten Weltkriegs noch Geltung besaß und so das *eigentliche Grundmotiv* seines Schreibens unter den einschränkenden Lebensbedingungen des Exils war. Hier ist der tiefere Grund für seine zeitkritische Ordnungsreflexion.

Dieses Motiv wirkte sich im *Inhalt* seines Buches nun in *zwei Richtungen* aus, die aufeinander verwiesen sind und zusammenwirkend eine *Einheit* der Gesamtintention und Gesamtargumentation des Werkes bilden:

⁹ Briefwechsel, S. 117. 15. August 1915.

– einmal in die Richtung der vor allem im Postscript dominierenden *Zeitkritik an der Krise* von Gesellschaft und auch Politik der damaligen aktuellen Gegenwart am Vorabend des Zweiten Weltkriegs.

– zum anderen in die Richtung der vor allem in den beiden ersten Kapiteln entfalteten *Kulturtheorie*, die ihrerseits wieder auf den drei leitenden Begriffen der beiden Überschriften: *Mensch – Blume – Garten* basiert.

Wie bereits oben allgemein ausgesprochen: Allgemeine *Veranlassung* zu dieser Kulturtheorie hatten die zeitkritischen *Krisen-* und *Unordnungserfahrungen* gegeben. Sie entstehen bei Borchardt nicht erst in den späten 30er Jahren, sondern bestimmen sein gesellschafts- und politikritisches Denken seit dem Ersten Weltkrieg, der Revolution 1918/19 und vor allem auch seit Gründung der Weimarer Republik. Sie finden ersten Ausdruck und nachhaltige Bearbeitung in den zum Ideenumkreis der „Konservativen Revolution“ gehörenden *Schriften* und öffentlichen *Reden*. Sie finden aber entschiedene Steigerung und Verschärfung in den 30er Jahren.

Sie finden sich schon in einer der ersten größeren Schrift zum Kulturphänomen des *Gartens*, die den Titel „*Gartenphantasie*“ (1925)¹⁰ trägt und manches Thema des „*Leidenschaftlichen Gärtners*“, vor allem aus dessen „Postscript“, präludiert. Hier setzt sich Borchardt in *zeit-* und *kulturkritischer* Absicht mit einigen zeitgenössischen Tendenzen der Gartenkultur der 20er Jahre auseinander, die ihm als „*Gartenfrevl*“ erscheinen. Demgegenüber findet er es „triftig, auch *Garten* und *Blume* in jene kleine Gruppe *unveräußerlicher Existenzformen* zu stellen, deren Besitz oder Nichtbesitz *kulturrelevant* ist“. Dies ist eine grundlegende Aussage seiner allgemeinen Kulturtheorie.

Hier artikuliert er erstmals seine *Anschaung*, die dann im „*Leidenschaftlichen Gärtner*“ unter den immer bedrohlicheren politischen und ideologischen Bedingungen des Lebens noch drängender und existentieller wird:

„In solchem Sinne genommen ist der *Garten* nicht eine unüberbaute Geländestelle beim Wohnhause, auf der etwas beliebiges Ausgesätes oder Eingesenktes mehr oder minder kurz und bunt blüht, sondern eine *uralte heilige menschliche Kulturform*, die wir wie Buch und Bild aus reinen Händen empfangen haben und rein weitervererben müssen.

In diesem Sinn ist kraft des *Gartens*, in dem sie steht, die *Blume* nicht mehr, was sie in ihrem *wilden* Vorkommen einmal war ... aus ihr entsteht, durch den Variationstrieb und Anpassungstrieb der

¹⁰ Abgedruckt in: Rudolf Borchardt: *Der leidenschaftliche Gärtner* (Gesammelte Werke in Einzelbänden, 1968, S. 17-40).

Natur, ... durch den *Menschen* die *Kulturpflanze*; aus *Kulturpflanzen* hat der Garten zu bestehen.“¹¹

Das hier bereits deutlich In-Erscheinung-Treten der drei Kräfte: *Mensch – Garten – Blume* bildet dann auch in den beiden Einleitungskapiteln des „Leidenschaftlichen Gärtners“ das *Basis-Dreieck*, auf dem die eigentümliche Kulturtheorie von Rudolf Borchardt aufbaut.

Die Ausführungen in diesen beiden Kapiteln sind sowohl *kulturgeschichtlich* (unter Einbeziehung vieler älterer mythischer oder literarischer Wissensbestände) als auch *anthropologisch* orientiert. Ihre Verbindung ergibt letztlich eine *Kultur-anthropologie*, in der *Blume* und *Garten* für den *Menschen* und seine kulturelle Entwicklungsgeschichte fundamentale und unverzichtbare Bedeutung erhalten.

Die *Gefährdungen*, die diese menschlich-kulturelle *Wirklichkeit* und *Wünschbarkeit* unter den sich verdüsternden Lebensbedingungen des 20. Jahrhunderts, vor allem von Seiten ideologisch-totalitärer Politik erfahren, bilden den eigentlichen *Stimulus* für Borchardt, in seinem Werk eine kulturgeschichtliche *Rekonstruktion* dieser für den Menschen des 20. Jahrhunderts verlorengehenden *Wirklichkeit* nachdrücklich zu versuchen. Dies ist seine Aufgabe als *Dichter* wie als *Humanist*, „die Welt der Welt zu erklären, die aufgehört hat sich zu begreifen und daran (fast) zu Grunde geht“.

Welche Rolle *Garten* und *Blume* in dieser Rekonstruktion menschlicher Kultur für Borchardt spielt, sei noch an einigen wenigen Textstellen verdeutlicht. Die Textstellen entnehme ich den ersten beiden Kapiteln „*Der Mensch und die Blume*“ und „*Der Mensch und der Garten*“.

Wie bereits erwähnt: Borchardt bemüht vielfältige mythologische und literarische Wissensbestände für seine *Archäologie* der menschlichen Kultur, d. h. um „die *Wirklichkeit* des Gartens der Menschheit“ (S. 82) zu bezeichnen.

So lesen wir: „Die Menschheit stammt aus einem *Garten*. Das meiste, das ihr seit ihrem Ursprunge zugestoßen ist, hängt mit Vorgängen zusammen, die sich als *Gartenfrevel* bezeichnen lassen, und zwar, tiefsinniger Weise, nicht als einfacher, sondern als doppelter.“

Die *Verletzung der Gartenordnung* durch philisterhaftes Aufessen von symbolischen Früchten führt automatisch zum noch bedenklicheren Mißbrauch schöner Vegetation für Werkstoff-Zwecke, nämlich für solche vergänglicher Kleidung“ (S. 83).

Aber er bleibt nicht bei dieser Art Argumentation. „Verlassen wir den frommen und den herben Scherz. Traum und Erinnerung, Wunsch und Hoffnung, Gleichnis und Sinnbild des Menschen sehen aus wie *Gärten*. Er schafft Gärten, um zu verwirklichen, dauernd oder vergänglich, was ihm als eine unstillbare

¹¹ Der leidenschaftliche Gärtner, S. 28.

Sehnsucht vorschwebt, eine *versagte* Welt. Ein Garten ist etwas, woraus man nur hat *vertrieben* werden können, denn wie sonst hätte man ihn je verlassen?“ (S. 84).

Ein Text, wie der gerade zitierte, ist natürlich kein wissenschaftlicher Text, der auf einer Analyse empirischer Daten beruht.

Er ist viel eher ein *dichterischer* Text mit einer entsprechend *normativen* Aussage, die zugleich auch *appellativen* Charakter besitzt.

Sie beruht indes – das wurde bereits deutlich – auf der *Erfahrung* von als krisenhaft bewerteten Zuständen; ihr kommt gleichwohl eine eigentümliche *Erkenntnisqualität* zu. Auch sind *utopische* Züge nicht verkennbar. Sie reflektiert mithin erfahrene Wirklichkeit im Lichte normativer Entwürfe menschlicherer Lebensverhältnisse. Dazu zieht sie auch andere dichterische Texte heran, die auf ähnlichen existentiellen Erfahrungen und deren symbolischer Deutung beruhen. So wenn an anderer Stelle im ersten Kapitel auf Goethes „*Wahlverwandtschaften*“ rekurriert wird, die zwar bereits 1809 erschienen, gleichwohl ähnliche Unordnungsphänomene zeitkritisch analysieren. Für Borchardt sind „die *Wahlverwandtschaften*, äußerlich – und doch nicht ganz äußerlich – angesehen, die Geschichte der Anlage eines Landschaftgartens durch eine Gesellschaft miteinander verknüpfter, aber schwebend von einander fortbezogener Menschen“ (S. 102); das ist sicher eine subtile und zutreffende Deutung dieses so bedeutenden Romans.

Im Kontext dieser Deutung stehen auch einige der zentralen Überlegungen des *zweiten Kapitels*, in denen es um die Spannung zwischen Blume und Garten geht. „Die *Blume* ist eine Ordnung, aber eine Ordnung ist auch, und zwar eine andere und selbständige, der *Garten*. Die Ordnung der *Blume* ist eine vormenschliche der Kreatur; die des *Gartens* eine menschliche des Meisters, Bemeisterers, Umgestalters Mensch. Mit der Blume ist er durch unvernünftige *Sehnsucht* verbunden, mit dem Garten durch den *Willen* ... Aus dem Reichtum dieser Spannung lebt der *Mensch* des Gartens, ..., wie der *Garten* des Menschen, die krisenreiche Geschichte des menschlichen Gartens, aus ihr lebt“ (S. 106/7).

Für den von Borchardt vertretenen und hier explizierten kulturtheoretischen Ansatz ist das Verhältnis Mensch – Garten besonders konstitutiv. „Denn der Garten kann nichts anderes sein als eine *Ordnung*; er ist der *Messer*, an dem die genauen *Proportionszahlen* des menschlichen Verhaltens zur *Natur* ordnungsmäßig ausschlagen müssen. Er ist eine Ordnung auch im Sinne des *Maßes*, der *Erziehung* und der *Rettung* – denn alle Ordnungen sind eben auch alles dieses“ (S. 108):

Und weil dies so ist, ist der „*Gartenfrevel*“, die Beschädigung, noch mehr natürlich die *Zerstörung* des Gartens unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts, eine *Gefährdung* zugleich der *Conditio humana*, ja des *Menschen* selbst.

Diese wahrgenommene und an vielen Einzelphänomenen aufgewiesene Gefährdung des Gartens ist vor allem auch der treibende Impuls zeitkritischer Reflexion, wie sie sich abschließend im *Postscript* konzentriert.

Wir haben in Erinnerung, dass Borchardt dieses *Postscript* aus der Perspektive des *Humanisten* geschrieben hat (S. 266).

Hier gewinnt die Zeit- und Kulturkritik Borchardt – aus der Sorge um den „Garten der Menschheit“ – auch direkt deutlich politische Konturen und Schärfe. So wenn er ausholt und schreibt:

„Der Verfasser muß noch einen Schritt weitergehen und gerade mit solchen seiner Freunde ein wenig hadern, mit denen er nicht nur sich gemeinsamen Bodens erfreut, sondern deren höchste Verdienste um selbständige Anpassung der Gartenweisheit des Auslandes an lokale Bedingungen er selber hervorzuheben der Erste gewesen ist.“

Zu den *Tendenzen*, von denen er beiseite zu treten wünscht, gehört auch eine, gewiss nicht der Absicht, aber der Wirkung nach *nationalistische*. Es scheint ihm eine *verhängnisvolle Forderung* zu sein, für bestimmte lokale Möglichkeiten von Gärten, z. B. von „deutschen Gärten“, die *Züchtung* und die literarische *Propaganda* zu ausschließlich unter den Begriff einer *Auslese* dessen zu stellen, „was sich wirklich in unserem Klima wohlfühlt“, und das „dieser *Fiktion* scheinbar widerstrebende allzu dogmatisch aus ihm hinauszufiltern“.

Und dann folgt mit aller Entschiedenheit das Bekenntnis des Autors, sich gegen solche Tendenz zu stellen: „Dies *Buch* ist geschrieben worden, um auf dem Wege der geschichtlichen Darstellung zu *erhärten*, daß keiner von den in dieser *Theorie* (des *Rassismus*) vorausgesetzten Begriffe der Prüfung standhält oder sich den Tatsachen fügt“ (S. 276).

So ist für ihn eine „*nordische Landschaft*“ (von Pflanzen und Blumen) eine entweder gewaltsame oder eine kurzsichtige Fiktion. Auslesen sind ... „als *Dogmen* eine *Schrulle*“. Dass es Schlimmeres als eine *Schrulle* war, musste Borchardt noch kurz vor dem Kriegsende am eigenen Leib erfahren.

Demgegenüber erhebt er von seiner kulturgeschichtlichen Perspektive her die Forderung: „Es muß weitergehen, wie es gegangen ist; es muß *zugewandert* werden wie eh und je, es muß um *Akklimatisierung* gerungen werden, weiter und weiter. Der *Reichtum* muß spenden und senden, er allein ist oder hat das Maß, die Armut muß sich kolonisieren und humanisieren lassen, wie es der geschichtliche Platz sie lehrt.“

Dies vor allem aus folgendem Grund: „Der menschliche Garten ist durch seine Geschichte ein *Bereich völkerverbindender Götter* und ihr Wirkbezirk geworden.

Er ist eine *Einheit*, die gleiche durch alle Zonen und Breiten, ein *Symbol* der Einheit des menschlichen Geistes“ (S. 279).

Und schließlich die für einen entschiedenen *Gegner* und *Ablehner* der Weimarer Republik mit ihrer demokratischen Verfassung und für einen legitimistischen *Monarchisten* höchst erstaunliche, aber aus der nun offenbar wachsenden *Gegnerschaft* gegen die totalitäre und ideologische Bewegung des Nationalsozialismus am Vorabend des Krieges verständliche Sätze:

„Der *Garten der Menschheit* ist eine gewaltige *Demokratie*; er braucht niemanden, der ihn populärer machen müßte, als er an sich schon ist. Er ist nicht die einzige Demokratie, die durch ungeschickte Anwälte in die Gefahr gebracht werden kann, *enthumanisiert* zu werden; und *Demokratie ohne Humanität* ist mit dem ersten Schritt plebejisch, und mit dem zweiten vulgär“ (S. 272).

Mag der Begriff der „*Demokratie*“ in diesem Kontext *nicht* im strengen Sinn *politisch* zu verstehen, sondern stark *metaphorisch* gemeint sein: die Botschaft dieser zeitkritischen Sätze ist gleichwohl in einem immensen und ausgezeichneten Verständnis Ausdruck eines politischen Humanismus und einer humanistischen Politik.

Er stimmt zusammen mit Wörtern wie „*Offenheit*“, „*Vielheit*“ und „*Interkulturalität*“ und bezieht sich zunächst auf den Garten in seiner Eigenschaft als Versammlungsort von Pflanzen und Blumen zumal: zugleich ist er aber auch Aufenthaltsort der Menschen: ist insofern „*menschlicher Garten*“ oder „*Garten der Menschheit*“.

Bemerkenswert ist – wie Borchardt in den Kapiteln 3 und 4 ausführt und an breitem kulturhistorischem Material aufweist – die Tatsache, dass der *Reichtum* des *europäischen Gartens* wesentlich durch die *Aufnahme* und *Akklimatisation* von Pflanzenströmen aus allen Kontinenten der Erde (etwa infolge der europäischen *Expansion* der *Neuzeit*) zustande kam.

Diese „*Demokratie der Kultur(en)*“ ist also keine nationale, wie man das bei Borchardt vor dieser *Nazi-* und *Not-Zeit* erwarten konnte, sondern greift darüber hinaus; ist insofern zumindest eine europäische:

„In den Angeln dieser (europäischen) Verschwisterungen hängt die *Einheit des menschlichen Gartens*. Provence und Savoyen, Lombardei und Alemannenland, Flandern und Südengland sind uralte *Lötstellen der großen Kette*, an ihnen hat der geschichtliche Anpassungsvorgang der Grenzen gespottet, der sich ausbreitende *Mensch* mit dem Fuße, die sich ausbreitende *Pflanze* mit dem Korne überspringt“ (S. 282).

III. Schluss

Ich breche hier ab und versuche abschließend, die *Ergebnisse* dieser immer noch vorläufigen und selektiven Beschäftigung mit Rudolf Borchardts Werk „Der leidenschaftliche Gärtner“ (1951) zusammenzufassen.

1. Unsere *These*, bereits im Vortragstitel ausgesprochen, war, dass es sich bei diesem Buch (auch) um eine „*Theorie der Kultur*“ handelt.

2. Auf dem Wege des *Nachweises* dieser These hatte ich zunächst versucht, das eigentümliche Erkenntnisinteresse der *Politikwissenschaft* an kulturtheoretischen und kulturgeschichtlichen Fragen dieser Art näher zu bestimmen. Dazu wurde Politikwissenschaft (politische Philosophie) als *Wissenschaft vom Menschen in Gesellschaft und Geschichte* gedeutet und ihre Erkenntnisabsicht als „zeitkritische Ordnungsreflexion“ (Eric Voegelin) begriffen.

3. Diese zeitkritische Ordnungsreflexion ist u. a. an den (sprachlichen) *Symboliken* interessiert, mit denen politische Gemeinschaften in ihrer *Selbstinterpretation* arbeiten. Der Begriff „*Kultur*“ gehört in diese Gattung der politisch relevanten Sprachsymbole.

4. Am Beispiel von Rudolf Borchardt und seinem Werk „*Der leidenschaftliche Gärtner*“ (1951) wurde sodann versucht, die von diesem Dichter vorgenommene theoretische Bearbeitung und Klärung des Kulturbegriffs zu thematisieren, um an diesem Beispiel nachzuvollziehen, wie sich *zeitkritische Ordnungsreflexion* und *Theoriebildung* miteinander verbinden und was sie – im Verbund – zu leisten vermögen.

5. Dabei war das Besondere und Eigentümliche der *Borchardtschen zeitkritischen Ordnungsreflexion* gewesen, dass sie sich auf die *Kulturanthropologie* des *Gartens* und der *Blumen* konzentrierte und diese mit *kulturgeschichtlichen* Wissensbeständen aus allen Epochen und Weltgegenden fundierte.

6. Was bei Borchardts Bemühungen herausgekommen ist, ist sicher keine stringente wissenschaftliche Theorie der Kultur; wohl aber eine dichterische, literarische und kulturgeschichtliche Reflexion, ausgehend von konkret-geschichtlichen Erfahrungen unter extremen Bedingungen des Exils und der Verfolgung, im Hinblick auf die menschliche Ordnung der Kultur, für die der *Garten* als menschlicher Garten der Menschheit konkret wie symbolisch steht.

Man wird – speziell unter den mannigfaltigen Erfahrungen und Herausforderungen heutiger Gegenwart (nicht zuletzt auch ökologischer) – den *Überschuss* an Erfahrungs- und Reflexionsgehalt dieser Borchardtschen Kulturtheorie für die aktuelle Gegenwart trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit von den späten 30er Jahren, in denen dieses Buch entstand, nicht unterschätzen dürfen.

Daher verdient sein Werk „*Der leidenschaftliche Gärtner*“ – gerade heute – *wiedergelesen* zu werden – im Besonderen mit den Augen des Kulturgeschichtlers.

Normannenkunst und Islam in Sizilien: Prolegomena zu einer west-östlichen Kulturgeschichte

Thomas Dittelbach

Am Dreikönigstag 2005 erklärte der Europaabgeordnete Rocco Buttiglione zum geplanten EU-Beitritt der Türkei, dass die abendländische Kultur die Kultur des Christentums sei.¹ Diese Erklärung, die sich als öffentliche Meinung präsentierte, wird manchen Historiker verduzt haben – nicht nur angesichts der Heiligen Drei Könige, die bekanntlich aus dem Morgenland anreisen, sondern auch, weil der aus Süditalien stammende Europaparlamentarier es eigentlich hätte besser wissen müssen.

Europa war seit dem 9. Jahrhundert geprägt von der Überlagerung der verschiedenen kulturellen, sprachlichen und ethnischen Identitäten zweier Kontinente. Die aristotelische Logik, die kosmologischen und optischen Schriften des Ptolemaios und das „Buch von der Heilung der Seele“ des arabischen Philosophen Avicenna, um nur einige Beispiele zu nennen, gehörten in den Kathedralschulen und frühen Universitäten Europas zum Kern der akademischen Ausbildung.² Die Schriften stellten die Frucht einer regen Übersetzertätigkeit dar, die seit Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst in Sizilien nachweisbar ist. Die griechischen, ins Syrische und Arabische zwischenübersetzten Handschriften wurden am normannischen Hof in Palermo ins Lateinische übertragen und mit Kommentaren versehen. Die neuen Schriften verbreiteten sich wie ein Lauffeuer und bildeten die Grundlage für neue Forschungs- und Kunstaufträge an den Höfen Europas.

Der erste Teil der folgenden Erörterung ist dem allgemeinen kulturellen Status Siziliens im Mittelalter gewidmet, das Land, in dem sich die oben skizzierte Entwicklung innerhalb eines Jahrhunderts vollzog. Der zweite Teil nimmt den Hof der Normannen in Palermo näher in den Blick, die Stadt, in der die Kunst und der zeremonielle Umgang mit ihr in Auftrag gegeben wurden. Am Ende wird der geneigte Leser am Beispiel eines Meisterwerks siculo-arabischer Kunst, das sich in einem Berliner Museum befindet, wieder von Sizilien nach Deutschland zurückbegleitet.

¹ Siehe unter <http://www.zdf.de/ZDFheute/drucken/1,3733,2246753,00.html> zur Rede Rocco Buttigliones auf der Klausurtagung der CSU in Wildbad Kreuth am 07.01.2005: „Es gebe erhebliche Zweifel an einem Beitritt sowie kulturelle Fragen. Europa müsse kein christlicher Club sein, aber christlich.“

² Zum Bildungswesen, zur Bewahrung und Vermittlung von Wissen im Mittelalter siehe KURT FLASCH, *Das philosophische Denken im Mittelalter*, Stuttgart 1986, bes. Kap. 25 „Die islamische Herausforderung“, S. 262-290; DAVID C. LINDBERG, *Die Anfänge des abendländischen Wissens*, München 2000, S. 169-331.

Die Sprachen und Kulturen Siziliens

Die Arabisierung der seit 535 bestehenden byzantinischen Provinz Sizilien nahm ihren Anfang im ersten Drittel des 9. Jahrhunderts. Der „Overlay of plans“, wie William Tronzo die Überlagerung der beiden Schriftkulturen in Sizilien bezeichnete,³ manifestiert sich in den Quellen von der Zeit der normannischen Eroberung Palermos im Jahre 1072 bis zum Ende der siculo-normannischen Dynastie 1189. Im 9. und 10. Jahrhundert wurden die städtischen Zentren Siziliens aus den ländlichen Gegenden Tunesiens, dem damaligen Ifriqiya, wieder bevölkert. Die Städte nahmen rasch einen arabisch-islamischen Charakter an. Auf dem Land hingegen ging der Angleichungsprozess langsamer, dafür aber tief greifender vor sich. So vor allem im Südwesten der Insel, dem Gebiet um die Hafenstadt Mazzara del Vallo – die nur knapp 150 km von der tunesischen Küste entfernt liegt – wo die Griechisch sprechenden Bauern innerhalb weniger Generationen das Arabische als zweite Sprache annahmen und zum Islam konvertierten (Abb. 1). Mitte des 11. Jahrhunderts sprach jeder Sizilianer arabisch. Nur im Nordosten der Insel, dem Bergland um Messina, scheinen aufgrund der Festlandsnähe bis in normannische Zeit christliche Sprengel und mit ihnen griechische Dialekte überdauert zu haben.⁴

Bei der Landbevölkerung im Zentrum und im Westen Siziliens können wir im 12. Jahrhundert von einem fast hundertprozentigen arabisch-islamischen Bevölkerungsanteil ausgehen. Die *villani*, die Bauern auf dem Land rund um Palermo, gehörten zu den minderprivilegierten Bevölkerungsschichten Siziliens. Die Araber in der Stadt, die den alten ‚indigenen‘ Familien entstammten, besaßen ein Drittel der Immobilien Palermos und ein Drittel der Parks, Weinberge und Gärten im suburbanen Bereich. Während sie von den jährlichen Steuern befreit waren, mussten die *villani* diesen Tribut leisten.⁵ Die muslimischen Bauern hatten das Land mit Ertragsbeteiligung meist von einem christlichen Feudalherren gepachtet. Die Weiler bestanden aus kleinen Arabisch sprechenden Gemeinschaften, die in den Grundstücksregistern nach Namen und Territorium aufgeführt sind. Eigennamen sowie Formeln aus Schrift- und Amtssprache lassen Rückschlüsse auf die soziale und linguistische Struktur einer Region zu. Viele muslimische Weiler besaßen ihre eigene Moschee und übten bedeutenden Einfluss in Religionsfragen aus. Sie wurden von Kadis verwaltet, die ihre Gemeinde in juristischen und ge-

³ WILLIAM TRONZO, *The Cultures of His Kingdom. Roger II and the Cappella Palatina in Palermo*, Princeton 1997, S. 135.

⁴ ALEX METCALFE, *The Muslims of Sicily under Christian Rule*. In: *The Society of Norman Italy*. Edited by G. A. Loud and A. Metcalfe, Leiden/Boston/Köln 2002, S. 289-317.

⁵ VERA VON FALKENHAUSEN, *I gruppi etnici nel regno di Ruggero II e la loro partecipazione al potere*. In: *Centro di studi normanno-svevi. Università degli Studi di Bari. Potere, società e popolo nell'età di Ruggero II. Atti delle terze giornate normanno-sveve Bari*, 23-25 maggio 1977, Bari 1981, S. 133-156.

sellschaftlichen Fragen berieten und sie nach außen hin vertraten. In letzter Instanz waren die Kadis, die nach *ihrem* Religionsgesetz entschieden, zwar der lateinischen Jurisdiktion unterworfen. Sie prägten aber das kulturelle Selbstverständnis der islamischen Gemeinden in hohem Maße.⁶

Jeder Volks- und Sprachgruppe kam im offiziellen Leben eine Funktion zu, die ihr jeweils vom ersten Lehnsherrn, dem König, zugewiesen wurde. Die Geschichtsversion von äußerster ‚Toleranz‘ der normannischen Herren gegenüber der Kultur der besiegten Araber, Juden und Byzantiner ist ohne Reglementierungen und die Einbindung des *populus* in Hof- und Kirchenzeremonielle nicht denkbar. Das spiegelt sich in den Chroniken und mehrsprachigen schriftlichen Dokumenten wider, die am Hofe verfasst wurden.

Der viersprachige Grabstein des Grisandus

Das 1149 datierte Marmorepitaph mit viersprachiger Inschrift stiftete der Hofkleriker Grisandus in die Grabkapelle seiner Mutter in Palermo (Abb. 2). Im oberen Viertel des Grabsteins ließ er eine Inschrift eingravieren, die in der damaligen Alltags-Schriftsprache der jüdischen Gemeinde die arabischen Laute in hebräischen Buchstaben wiedergibt.⁷ An zentraler Stelle der Inschrift wird die verstorbene Mutter des Stifters, Anna, mit der Mutter Mariens verglichen, die ausdrücklich als „Mutter des Messias“ bezeichnet wird. Derselbe Vergleich findet sich in der arabischen Fassung im unteren Viertel des Epitaphs wieder, nicht dagegen in der lateinischen und griechischen Fassung. Die genannte Rolle Mariens als Mutter Gottes offenbart die Brisanz, mit der christliche Inhalte in islamische Formen gegossen wurden. Maria wird im Koran stets nur als Jungfrau oder Mutter bezeichnet, aber niemals als Gottesmutter, da ihr Sohn nicht Gottes Sohn ist. Deshalb kann es sich bei den Adressaten der arabischen und hebräischen Inschriften nur um *ehemals* moslemische und mosaische Araber gehandelt haben, die zum Christentum konvertiert waren. Das viersprachige Epitaph des Grisandus kann als Dokument dafür gelten, dass in Sizilien bereits um 1150 eine ökumenische Kirchengemeinde installiert werden sollte, die sich aus griechischen und römischen Christen sowie aus konvertierten Moslems und Juden zusammensetzte.⁸ Der

⁶ DONALD MATTHEW, *The Norman Kingdom of Sicily*, Cambridge 1992, S. 90-91.

⁷ WOLFGANG KRÖNIG, *Der viersprachige Grabstein von 1148 in Palermo*. In: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 52 (1989), S. 550-558; JEREMY JOHNS, *Die arabischen Inschriften der Normannenkönige Siziliens: eine Neuinterpretation*. In: *Nobiles Officinae. Die königlichen Hofwerkstätten zu Palermo zur Zeit der Normannen und Staufer im 12. und 13. Jahrhundert*. Hg. von Wilfried Seipel, Kunsthistorisches Museum 31.03.-13.06.2004, Wien 2004, S. 36-59 und S. 294-297.

⁸ Siehe dagegen J. JOHNS (wie Anm. 7), S. 297, der konstatiert, dass der Grabstein separat „die vier Religionsgemeinden ansprechen soll, nämlich Juden, römische Christen, griechische Christen und Muslime.“

Chronist am normannischen Hof, Erzbischof Romuald von Salerno, bezeugt dies mit den Worten, Roger II., der erste Normannenkönig, habe sich kurz vor seinem Tode bemüht, Juden und Moslems auf jede erdenkliche Art zum Glauben an Christus zu bekehren und die Konvertiten mit vielen Geschenken und Reichtümern belohnt: „*Judeos et Saracenos ad fidem Christi convertere modis omnibus laborabat, et conversis dona plurima et necessaria conferebat*“.⁹

Die Arabistik erkannte in der Dichtkunst des fatimidischen Hofes ein Modell für die Inhalte monumentaler Inschriften in der islamischen Palastarchitektur, die in Sizilien auch das normannische Hofzeremoniell beeinflussten.¹⁰ Der fatimidische Diwān in Kairo gab der normannischen Hofkanzlei sogar schriftliche Anleitung zum korrekten Gebrauch arabischer Titel und Anredeformeln. Das lässt sich über den Tod König Rogers hinaus bis etwa 1166 nachweisen.¹¹ Zu diesem Zeitpunkt muss die Rezeption und Adaption islamischer Elemente am normannischen Hof ihren Höhepunkt erreicht haben.

Der Nachfolger Rogers, Wilhelm I., der 1156 von Papst Hadrian IV. im Konkordat von Benevent seine Investitur erzwang, ließ sich auf seinen Münzen in arabischer Sprache nicht als Vasall des Papstes, sondern als Vasall Gottes feiern. Der in der Zecca, der königlichen Münze in Messina geprägte Gold-Tari trägt auf der Vorderseite den Namen des Königs und die Akklamationsformel *al-Hādi bi-amr-illāh*: „der Anführer, der von Gott die Investitur erhalten hat“ (Abb. 3).¹² Die Aufschrift am Rand der Münze nennt den Monat März, gemäß dem lateinischen Kalender. Die Jahreszahl 549 aber folgt dem arabischen Kalender. Das zeigt einerseits, wie tief verwurzelt die islamische Zeitrechnung in der Bevölkerung Siziliens war, andererseits wieviel Bedeutung der arabischen Bevölkerungsgruppe in Landwirtschaft, Handel und Finanzwesen beigemessen wurde. Die Utopie

⁹ WILHELM ARNDT (Hg.), Romoaldi II. Archiepiscopi Salernitani Annales a. 893-1178. Edente Wilhelmo Arndt. In: Monumenta Germaniae Historica. Edidit Georgius Henricus Pertz. Scriptorum tomus 19. 387-461, Hannover 1866, S. 427, Z. 1-3.

¹⁰ JEREMY JOHNS, I re normanni e i califfi fatimiti. Nuove prospettive su vecchi materiali. In: Del nuovo della Sicilia musulmana. (Accademia nazionale dei lincei, Fondazione Leone Caetani: Giornata di Studio, Roma, 3 maggio 1993). Hg. von B. Scarcia Amoretta, Rom 1995, S. 9-50.

¹¹ Die seit O. DEMUS und E. KITZINGER platzgreifende These, unter König Roger II. sei der Höhepunkt der multikulturellen Auseinandersetzung auf Sizilien gewesen, hat den Blick auf die ökonomisch und herrschaftspolitisch veränderte Situation unter Rogers Sohn, Wilhelm I., verstellt. Die feinmaschige soziokulturelle Überlagerung der christlichen und islamischen Einflüsse in Süditalien und Sizilien in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts sind bis heute noch nicht in angemessenem Maße erkannt worden.

¹² ROSARIO LA DUCA, L'età normanna e sveva in Sicilia. Mostra storico-documentaria e bibliografica. Ausst.-Kat. Palermo, Palazzo dei Normanni, 18 novembre-15 dicembre 1994, Palermo 1994, S. 272-275.

Wilhelms war es, die Kultur der arabischen Oberschicht mittels der Münzen in die Hände aller Bevölkerungsteile des Landes zu spielen.

Der „Liber ad honorem Augusti“

Wie weit die kulturelle Überlagerung im normannischen Königreich ging, veranschaulicht das Blatt 97 recto aus dem „Liber ad Honorem Augusti“ des Petrus de Ebulo, eine Handschrift mit kolorierten Federzeichnungen des späten 12. Jahrhunderts, die sich in Bern befindet.¹³ Der Titulus der Bildseite „Lamentatio et luctus Panormi“, „Weinen und Trauer Palermos“, bezieht sich auf den Tod des letzten legitimen Normannenkönigs von Sizilien Wilhelm II. im Jahre 1189 (Abb. 4). In drei Register unterteilt erscheinen die verschiedenen Bevölkerungsgruppen Palermos *nebeneinander*, aber *voneinander* durch Rahmenleisten getrennt. Die Rahmenleisten markieren den Verlauf der Mauern, die die Stadtviertel Palermos umgrenzten. Die verschiedenen Volksgruppen sind durch ihre Kleidung und Haartracht als Griechen, Lateiner und Araber gekennzeichnet. Auf der entsprechenden Textseite heißt es: „Bisher ist die Stadt glücklich gewesen, reich an Volk dreier Sprachen“.¹⁴

Palermo war nach Konstantinopel die wohlhabendste und bevölkerungsreichste Stadt Europas. Vergleichen wir die Rekonstruktion des arabisch-normannischen Stadtplans Palermos mit der Zeichnung des Petrus de Ebulo von 1194, so fällt auf, dass die Stadt um eine zentrale Straßenachse angelegt war. Der Miniator gab der Straße den Schriftzug *Cassaro*. Die mittelalterliche Stadtanlage Palermos verrät ein frühes urbanistisches Konzept, das der Illustrator der Handschrift genau vor Augen hatte (Abb. 5). Der *Cassaro* endete an einem ummauerten Bezirk, der sogenannten Galca, wo nach 1105 – auf den Fundamenten einer arabischen Kaserne – der neue normannische Königspalast entstand. Als Mittelpunkt des Palasts war von Anfang an eine Palastkapelle geplant. Petrus de Ebulo nennt sie *Cappella Regia*, die königliche Kapelle.

Die Unterkirche der Cappella Palatina

Die um 1130 vollendete Palastkapelle besteht aus einer Unterkirche im Erdgeschoss und einer Oberkirche mit basilikalem Langhaus im 1. Stock (Abb. 6 und 7). Der öffentliche Zugang zur Kapelle erfolgte wie heute von Süden. Der private

¹³ THEO KÖLZER und MARLIS STÄHLI (Hg.), Petrus de Ebulo. Liber ad honorem Augusti sive de rebus Siculis. Codex 120 II der Burgerbibliothek Bern, Sigmaringen 1994.

¹⁴ Ib., S. 45: fol. 97 v – „Hactenus urbs felix, populo dotata trilingui“.

Zugang des Königs erfolgte von Norden. Ein Schlüssel für das Verständnis des Baus liegt in der Frage nach Form und Funktion der Unterkirche.¹⁵

Die bauarchäologische Untersuchung und Vermessung der Unterkirche der Cappella Palatina,¹⁶ die wir 2004 und 2005 im Rahmen eines fünfjährigen Forschungsprojekts in Zusammenarbeit mit der TU Berlin durchführten, ergab unter anderem Folgendes: Nach Fertigstellung der Oberkirche wurde in einer zweiten Bauphase ein Treppenabgang vom südlichen Seitenschiff der Oberkirche in die Unterkirche angelegt.¹⁷ Die gesamte Eingangssituation der Cappella Palatina wurde durch die nachträgliche Baumaßnahme verändert (Abb. 8).

Der Eintretende wurde jetzt nach rechts am Thronpodest vorbei durch das südliche Seitenschiff zum Ambo gelenkt. Diese Veränderung der Eingangssituation muss in den frühen Sechzigerjahren des 12. Jahrhunderts vorgenommen worden sein. Denn in diese Zeit sind die Kapitelle der Pfeiler zu datieren, die den hinteren Kanzelkorb des Ambos tragen, unter dem im südlichen Seitenschiff die Treppe in die Unterkirche hinabführt (Abb. 9). Die spezifische Bildsprache der Kapitelle mit ihrem arabischen Flechtwerk markiert – typisch für die Zeit Wilhelms I. – auch einen spezifischen Ort des höfischen Zeremoniells. An der Schnittstelle zwischen Chor und Langhaus entstand zwischen Hochaltar und Königsthron mit der Erweiterung des Ambos und der Aufstellung des Osterleuchters ein drittes liturgisches Zentrum.¹⁸

Die arabischen Inschriften

Im Jahre 1892 wurde beim Einbau einer neuen Orgel an der Südwand des Treppenabgangs eine Marmorplatte mit Inkrustationen in *opus sectile* gefunden.¹⁹ Die sieben Zentimeter dicke Marmorplatte war wie eine Spolie mit ihrer beschrifteten Rückseite nach hinten in die Wandverkleidung der Treppe ein-

¹⁵ VLADIMIR ZORIĆ, *Arx praeclara quam Palatium Regale appellant. Le sue origini e la prima Cappella della corte normanna*. In: F. D'Angelo e V. Zorić, *La città di Palermo nel medioevo*, Palermo 2002 (1. Aufl. Palermo 1999), S. 85-193; THOMAS DITTELBACH und DOROTHÉE SACK, *La Chiesa Inferiore della Cappella Palatina a Palermo. Contesti – Progetti – Rilievi / The Lower Church of Palermo's Palatine Chapel. Context – Concepts – Plans / Die Unterkirche der Cappella Palatina in Palermo. Zusammenhänge – Ideen – Pläne*, Künzelsau 2005.

¹⁶ Die CAD-Pläne der Abbildungen stammen aus dieser Kampagne.

¹⁷ Siehe dagegen V. ZORIĆ, *Arx praeclara* (wie Anm. 15), S. 156-161, der den nördlichen und südlichen Treppenabgang aufgrund der hypothetischen, um 1586 angenommenen Erweiterung des Ambos in das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts datiert.

¹⁸ THOMAS DITTELBACH, *Rhetorik in Stein: Der normannische Osterleuchter in der Cappella Palatina in Palermo*. In: F. A. Bauer (Hg.), *Visualisierungen von Herrschaft*, BY-ZAS 5 (2006), S. 329-351.

¹⁹ In der Abbildung 10 die rechte der beiden Platten (hier Inschrift A).

gelassen.²⁰ Eine zweite ganz ähnliche Platte wurde vor 1863 zu einem nicht näher definierten Zeitpunkt in der Unterkirche der Cappella Palatina gefunden.²¹ Beide Platten besitzen jeweils auf ihrer Vorderseite knapp zwanzig Zentimeter hohe arabische Buchstaben (Abb. 10). Der Porphyrt der grünen Schriftzeichen und der roten Rankenornamente wurde aus älterem Spolienmaterial gewonnen. Die Platten gehören zweifellos in den baulichen Kontext der Unterkirche.²²

Jedes der beiden Fragmente trägt eine arabische Inschrift in Versform. Von Fragment A zeigt die Abbildung (Abb. 11) das Ende der Inschrift: „... *gnädig // und beeele dich mit dem Küssen und mit der Begrüßung. | Es hat um Ruhm gewetteifert Roger.*“ Nicht nur der Vers, sondern die ganze Inschrift ist an dieser Stelle zu Ende. Die entscheidenden Indizien dafür liefern zum einen die Leerstelle im Marmor nach der Formel *sāmā Ruġār* und zum anderen die Formel selbst. Denn der arabische Titel des Königs, *malek*, der im Zusammenhang mit dem Herrschernamen immer genannt wurde, fehlt hier. Bei dem genannten Roger handelt es sich deshalb nicht um den Normannenkönig Roger II., sondern um ein anderes prominentes Mitglied der normannischen Dynastie: den erstgeborenen Sohn von König Rogers Nachfolger Wilhelm I., der ebenfalls Roger hieß und den Titel *Herzog von Apulien* innehatte (Abb. 12).²³ Der Junge kam bei einer moslemfeindlichen Palastrevolte im Jahre 1161 neunjährig ums Leben und wurde – wenn

²⁰ B. LAGUMINA, Iscrizione araba del re Ruggiero scoperta alla Cappella Palatina in Palermo. In: Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei. Classe di Scienze Morali, Storiche e Filologiche. Serie Quinta, Vol. II (1893), S. 231-234.

²¹ MICHELE AMARI, Le epigrafi arabiche di Sicilia, trascritte, tradotte e illustrate. A cura di Francesco Gabrieli, Palermo 1971, N. V. S. 46f.: „Serbata già in un magazzino della Cappella palatina; donata al Museo da S. M. Vittorio Emanuele nel 1863.“ In Abbildung 10 die linke der beiden Platten (hier Inschrift B).

²² Siehe dagegen zuletzt VLADIMIR ZORIĆ, Le porte bronzee della Cappella Palatina / The bronze doors of the Cappella Palatina. In: Nobiles Officinae. Perle, filigrane e seta dal Palazzo Reale di Palermo, Catania 2005 (erschienen 2006), S. 32-45, S. 316-323, S. 534-540 und S. 783-785, vgl. S. 37-40 und S. 318f. Wie J. JOHNS, Die arabischen Inschriften der Normannenkönige Siziliens (wie Anm. 7), und W. TRONZO, The Cultures of His Kingdom (wie Anm. 3), geht Zorić von der Prämisse aus, dass es sich um Inschriften handelt, die unter König Roger II. gefertigt worden seien: „che inquadravano due porte della reggia con ogni evidenza molto importanti“ (S.39).

²³ Der erstgeborene und beige gekrönte Sohn Rogers II., der auch Roger hieß, war schon 1149, also fünf Jahre vor seinem Vater, gestorben. Roger I., der Vater Rogers II., hatte zeitlebens nur den Titel eines Grafen inne, da er Vasall seines älteren Bruders Robert Guiscard war. Wie auch Roger II. vor seiner Krönung 1130 konnte Roger I. Porphyrt als Insignie der Macht, wie er auf den beiden Inschriftenplatten vorkommt, nicht verwenden – selbst wenn er ihn schon besessen hätte, was aus historischer Sicht unwahrscheinlich ist. – Siehe dazu auch TH. DITTELBACH, Rhetorik in Stein (wie Anm. 18).

wir den Indizien folgen – wie sein Vater in der Unterkirche der Cappella Palatina beigesetzt.²⁴

Bei der arabischen Inschrift B (Abb. 13) fehlen Anfang und Ende: „... und küsse seine Ecke nach einer Umarmung | und betrachte, was es an Schönheit in sich schließt | und ...“. Ein wichtiges Wort ist *rukn*: „Ecke“, „Eckpfeiler“, „Eckstein“. *Rukn* kann auch die Stützmauer oder das Fundament eines Hauses oder eines Raums bezeichnen. Der Arabist Michele Amari sah in der Formel eine direkte Anspielung an die liturgischen Handlungen, die der Moslem vollzog, wenn er im Hof der großen Moschee von Mekka die Kaaba siebenmal umschritt.²⁵ Die Ostecke der Kaaba trägt den Namen *al-rukn al-asuad*, „Schwarzer Pfeiler“. Hier ist in 1,50 Meter Höhe ein schwarzer Steinblock aus Basalt eingelassen. An dieser Ecke findet das rituelle Küssen des schwarzen Steins durch die Mekkapilger statt.

Die Fundamentmauern, die das Mittelschiff der Cappella Palatina stützen, umschließen eine rechteckige Kammer, die es vor dem Betreten zu umschreiten galt (Abb. 14). Es stellt sich also die Frage: War mit *rukn* nicht eine Ecke der Grabkammer gemeint, in der der junge Herzog Roger 1161 und sein Vater Wilhelm I. 1166 beigesetzt wurden? Der Vers sagt ja: „... betrachte, was es an Schönheit in sich schließt ...“. Eine königliche Grablege konnte in der ekphrastischen Dichtung des Hofes durchaus so beschrieben werden.

Der Muqarnasstein

Bei der Bauaufnahme des Korridors, der im Südosten des zweischiffigen Kapellenraums der Unterkirche als Umgang angelegt ist, haben wir eine Entdeckung gemacht, die eine neue Perspektive auf die Bedeutung der arabischen Opus-Sectile-Inschriften und der Funktion der Unterkirche ermöglicht. An der spitzwinkelig zulaufenden, abgefassten Mauerkante des Korridors haben wir *in situ* in vier Metern Höhe einen kunstvoll gearbeiteten Kämpferblock aus Kalksandstein entdeckt, der eine gleichmäßig schwarzgefärbte Oberfläche besitzt (Abb. 15). Seine makellose Passform und die Tatsache, dass sich die Quaderlagen der Mauer links und rechts in derselben Fugenhöhe fortsetzen, schließen zwar eine sekundäre Verbauung als Spolie nicht aus, doch stammen Mauer und Mauerkante und damit auch die Setzung des Steins zweifellos aus normannischer Zeit.

Der fast 50 cm hohe und 40 cm breite Block besteht aus fünf exakt zusammengesetzten Einzelteilen. Das an der Front ausgearbeitete vorkragende sphärische

²⁴ GIOVAN BATTISTA SIRAGUSA (Hg.), *La Historia o Liber de Regno Sicilie e la Epistola ad Petrum Panormitane Ecclesie Thesaurarium* di Ugo Falcando. Nuova edizione sui codici della Biblioteca Nazionale di Parigi. A cura di G. B. Siragusa, Roma 1897, S. 57-61.; W. ARNDT (Hg.), *Romoaldi II. Archiepiscopi Salernitani Annales a. 893-1178* (wie Anm. 9), S. 432, Z. 8-12.

²⁵ M. AMARI, *Le epigrafi arabiche di Sicilia*, S. 47 (wie Anm. 21).

Dreieck bildet die konkave Grundzelle eines arabischen Muqarnasgewölbes. Diese Gewölbeform, deren Zellen aus Stuck, Holz oder Haustein gefertigt sein konnten, hat sich rudimentär in normannischen Palastanlagen erhalten, die unter Wilhelm I. und Wilhelm II., also um 1160/70 ausgestattet wurden. So sind die Gewölbeansätze mit Stuck-Muqarnas vergleichbar, die sich in einer Abseite des zentralen Innenhofs der Cuba zu Palermo erhalten haben (Abb. 16). Gemeinsam ist allen erhaltenen Beispielen, dass sie bestimmte Stellen des betreffenden Raums überhöhen und diese Stellen als ausgezeichnete Örter, meist als Brunnen-, Thron- oder Fensternischen kennzeichnen.

Werfen wir einen letzten Blick auf den Muqarnasstein in der Unterkirche der Cappella Palatina, dann müssen wir uns die Frage stellen, ob sich der in dem Opus-Sectile-Fragment erwähnte Begriff *rukn*, Eckstein, nicht auf *diese* Ecke, die östlichste Mauerkante im Chorumgang der Unterkirche beziehen lässt (Abb. 17). Im Gegensatz zur Ostecke der Kaaba, dem „Schwarzen Pfeiler“, *el-rukn el-eswed*, konnte der schwarz gefärbte Muqarnasstein in der Unterkirche nur von Christen gesehen werden. Wie auch beim viersprachigen Grabstein des Grisandus waren die Adressaten konvertierte Moslems im engeren Umkreis des Hofes, von denen der Chronist Romuald von Salerno schrieb, dass sie nach ihrem Glaubenswechsel vom König mit Reichtümern belohnt wurden.²⁶

Nun gab es in der islamischen wie auch in der christlichen Tradition Schlüsselbegriffe, die von den Vertretern beider Religionen verstanden wurden. Ein Schlüsselbegriff ist das Wort „Eckstein“.²⁷ Er wird bereits im Paulinischen Brief an die Epheser als Synonym für Christus verwendet. Das zweite Kapitel dieses Briefs ist ein Aufruf an die auserwählten Täuflinge, die Katechumenen: „*So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist*“ – „*angulari lapide Christo Iesu*“.²⁸ In der Cappella Palatina können wir dieses Zitat wörtlich nehmen, denn über dem Eckpfeiler mit Muqarnasstein sind in der Oberkirche Prophetenbilder und das Mosaik des Apostels Paulus angebracht, dessen Apsisnische sich auf den Fundamenten des östlichen Chorumgangs der Unterkirche erhebt (Abb. 18 und 19).

Im ersten Petrusbrief wiederholt der Autor den Begriff des „*lapis angularis*“ mit Hilfe zweier Bibelzitate, namentlich Jesaja 28, 16 und Psalm 118, 22: „*Siehe,*

²⁶ W. ARNDT (Hg.), Romoaldi II. Archiepiscopi Salernitani Annales a. 893-1178 (wie Anm. 9), S. 427, Z. 1-3.

²⁷ Vgl. MATTHIAS WINNER, Disputa und Schule von Athen. In: Bibliotheca Hertziana/Musei Vaticani (Hg.), Raffaello a Roma. Il convegno del 1983, Roma 1986, S. 29-45; ID., Der Architekt in Raffaels *Schule von Athen*. In: Architectural Studies in Memory of Richard Krautheimer. Edited by Cecil L. Striker, Mainz 1996, S. 181-185; Ich danke Norberto Gramaccini, Bern, für diesen bibliographischen Hinweis.

²⁸ Brief des Paulus an die Epheser (Epistula ad Ephesios) 2, 19-20.

*ich lege in Zion einen auserwählten, kostbaren Eckstein ... Für die Ungläubigen aber ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben und der zum Eckstein geworden ist, ein Stein des Anstoßes“.*²⁹ In der *Vulgata* ist hier von *caput anguli* die Rede, was wörtlich übersetzt „Winkelkopf“ heißt und der Form unseres Muqarnassteins in der Unterkirche sehr nahe kommt.

Im Mittelalter war es der Augustiner Hugo von St. Victor, der in seinem Traktat „*Speculum de mysteriis ecclesiae*“ den Begriff des Ecksteins in die theologische Metaphorik des 12. Jahrhunderts einführt: „*Die Kirche also ... wird im Himmel aus lebendigen Steinen erbaut. ... Als Fundament ist Christus, der Eckstein, gelegt. Allein auf diesem Eckstein aber ruht das Fundament der Apostel und Propheten. ... Darüber sind die Wände errichtet, die aus Juden und Heiden bestehen, die zu Christus aus den vier Erdteilen kommen*“.³⁰ Hugos Traktate zur Liturgie waren am normannischen Hof in Palermo bekannt. Hugos Lehre der *Artes Liberales*, der Sieben Freien Künste, stand 1166 auf dem Unterrichtsplan des zwölfjährigen Normannenkönigs Wilhelm II.³¹

Hugo von St. Victor beschreibt im „*Speculum de mysteriis ecclesiae*“ die *Ecclesia* als Schrein, dessen Boden sich aus den Propheten und dessen Wände sich aus den Juden und Heiden aller vier Erdteile zusammensetzen. Für die Gläubigen der Kirche waren es die Reliquien dieser Heiligen, die in den Altären und Confessiones der Kirchen aufbewahrt, umschritten und berührt wurden. Noch einmal kommt uns der Vers der arabischen *Opus-Sectile*-Inscription in den Sinn: „... *und küsse seine Ecke nach einer Umarmung | und betrachte, was es an Schönheit in sich schließt*“.

Das Berliner „Marmorbecken“

Wir wissen aus mehreren Quellen des 12. Jahrhunderts, dass die *Cappella Palatina* wichtige Reliquien besaß.³² Außer einigen islamischen Elfenbeinkästen, die als

²⁹ 1. Brief des Petrus (*Epistula Petri I*), 2, 4-8.

³⁰ J.-P. MIGNE, *Hugonis de S. Victore opera omnia*. Appendix ad Hugonis opera dogmata: *Speculum de mysteriis ecclesiae*. *Patrologiae Latinae* tomus 177, Sp. 335-380, hier Cap. I, Sp. 335 B: „*Ecclesia igitur ... quae construitur in coelis vivis ex lapidibus. ... Angularis fundamentum lapis Christus missus est. Super hoc autem, non praeter hoc, fundamentum est apostolorum et prophetarum ... Superaedificati parietes, Judaei sunt et gentiles de quatuor mundi partibus venientes ad Christum.*“

³¹ THOMAS DITTELBACH, *Rex Imago Christi - Der Dom von Monreale*. Bildsprachen und Zeremoniell in Mosaikkunst und Architektur, Wiesbaden 2003.

³² NICOLA BUSCEMI, *Notizie della Basilica di San Pietro detta La Cappella Regia*. Raccolte ed esposte dal S. Nicola Buscemi, Palermo 1840, S. 34; Vgl. auch EVE BORSOOK, *Messages in Mosaic. The Royal Programmes of Norman Sicily (1130-1187)*, Oxford 1990, S. 17 und S. 43; Anm. 12.

Urkundenbehälter und sekundär als Reliquienschreine gedient haben könnten,³³ sind in Sizilien keine normannischen Reliquiare erhalten – jedenfalls keine, die sich als solche sofort zu erkennen geben.

Zu den prominenten Ausstellungsstücken des Islamischen Museums in Berlin zählt ein sogenanntes Marmorbecken, das ich zum Abschluss ansprechen möchte.³⁴ Der rechteckige, 53,5 x 40 cm messende Kasten ist aus weißem Marmor gearbeitet und weist am oberen Rand eine 0,4 cm tiefe Nut auf, die zu einer ehemaligen Verschlussplatte gehört (Abb. 20).³⁵ Der Marmorkasten besitzt an den Kanten vorkragende Leisten, die an den beiden Längs- und Schmalseiten 18 cm hohe Flachreliefszenen mit jeweils zwei gegenständigen Figuren einrahmen. Die geritzte Binnenkonturierung ist durch mechanische Abnutzung verflacht, und auch die ehemalige bi- oder polychrome Fassung – vor allem der Köpfe und Gewänder – ist abgerieben. Die höfische Ikonographie der beiden Reiter mit je einem Falken und der beiden sitzenden Figuren mit einer Flasche (Abb. 21) lässt sich auch an Objekten aus fatimidischer Zeit nachweisen.³⁶

Die Darstellung zweier Hirsche, die sich um einen *arbor vitae* oder eine *fons vitae* gruppieren (Abb. 22), kommt ebenfalls auf islamischen Textilien und Fayencen vor; der Hirsch ist aber auch ein spezifisch christliches Tier, dessen Symbolkraft schon im „Physiologus“ durch ein Psalmenzitat bestärkt wird: „*Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir ... Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue?*“³⁷

³³ RALPH PINDER-WILSON, Der Einfluss der Fatimiden in Sizilien und Süditalien. In: Wilfried Seipel (Hg.), Schätze der Kalifen. Islamische Kunst zur Fatimidenzeit. Ausst.-Kat. Wien, Künstlerhaus, 16. November 1998 bis 21. Februar 1999, Milano/Wien 1998, S. 221f.; AVINOAM SHALEM, Fatimidische Kunst im Christentum. In: IB., S. 227f.

³⁴ Museum für Islamische Kunst – Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Inv.-Nr. I. 1570, Sizilien, 12.-13. Jh., Marmor, Reliefdekor, Maße L 53,2 cm, B 39,5 cm, H 18,4 cm; ERNST KÜHNEL, Sizilien und die islamische Elfenbeinmalerei. In: Zeitschrift für Bildende Kunst 25 (1914), S. 162-170, hier: S. 166; DAS STAUNEN DER WELT. Das Morgenland und Friedrich II. (1194-1250). Ausst.-Kat. Berlin, Museum für Islamische Kunst. Berlin 1995, S. 71-72; Museum für Islamische Kunst – Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (Hg.), Katalog der Sammlungen. Mainz 2001, S. 40; M. GIULIA AURIGEMMA, Il cielo stellato di Ruggero II. Il soffitto dipinto della cattedrale di Cefalù, Milano 2004, S. 127f.; ERNST J. GRUBE and JEREMY JOHNS, The painted ceilings of the Cappella Palatina. Supplement I to Islamic Art, Genova/New York 2005, S. 172f.

³⁵ Ich danke dem Museum für Islamische Kunst zu Berlin, insbesondere Dr. Jens Kröger, für die großzügige Überlassung der Abbildungsvorlagen.

³⁶ WILFRIED SEIPEL (Hg.), Schätze der Kalifen. Islamische Kunst zur Fatimidenzeit. Ausst.-Kat. Wien, Künstlerhaus, 16. November 1998 bis 21. Februar 1999. Milano/Wien 1998.

³⁷ Der Physiologus. Tiere und ihre Symbolik. Übertragen u. erläutert von Otto Seel, 5. Aufl. Zürich/München 1987, S. 43; Psalm 42, 2-3; Vulgata, Psalmi iuxta LXX, 41, 2-3:

Ein weiteres Bindeglied in unserer Argumentation stellt ein Kristallkästchen dar, das sich heute in Paris befindet (Abb. 23).³⁸ Es besteht aus vier im 10. Jahrhundert gefertigten Bergkristalltäfelchen mit Tierreliefs. Während die Relieftafeln aus Ägypten stammen, wurde das Holzgestell des Kastens um das Jahr 1200 in Nordfrankreich mit einer Fassung aus vergoldetem Silberfiligran, Edelsteinen und Perlen versehen. An den Seiten sind – wie auch auf dem Berliner Kasten – je zwei gegenständige Tiere dargestellt. Während auf einer Schmalseite ein Hirsch und ein Hirschkalb erscheinen, zeigt die Längsseite zwei Gazellen, die sich wiederum um einen Lebensbaum gruppieren. In mittelalterlichen Bestiarien sind Gazellen wie Hirsche christlich konnotiert und verweisen ikonologisch in dieselbe Richtung. Spätestens als das Kristallkästchen Ende des 12. Jahrhunderts umgearbeitet wurde, diente es als christliches Schaureliquiar.

Im „Physiologus“ wurde durch die Seelenmetapher auf die *anima* der Gläubigen verwiesen. An der zweiten Längsseite des Berliner Marmorkastens ist die Darstellung zweier Löwen zu erkennen, die einer kleinen menschlichen Figur assistieren und sie mit ihren Mäulern festhalten (Abb. 24). Während der linke Löwe – aufgrund der nicht mehr erkennbaren Binnenkonturierung – den Unterarm verschluckt zu haben scheint, fasst der rechte Löwe die Figur am Handgelenk. Diese Geste war in der antiken Ikonographie dem Hermes Psychopompos vorbehalten, der die Seelen vom Diesseits ins Jenseits geleitete.³⁹ Die bis in das Hohe Mittelalter reichende Bedeutung der Geste lag in der Formulierung eines Führungsanspruchs dessen, der das Handgelenk umfasste. Mehrere Beispiele für eine formal und inhaltlich gefestigte christliche Adaption bietet die normannische Mosaikkunst selbst (Abb. 25). Der *eschatologische* Verweischarakter lag in der *elevatio*, in der Emporhebung der kindlich personifizierten Seele, die auf dem Marmorkasten als Seelenmenschlein, als „Eidolon“ auftritt.

Das Eidolon als Seelenmetapher ist das zentrale Thema der eingangs erwähnten philosophischen Schrift des Avicenna. Der *Kitāb as-Šifā'*, das 22 Teile umfassende „Buch von der Heilung der Seele“, wurde um 1020 zusammengestellt und um 1150 zuerst in Palermo ins Lateinische übersetzt.⁴⁰ Das 6. Buch des Physikteils trägt den Titel „De Anima“ und stellt eine Seelenkosmologie vor, die im

„Quemadmodum desiderat *cervus* ad fontes aquarum ita desiderat *anima* mea ad te Deus ... quando veniam et parebo ante faciem Dei.“

³⁸ Paris, Musée national du Moyen Âge, thermes et hôtel de Cluny, Inv.-Nr. CL 11661, Ägypten, 10. Jh., Bergkristall; Fassung aus vergoldetem Silber, Filigran, Edelsteinen und Perlen, vermutlich in Nordfrankreich um 1200, L 14,8 cm, B 9,7 cm, H 11,3 cm; W. SEIPEL (Hg.), Schätze der Kalifen (wie Anm. 36), 237f., Abb. S. 226.

³⁹ GERHARD NEUMANN, Gesten und Gebärden in der griechischen Kunst, Berlin 1965.

⁴⁰ DIMITRI GUTAS, Avicenna: *De Anima* (V 6), Über die Seele, über Intuition und Prophetie. In: Kurt Flasch (Hg.), Interpretationen – Hauptwerke der Philosophie: Mittelalter, Stuttgart 1998, S. 90-107.

Bekenntnis zur Unsterblichkeit und Unzerstörbarkeit der Einzelseele gipfelt. Dieses Bekenntnis richtete sich gegen die aristotelische Lehrmeinung, die die *eine*, untrennbare Substanz von Körper und Seele forderte. Nach Aristoteles war eine unsterbliche Seele in einem sterblichen Körper undenkbar. In einem toten Körper hörte die Seele auf zu existieren. Für Avicenna waren der eschatologische Seelenaufstieg und der Glaube an Allah zwei zu vereinbarende Methoden der Erkenntnisfindung. Es gab wohl kaum einen Ort, an dem diese Theorie auf fruchtbareren Boden fiel als in Sizilien.

Wir fassen zusammen: Die besondere Form des Marmorkastens, seine Dimensionen und die Tatsache, dass er eine Verschlussplatte besaß, darüber hinaus die eschatologischen Verweise in der Ikonographie der Bildszenen, stellen das so genannte Marmorbecken des Islamischen Museums in einen sepulkralen Zusammenhang. Offenbar handelt es sich um ein Behältnis für Primär- oder Sekundärreliquien, das für einen Christen oder – wegen der Anleihen aus der höfischen islamischen Ikonographie – für einen konvertierten Moslem an einem christlichen Hof angefertigt wurde. Die Provenienz des Stücks, das Wilhelm von Bode 1910 wahrscheinlich in Neapel durch den Berliner Kunsthändler Ludwig Pollak erwerben ließ, ist noch zu klären.⁴¹ Die Spur kann aber unter Berücksichtigung der synkretistischen Bestrebungen am normannischen Hof nur nach Sizilien führen. Eine Datierung in die Jahre um 1160, als die Islamrezeption in Palermo ihren Höhepunkt erreichte,⁴² scheint aufgrund des erhaltenen Denkmälerbestandes und der jüngsten Erkenntnisse, die in der Unterkirche der Cappella Palatina in Palermo gewonnen werden konnten, plausibel.

Kulturgeschichte als Palimpsest

Es sollte anhand verschiedener Fallbeispiele aus unterschiedlichen künstlerischen Gattungen gezeigt werden, dass Sizilien zwar eine Brücke zwischen den Kulturen war, dort aber keineswegs nur Honig floss und Toleranz gepredigt wurde, sondern dass vonseiten des normannischen Herrscherhofs auch gezielt politische Interessen verfolgt wurden. Es darf trotz aller Belege für eine gegenseitige kulturelle Befruchtung der islamischen und christlichen Kultur in Sizilien nicht übersehen werden, dass sie sich unter den Normannen weniger auf eine ethnische *Integration* als vielmehr auf eine religionspolitische *Assimilation* stützte, also auf eine Anglei-

⁴¹ WILHELM VON BODE, *Mein Leben*. Hg. von Thomas W. Gaehtgens und Barbara Paul. Bearb. von Barbara Paul u.a., II: Kommentarband, Berlin 1997, S. 250; MARGARETE MERKEL GULDAN, *Die Tagebücher von Ludwig Pollak. Kennerschaft und Kunsthandel in Rom 1893-1934*, Wien 1988; Eine vertiefende monographische Studie ist in Arbeit und wird im Juli 2007 auf dem Internationalen Symposium „Siculo-Arabic Ivories and Islamic Painting 1100-1300“ in Berlin vorgestellt werden.

⁴² TH. DITTELBACH, *Rex Imago Christi* (wie Anm. 31).

chung des schwächeren an den stärkeren Part. Aber: die Normannen waren dabei äußerst wählerisch und gingen anders als Epigonen und Nachahmer sehr umsichtig vor, so dass der Kunsthistoriker heute oft nicht mehr unterscheiden kann, welche der beiden Seiten – die islamische oder die christliche – mehr von ihrer Identität aufgab.

Die oben geschilderte fruchtbare Auseinandersetzung, die schichtenweise Überlagerung der westlichen und östlichen Kultur soll mit Hilfe einer Metapher an Deutlichkeit gewinnen. Der Hilfsbegriff stammt aus der Paläographie: das Palimpsest. Darunter ist ein wiederverwendetes Stück Pergament zu verstehen, dessen erste Beschriftung abgeschabt wurde, die aber in der zweiten Beschriftung stellenweise durchscheint. Was sich im 12. Jahrhundert in Sizilien in einer einzigartigen historischen Konstellation vollzog, war die *Palimpsestierung* von zwei unterschiedlich gewachsenen Kulturen. Eine solche kulturelle Überlagerung erforderte keine ethnische Durchdringung und keine Integration, die alles ausradiert. Sie evozierte keine Überfremdungsängste, wie sie heute im Westen und im Osten gleichermaßen geschürt werden. Trotz veränderter kultureller und politischer Vorzeichen können wir aus der Kunst und Geschichte der Normannen und ihrer Auseinandersetzung mit dem Islam lernen.

Die Tradierung von Wissen durch Sprache

Im Laufe des 12. Jahrhunderts tauchten an verschiedenen Stellen des normannischen Machtgefüges unterschiedlich stark erkennbare Formen der Herrschaftsrepräsentation auf. Es entstanden Krönungsbilder des Normannenkönigs, dargestellt im Zeremonialgewand des byzantinischen Kaisers, das dieser aber schon seit dem 10. Jahrhundert nicht mehr trug (Abb. 26). Es entstanden revolutionäre theologische Pamphlete, wie sie der weithin geächtete Nestorianismus anzettelte und der das musivische Bildprogramm der Kathedrale von Monreale beeinflusste (Abb. 27). Nicht zuletzt finden wir alte fatimidische Anredeformeln oder Titel in den normannischen Urkunden, Münzen und Siegeln, die in der königlichen Kanzlei in Palermo im neuen Kontext Verwendung fanden.

Nur so, im Bild des Palimpsests, in dem die Konturen übereinanderliegender Bilder durchschlagen und ein neues Bild ergeben, ist die eminente historische Rolle Siziliens zu verstehen: ein idealer Nährboden für politische Experimente und künstlerische Entwicklungen im Mittelalter, ein Nährboden, auf dem eine breite Produktion und Speicherung von Wissen ihren Ausgang nahmen. Doch worin bestand die *Substanz* dieser Überlagerung, der gemeinsame Träger, das Pergament, auf dem sich die in meinem Vortrag gezeigte Palimpsestierung der west-östlichen Kultur abzeichnete?

Der gemeinsame Träger war die Sprache und dabei zunächst die mündliche Tradierung von Wissen. Erst im höfischen Kontext zwischen 1170 und 1220

geschah etwas unerhört Neues: Es wurden systematisch ‚Wissensfelder‘ angelegt, die die Strukturen des bis dahin gültigen Wissenschaftskonzepts auf den Kopf stellten. An den Artistenfakultäten der neu gegründeten Universitäten in Bologna (um 1150), Paris (um 1200), Oxford (um 1220), und Neapel (1224) setzte sich eine Lehre der Sieben Freien Künste durch, die das Quadrivium gegenüber dem Trivium aufwertete.⁴³ Die Verlagerung auf die empirischen Wissenschaften brachte eine experimentelle Naturphilosophie hervor, die unter dem Namen „scientia experimentalis“ in die Lehrbücher einging. Dazu gelangten griechisch-syrische und arabische Traktate der Optik, Astronomie, Mechanik und Medizin in den Westen und begründeten eine breite lateinische und kurze Zeit später volkssprachliche Übersetzungskultur. Das aristotelische Axiom vom menschlichen Körper als Gefäß der Seele wurde – wie wir sahen – vor allem durch das Physiktraktat des Avicenna in Frage gestellt. Am Ende entstanden neue Visualisierungstechniken und eine innovative Text- und Bildkritik, auf die die Bildenden Künste relativ schnell mit neuen Darstellungsmitteln und neuen ikonographischen Konzepten reagierten. Was sich anfangs am Rande vor allem in der Kleinkunst vollzog, geriet mehr und mehr in das Blickfeld der monumentalen höfischen und kommunalen Auftraggeberkunst.

Epilog

Im 13. und 14. Jahrhundert liegen Wurzeln, aus denen auch die „Frühe Neuzeit“ ihre begriffliche, sprachliche und *cum grano salis* auch methodische Kontinuität zog. Es sind die Wurzeln west-östlichen Denkens, deren Wachstum heute durch eine universitäre, interdisziplinäre Zusammenarbeit gefördert wird. West-östliche Forschungen können ein Zeichen setzen und Ansporn sein für einen langsam voranschreitenden Erkenntnisprozess im aktuellen Diskurs der kunsthistorischen Disziplin. Die abendländische Kunstgeschichte ist auf gutem Wege, die morgenländisch beeinflusste Kunst des Mittelalters als genuine Ausprägung westeuropäischer Kultur anzuerkennen.

⁴³ KURT FLASCH, *Das philosophische Denken im Mittelalter. Von Augustin zu Machiavelli*, Stuttgart 1986, S. 255-259.

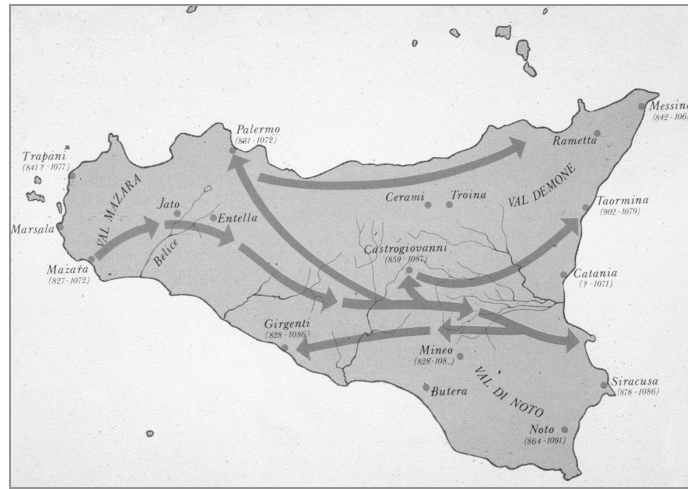


Abb. 1: Landkarte Siziliens mit arabischer Landnahme seit dem 9. Jahrhundert



Abb. 2: Marmorepitaph mit viersprachiger Inschrift, Palermo 1149
(Castello della Zisa, Palermo)



Abb. 3: Goldmünze (*Tari*) König Wilhelms I., Rectoseite mit arabischer Inschrift, Messina, 1155, Gewicht 1,245 g, Durchmesser 13 mm (Biblioteca Comunale, Palermo)



Abb. 4: Petrus de Ebulo, Liber ad honorem Augusti, fol. 97 r: „Lamentatio et luctus Panormi“ – „Weinen und Trauer Palermos“, um 1194

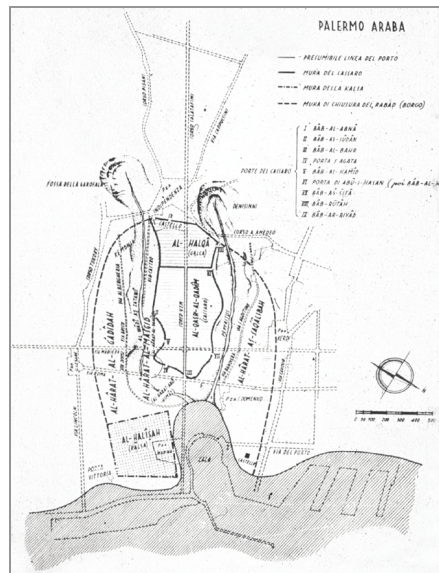


Abb. 5: Palermo, Schematischer Stadtgrundriss, 11. Jahrhundert
(Rekonstruktion nach La Duca)

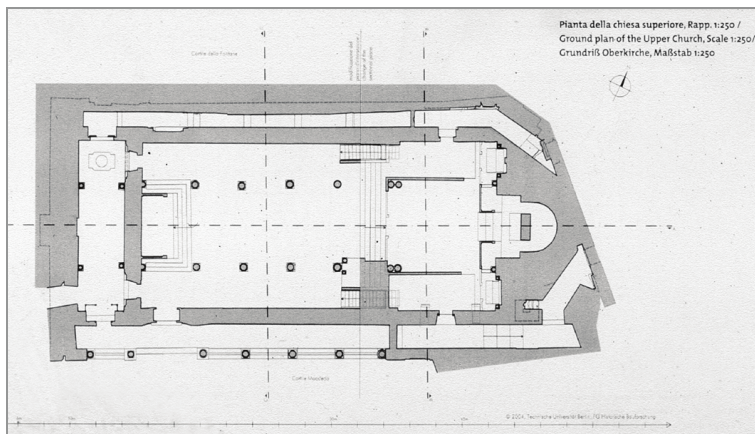


Abb. 6: Cappella Palatina, Palermo, Grundriss der Oberkirche

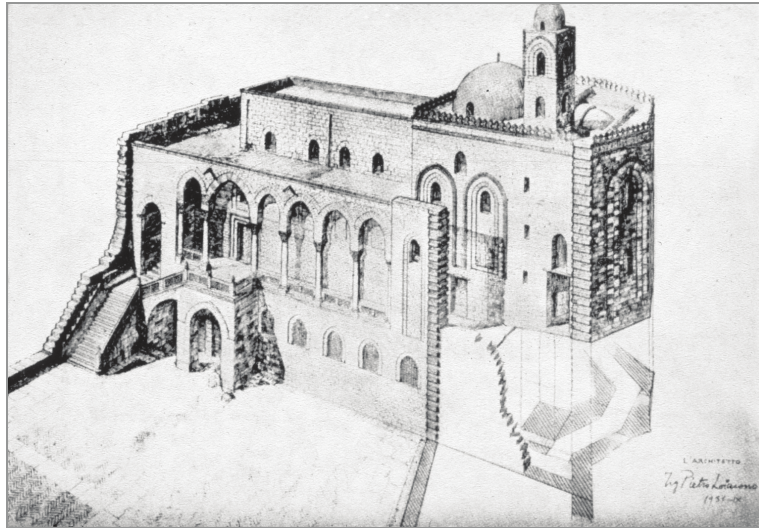


Abb. 7: Cappella Palatina, Palermo, Axonometrie (Rekonstruktion nach Valenti)



Abb. 8: Cappella Palatina, Palermo, Längsschnitt der Unterkirche gegen Süden



Abb. 9: Cappella Palatina, Palermo, Treppenabgang im südlichen Seitenschiff mit arabesken Pfeilerkapitellen



Abb. 10: Marmorplatten mit arabischen Inschriften in Opus sectile aus rotem und grünem Porphyry (Palazzo Abatellis, Palermo)



Abb. 11: Marmorplatte mit arabischer Inschrift in Opus sectile aus rotem und grünem Porphyry (Palazzo Abatellis, Palermo: Inventar-Nr. 5105), Ende der Inschrift



Abb. 12: Silbermünze (*Ducato*) König Wilhelms I., zwischen 1152 und 1160, Umzeichnung, Versoseite mit Wilhelm I. und seinem Sohn Roger, Palermo, zwischen 1152 und 1160, Gewicht 2,165 g, Durchmesser 22 mm (Collezione G. Bertelli-M.)



Abb. 13: Marmorplatte mit arabischer Inschrift in Opus sectile aus rotem und grünem Porphyr (Palazzo Abatellis: Inventar-Nr. 5105), Anfang der Inschrift

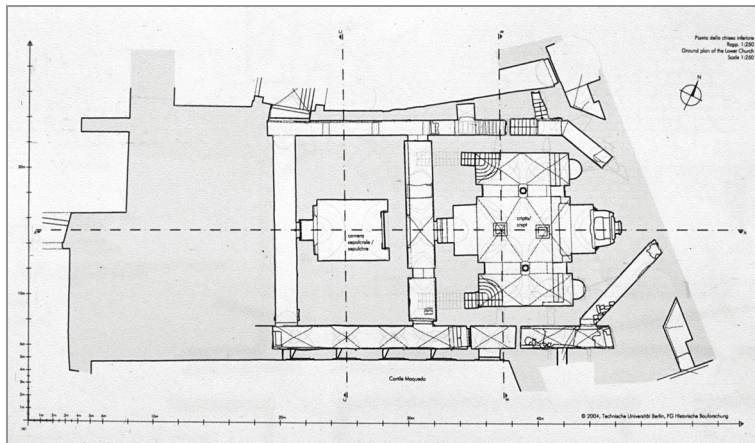


Abb. 14: Cappella Palatina, Palermo, Grundriss der Unterkirche



Abb. 15: Kämpferstein in Muqarnas, Cappella Palatina, Palermo, Unterkirche, südöstlicher Chorungang



Abb. 16: Muqarnasgewölbe, Cuba, Palermo, um 1160/70



Abb. 17: Eckpfeiler mit Kämpferstein in Muqarnas, Cappella Palatina, Palermo, Unterkirche, südöstlicher Chorumgang

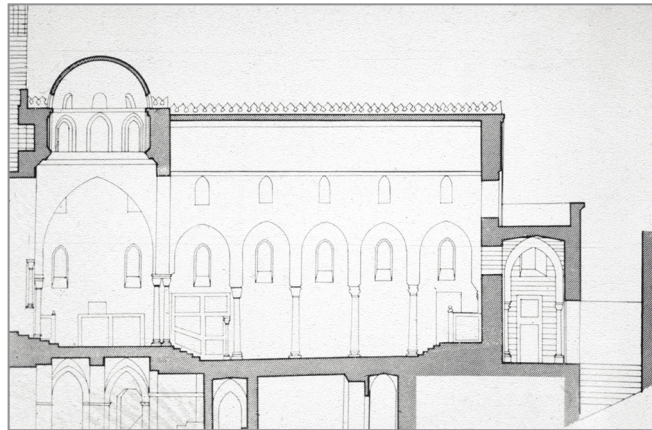


Abb. 18: Cappella Palatina, Palermo, Längsschnitt der Oberkirche gegen Süden



Abb. 19: Cappella Palatina, Palermo, südlicher Querhausarm mit Mosaiken des Hl. Paulus, Geburt Christi und Pantokrator



Abb. 20: Marmorkasten (Museum für Islamische Kunst, Berlin), Reliefansicht zweier gegenständiger Reiter mit Falken



Abb. 21: Marmorkasten (Museum für Islamische Kunst, Berlin), Reliefansicht zweier sitzender Personen mit Flasche



Abb. 22: Marmorkasten (Museum für Islamische Kunst, Berlin), Reliefansicht zweier gegenständiger Hirsche



Abb. 23: Schaureliquiar, Bergkristalltäfelchen des 10. Jahrhunderts, Holzgestell mit Filigranfassung des 13. Jahrhunderts (Musée de Cluny, Paris)



Abb. 24: Marmorkasten (Museum für Islamische Kunst, Berlin), Reliefansicht zweier gegenständiger Löwen mit Eidolon



Abb. 25: Dom, Monreale, südliches Seitenschiff, Mosaik mit der Errettung Petri



Abb. 26: S. Maria dell'Ammiraglio, Palermo, Krönungsmosaik König Rogers II., um 1154



Abb. 27: Dom, Monreale, Krönungsmosaik König Wilhelms II., um 1177

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Autor.

Abb. 2: Nobiles Officinae. Die königlichen Hofwerkstätten zu Palermo zur Zeit der Normannen und Staufer im 12. und 13. Jahrhundert, Hg. von Wilfried Seipel, Kunsthistorisches Museum 31.03.-13.06.2004, Wien 2004, S. 295.

Abb. 3: Rosario La Duca, L'età normanna e sveva in Sicilia. Mostra storico-documentaria e bibliografica. Ausst.-Kat. Palermo, Palazzo dei Normanni, 18 novembre-15 dicembre 1994, Palermo 1994, S. 272.

Abb. 4: Theo Kölzer und Marlis Stähli (Hg.), Petrus de Ebulo. Liber ad honorem Augusti sive de rebus Siculis. Codex 120 II der Burgerbibliothek Bern, Sigmaringen 1994, S. 47.

Abb. 5: Giuseppe Bellafigliore, Architettura in Sicilia nelle età islamica e normanna (827-1194), Milano 1990, S. 26.

Abb. 6: Autor.

Abb. 7: Kunsthistorisches Seminar, Universität Basel.

Abb. 8 und 9: Autor.

Abb. 10 und 11: Autor (mit freundlicher Genehmigung der Galleria Regionale della Sicilia, Palazzo Abatellis, Palermo).

Abb. 12: Arthur Engel, Recherches sur la numismatique et la sigillographie des Normands de Sicile et d'Italie, o.O. 1882, S. 28, Tafel VI, 27.

Abb. 13: Autor (mit freundlicher Genehmigung der Galleria Regionale della Sicilia, Palazzo Abatellis, Palermo).

Abb. 14 und 15: Autor.

Abb. 16: Kunsthistorisches Seminar, Universität Basel.

Abb. 17: Autor.

Abb. 18: Kunsthistorisches Seminar, Universität Basel.

Abb. 19: Autor.

Abb. 20-22: Museum für Islamische Kunst, Staatliche Museen, Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

Abb. 23: Wilfried Seipel (Hg.), Schätze der Kalifen. Islamische Kunst zur Fatimidenzeit. Ausst.-Kat, Wien, Künstlerhaus, 16. November 1998 bis 21. Februar 1999, Milano / Wien 1998, S. 226.

Abb. 24: Museum für Islamische Kunst, Staatliche Museen, Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

Abb. 25: Enzo Lo Verso, Monreale.

Abb. 26: Autor.

Abb. 27: Enzo Lo Verso, Monreale.

Im Spagat zwischen aufopfernder Familienfürsorglichkeit und Rationalität – Das Idealbild der modernen (Haus-)Frau in Erna Horns „Der neuzeitliche Haushalt“

Eva Nether

1. Einleitung

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung¹ sollen die Themenkomplexe ‚Haushalt‘, ‚Frau‘ und ‚Familie‘ stehen, welche heute wieder neu oder vielleicht auch immer noch Anlass zu öffentlichen Auseinandersetzungen und Grundsatzdebatten geben. Besonders die wieder entfachte Debatte um die Familie seit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts, die „derzeit ungeahnte Ausmaße angenommen hat“², zeigt deutlich, welcher Klärungsbedarf in unserer Gesellschaft besteht.

Durch ihre enge Verknüpfung können diese Themen kaum isoliert betrachtet werden. Konstatiert man für die heutige Zeit eine ‚Krise der Familie‘, wird sich eine weiterführende Diskussion um die Rolle der Frau, traditionell für die Erhaltung der Familie zuständig, und die Haushaltsführung, als Grundlage des familiären Zusammenlebens, nicht vermeiden lassen. Das diffuse Krisengefühl speist sich unter anderem aus mehreren Tendenzen, die dem traditionellen Bild der Familie entgegengesetzt sind. Hier wären zum Beispiel die Zunahme von Scheidungsraten, erhöhtes Aufkommen von Single-Haushalten, Rückgang des Kinderwunsches, Zunahme von Ein-Eltern- und Patchworkfamilien und ein allgemeiner Bedeutungsverlust herkömmlicher familiärer Beziehungen zu nennen³. Gleichzeitig nimmt die Zahl der erwerbstätigen Frauen zu, verbunden mit der Forderung nach Gleichberechtigung der Geschlechter. Diese Gleichberechtigung wird nicht nur am außerhäuslichen Arbeitsplatz, sondern auch für die Hausarbeit gefordert. In der heutigen Zeit ist die traditionelle Vorstellung, dass Hausarbeit Frauensache sei, noch in den Köpfen vieler Männern und Frauen verankert. Auch tatsächlich verbringen die Frauen, selbst bei gleicher beruflicher Belastung, noch wesentlich mehr Zeit mit der Erledigung häuslicher Arbeiten als Männer und in vielen Fällen

¹ Die Studie entstand als Abschlussarbeit des B.A.-Studiengangs „Europäische Kulturgeschichte“ an der Universität Augsburg im Frühjahr 2005 unter Betreuung von Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber, dem an dieser Stelle für seine weitreichende Unterstützung und konstruktive Kritik zu danken ist. Auf eine grundlegende Neuformulierung musste aus äußeren Gründen verzichtet werden.

² WOLFGANG E. J. WEBER: Familie heute. Historische Grundlagen und Erscheinungsformen, Perspektiven und Probleme, in: DERS./MARKWART HERZOG (Hg.): „Ein Herz und eine Seele“? – Familie heute, Stuttgart 2003 (Irseer Dialoge. Kultur und Wissenschaft interdisziplinär Bd. 8), S. 13.

³ Vgl. ebenda, S. 15.

wird diese Ungleichbelastung paradoxerweise nicht als ungerecht erachtet⁴. Rohmann erklärt dieses Phänomen mit der Tatsache, dass dies den Erwartungen der Lebenspartner entspreche und Frauen diese Ungleichverteilung der Hausarbeit als „Teil gesellschaftlicher Normen verinnerlicht haben“⁵. Bis 1977 fand sich diese Rollenverteilung auch im Grundgesetz festgeschrieben. Dort hieß es: „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist“⁶. Der Wunsch der Frau, einer außerhäuslichen Erwerbstätigkeit nachzugehen, entsteht unter anderem dadurch, dass der Wert der Hausarbeit gering geschätzt wird, was in ungleichem Verhältnis zu seinem volkswirtschaftlichen Ertrag steht. Tatsache ist, dass sich das Individuum heute gesellschaftlich in erster Linie durch seinen Beruf definiert. Die Hausfrauentätigkeit gilt nicht als Beruf, sie ist unentgeltlich, die vielfältigen Arbeitsbereiche dieser Tätigkeit werden ignoriert und Hausfrauen und Mütter als minderwertig dargestellt. Es kommt zu einer Degradierung der Hausarbeit zum ‚Liebesdienst‘ für Mann, Kinder und Familie.

Zwar ist es nicht möglich, eine sichere Prognose über die künftige Entwicklung der Familie zu geben, doch sicher ist, dass der momentane Zustand in weiten Teilen der Bevölkerung als negativ beurteilt wird. Es stellt sich nun die Frage, in welche Richtung eine Verbesserung gehen soll. Zurück zu den ‚guten‘ und ‚glücklichen‘ Verhältnissen, „wie sie vermeintlich oder tatsächlich bereits bestanden haben, in den 1950er und 1960er Jahren“, oder wäre „die erstmalige Herstellung ‚fortschrittlicher‘, dem Postulat individueller Selbsterfüllung genügender, neuartiger Zustände“⁷ eine zukunftstaugliche Lösung? Diese Frage kann an dieser Stelle natürlich nicht beantwortet werden. Es kann aber festgestellt werden, dass traditionelle Rollenmuster und Familienvorstellungen noch weit verbreitet sind und als Ausgangspunkt der aktuellen Diskussion um Familie, Frau und Haushaltsbewältigung gesehen werden müssen.

Gleichzeitig haben der private Haushalt und die Haushaltsführung im Laufe des letzten Jahrhunderts dank flächendeckender Elektrifizierung ihr Gesicht gravierend verändert. Wir benutzen täglich mit unreflektierter Selbstverständlichkeit

⁴ Es gibt Untersuchungen, die zeigen, dass eine Überbelastung im Haushalt zu einer Unzufriedenheit in der Partnerschaft, in manchen Fällen sogar zu depressiven Verstimmungen führen kann. Andere Untersuchungen zeigen aber, dass die ungleiche Verteilung häuslicher Arbeit nicht als unfair erlebt wird bzw. die Beziehung auch bei gleicher außerhäuslicher beruflicher Belastung nicht negativ beeinflusst. Vgl. hierzu ELKE ROHMANN/GABRIELE ROHMANN: Und drinnen waltet die fleißige Hausfrau, in: Psychologie heute 5 (2003), S. 30. Sie geben an, dass etwa 35,1% der Frauen zwischen 21 und 40 Stunden zusätzlich im Haushalt beschäftigt sind, hingegen Männer nur etwa zu 13,3%.

⁵ ROHMANN (2003), S. 30.

⁶ § 1356 GG, Abs. 1. Zitiert nach: ROHMANN, S. 30.

⁷ WEBER (2003), S. 18.

elektrische Geräte, besonders auch Haushaltsgeräte. Nicht nur die alltägliche Arbeit im Haushalt und die Alltagsgestaltung an sich haben sich verändert, sondern auch die Vorstellung von denselben.

Der Ansatz dieser Untersuchung ist deswegen ein kulturhistorischer, welcher sich den Haushalt als alltagskulturelles Phänomen vornimmt. Der Familienhaushalt, wie wir ihn heute kennen, bzw. dessen Ideal wir verfolgen, ist als das Produkt einer bestimmten historischen Epoche zu sehen, die ihn, geprägt von zeitgenössischen Wertvorstellungen, Erwartungen und Bedürfnissen, herausbildete. Am Beispiel des Haushalts, der als das wichtigste Feld der Alltagskultur einzustufen ist, und seinen Veränderungen im Laufe der Zeit lassen sich nicht nur allgemeine alltagskulturelle, sondern sogar gesamtkulturelle Tendenzen ablesen. Der Blick in das alltägliche Leben, speziell der Haushaltsgestaltung, gibt somit nicht nur Auskunft über zum Beispiel die Familie, sondern auch über die Gesellschaft. Der Mensch gestaltet seinen privaten Raum nach den Vorstellungen seiner Zeit, nach seinen Möglichkeiten und dem, was gesellschaftlich möglich ist, sowie nach einer bestimmten Funktionalität.⁸

Eine wesentliche Quelle für eine historische Untersuchung dieses Komplexes sind empiriespiegelnde und normierende Haushaltsbücher, welche seit Mitte des 19. Jahrhunderts in verstärktem, seit Beginn des 20. Jahrhundert in fast inflationärem Maße auftraten. Trotzdem sind sie als historische Quelle bis heute eher ungenutzt, weshalb die vorliegende Untersuchung unter anderem zum Ziel hat, einen ersten Einblick in die zahlreichen Möglichkeiten einer Analyse derartiger Werke zu geben. Wenn im Folgenden nun ein Kochbuch bzw. hauswirtschaftliches Kompendium genauer unter die Lupe genommen werden soll, geschieht dies aus der Annahme heraus, dass sich dort zahlreiche Erkenntnisse über Alltagsgestaltung, Haushaltsbewältigung, Familien- und Frauenbild sowie deren Veränderung im historischen Vergleich herauskristallisieren werden. Die Autorin⁹ des Buches vermittelt ein Bild der jeweiligen Epoche, von der sie auch direkt geprägt ist. Das Anliegen der Sachliteraturgattung Kochbuch war es mithin, „[...] als umfassende Lebenshilfe für die junge Frau bestehende, allgemeine gesellschaftliche Normen zu bewahren.“¹⁰ Die Autorinnen stammten überwiegend aus als bürgerlich zu bezeichnenden Verhältnissen, somit können über die Betrachtung zeitgenössischer

⁸ MARTINUS EMGE/DIETER SMOLINSKI: Soziologie des Familienhaushalts, Paderborn 1973, S. 11; untersucht man ein Sozialgebilde wie den privaten Haushalt, so kann einerseits nach seiner Entstehung gefragt werden, und andererseits nach den Funktionen, die es in einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt und Ort zu erfüllen hat.

⁹ Nach bisherigen Nachforschungen ist davon auszugehen, dass die Autorenschaft derartiger Haushaltsbücher seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts ausschließlich von Frauen gestellt wurde und wird.

¹⁰ BETTINA SCHUHMAN: Beruf der Jungfrau. Bürgerliches Frauenverständnis im 19. Jahrhundert, in: Sammler-Journal, Schwäbisch Hall 1991, S. 551.

Kochbücher bzw. Hauswirtschaftsbücher neben Erkenntnissen über Ernährungsgewohnheiten eben auch bürgerliche Lebensformen wie Esssitten, Haushaltstechnik, Küchenarchitektur und -einrichtung, bzw. die jeweilige Idealvorstellung davon, gewonnen werden.

Als Grundlage der Untersuchung wurde aus mehreren Gründen das hauswirtschaftliche Kompendium „Der Neuzeitliche Haushalt“ der Haushaltsexpertin Erna Horn ausgewählt. Es stellt erstens eine sehr umfassende Behandlung hauswirtschaftlicher Themen und alltäglichen Lebens dar, da es gleichzeitig Koch- und Hauswirtschaftsbuch ist. Sicherlich ist „Der Neuzeitliche Haushalt“ nur ein Beispiel aus einer Vielzahl ähnlicher Abhandlungen, doch besticht er des weiteren durch die Tatsache, dass es sich um ein im zeitgeschichtlichen Deutschland weit verbreitetes, aber bis heute noch nicht ausgewertetes Hauptwerk einer zeitweilig sehr bekannten Kochbuchautorin handelt. Über vierzig Jahre lang, von 1930/31 bis 1975, wurde es von Erna Horn, welche sich durch lebenslange Spezialisierung auf hauswirtschaftliche Themen auszeichnet, in zahlreichen überarbeiteten Auflagen¹¹ herausgegeben.¹² Es kann somit von einem merklichen Erfolg des Werkes ausgegangen und seine Inhalte können als weithin bekannt eingeschätzt werden. Darüber hinaus darf vermutet werden, dass es nicht nur ein gewisses Frauen- und Familienbild widerspiegelt, sondern das selbige auch geprägt und verfestigt hat.

Dieser Einblick in die häusliche Alltagsgestaltung schneidet mehrere Themenkomplexe an. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung können diese selbstverständlich nur mit Einschränkungen näher verfolgt werden. Von grundlegendem Interesse ist die Klärung der Frage, welches Familien- und Frauenbild, besonders der Hausfrau, Mutter und Ehefrau, vermittelt wird. Welche Aufgaben hat die Frau zu erfüllen und auf welche Art und Weise soll dies geschehen? Wie ist das Verhältnis zu Mann und Kindern bzw. welche Beziehungen unterhalten die Familienmitglieder allgemein zueinander? Darauf aufbauend ist zu fragen, wie die Haushaltsbewältigung vorgeschlagen und wie die Gestaltung des Alltags entworfen wird. Welche Arbeiten fallen an, wie sind diese zu erledigen, wer sind die Beteiligten und wie hat im Gegensatz zur Arbeitszeit die arbeitsfreie Zeit auszusehen?

Im Zusammenhang mit der Frage nach der Bewältigung der im Haushalt anfallenden Arbeiten kann auch nach der jeweils technischen Ausstattung und der Zuhilfenahme von (elektrischen) Geräten gefragt werden. Anders formuliert: wie wird die Benutzung moderner Technik mit dem Frauenbild in Einklang gebracht?

Neben diesen Hauptfragestellungen können noch ergänzende Aspekte beleuchtet werden. Das Kapitel über die „Guten Sitten“ lässt zum Beispiel die Frage

¹¹ Die letzte Auflage von 1975 umfasste die Exemplare 267.–272.Tausend.

¹² Vgl. ECKEHARD METHLER/WALTER METHLER (Hg.): Von Henriette Davidis bis Erna Horn. Bibliographie und Sammlungskatalog hauswirtschaftlicher Literatur – mit Anmerkungen zur Frauenfrage, Wetter (Ruhr) 2001, S. 787f.

danach aufkommen, welche Verhaltensregeln gewünscht werden und wie sich der Familienhaushalt nach außen hin, in der Gesellschaft, zu präsentieren hat. Über die Frage nach den verwendeten Nahrungsmitteln und den Ansprüchen an Sauberkeit und Hygiene, gespiegelt unter anderem in Wohnungseinrichtung und -pflege, kann auch die Bedeutung des Themas Gesundheit behandelt werden.

Wie bereits erwähnt, wurde „Der Neuzeitliche Haushalt“ von Erna Horn bis heute nicht wissenschaftlich untersucht¹³. Auch von der Autorin selbst gibt es kaum biographische Spuren. Die einzige Ausnahme bildet ein kurzer Artikel in Walter und Eckehard Methlers einschlägiger Bibliographie „Von Henriette Davidis bis Erna Horn“. Sämtliche im Vorfeld dieses Aufsatzes unternommenen Versuche, genaueres zu ihrem Leben und Werk ausfindig zu machen, sind gescheitert.¹⁴

Für die Darstellung des geschichtlichen Rahmens, der Leitbilder und der technischen Entwicklung konnte hingegen auf ein breites Spektrum an Veröffentlichungen zurückgegriffen werden. Besonders die Weimarer Zeit ist im Hinblick auf diese Themen bereits gut erforscht. Ein neueres Beispiel ist Martina Heßlers „Mrs. Modern Woman“ – Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Haushaltstechnisierung¹⁵, worin die Autorin den Einfluss der Haushaltstechnisierung und den damit veränderten häuslichen Alltag untersucht und sich zusätzlich mit den Methoden der „Implantierung“ der neuen Techniken in den Haushalten beschäftigt. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt eindeutig von Anfang bis Mitte der 1990er Jahre. Zu diesem Zeitraum liegen noch mehrere Arbeiten vor, die sich vor allem um Rationalisierung und Technisierung des Haushalts, als zeitgenössisch wichtigstes Streben, drehen.¹⁶ Für die 1950er Jahre sind, im Hinblick vor allem auf das

¹³ Hingegen wurden zum Beispiel Henriette Davidis „Praktisches Kochbuch“ (zum ersten Mal 1845 erschienen und nach dem Tod der Autorin noch bis in die 1960er Jahre neu aufgelegt) und Erna Meyers „Der neue Haushalt“ von 1926, das als Standardwerk des rationalisierten Haushalts gilt, als Quellen herangezogen.

¹⁴ Ein kurzer Emailkontakt und ein Telefongespräch mit Walter Methler bestätigten die Schwierigkeit, Informationen über Person und Leben Erna Horns zu finden. Außerdem wurde beim Glasmuseum in Passau, worin die private Kochbuchsammlung von Erna Horn und Julius Arndt ausgestellt ist, angefragt, doch es konnten auch hier keine weiteren Auskünfte gegeben werden.

¹⁵ MARTINA HEBLER: „Mrs. Modern Woman“. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Haushaltstechnisierung, Frankfurt am Main 2001.

¹⁶ Hier wären u.a. zu nennen: IRIS DUCHÈNE: Technisierungsprozesse der Hausarbeit. Ihre Bedeutung für die Belastungsstruktur der Frau, Pfaffenweiler 1994; RICARDA HAASE: „Das bisschen Haushalt...“? – Zur Geschichte der Technisierung und Rationalisierung der Hausarbeit, Stuttgart 1992 (Württembergisches Landesmuseum); KARIN HAUSEN: Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 13 (1987), S. 273-303; ADELHEIT VON SALDERN: „Wie säubere ich einen Linoleumboden?“, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskul-

neue Konsumverhalten der privaten Haushalte, die Darstellungen von Jennifer Loehlin¹⁷ und Michael Wildt¹⁸ zu nennen. Zu den allgemeinen Wohn- und Familienverhältnissen dieser Zeit sind besonders die Studien von Merith Niehuss¹⁹ hervorzuheben, auf welche hier im Schlussteil intensiver zurückgegriffen werden wird.

2. Die historischen Rahmenbedingungen

2.1 Perspektiven der Bürgerlichkeit

Einleitend ist zu bemerken, dass sowohl ‚Bürgertum‘ als auch ‚Familie‘ zwei Begriffe darstellen, deren Abgrenzung und Bedeutung historisch und kulturell äußerst wandelbar sind. Der Schwerpunkt soll deswegen im Folgenden auf dem Versuch liegen, die wichtigsten Merkmale des Idealbilds der Familie aufzuzeigen, welches vom seit Mitte des 18. Jahrhunderts aufsteigenden Bürgertum propagiert wurde. Es handelt sich also um eine typologische Skizze.

Das heute gebräuchliche Verständnis von Familie als Kernfamilie²⁰ ist auf die bürgerliche Vorstellung von Familie zurückzuführen. Das relativ junge Wort ‚Familie‘ wird im Deutschen erst seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert verwendet und anfangs synonym für ‚Haus‘ gebraucht. Das ‚Haus‘ bezeichnet eine Lebens- und Produktionsgemeinschaft, die, aufbauend auf einer Kernfamilie, weitere Mitglieder, wie andere Verwandte oder das Gesinde, umschließt und der

tur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994. S. 235-253; WALTRAUD SCHMIDT-WALDHERR: Rationalisierung der Hausarbeit. Gesellschaftliche und historische Kontexte aus feministischer Sicht, in: Arbeiten+Lernen/Technik 8 (1992), S. 10-14; SACHSE, CAROLA: Anfänge der Rationalisierung der Hausarbeit „The One Best Way of Doing Anything...“, in: BARBARA ORLAND: Haushalts-Träume – Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt, Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, Königstein im Taunus 1990, S. 49-61; KIRSTEN SCHLEGEL-MATTHIES: „Die Küche als Werkstatt der Hausfrau“. Bestrebungen zur Rationalisierung der Hausarbeit nach dem Ersten Weltkrieg, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft (1995), S. 163-170.

¹⁷ JENNIFER LOEHLIN: At home in the Wirtschaftswunder: Gender, Housework, and Household Technology in West Germany, 1950-1970. Dissertation University of Texas in Austin 1995; DIES.: From Rugs to Riches. Housework, Consumption and Modernity in Germany, Oxford/New York 1999.

¹⁸ MICHAEL WILDT: Am Beginn der „Konsumgesellschaft“. Mangelersahrung, Lebensgestaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, Hamburg 1994.

¹⁹ MERITH NIEHUSS: Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960, Göttingen 2001 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. 65).

²⁰ D.h. Eltern und Kinder.

Leitung eines Hausvaters untersteht. ‚Familie‘ und ‚Haus‘ waren in ihrer Ausgestaltung variabel²¹, „die vormoderne Familie wurde primär als wirtschaftliche Einheit gedacht, die Produktion und Erwerb, Reproduktion und Konsumtion in sich vereinigte.“²² Unter anderem mit dem Aufstieg des Bürgertums seit Mitte des 18. Jahrhunderts kam es insbesondere in den Städten zunehmend zu einer Auflösung der Einheit von Produktions- und Wohnstätte und somit zum Verschwinden des ‚Hauses‘.

Das moderne Bürgertum als gesellschaftlich bedeutende Gruppe entstand seit Mitte des 18. Jahrhunderts und verstärkt seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Es ist eine heterogene Schicht²³, die sich weder durch Bildung, Berufe, Einkommen, soziale Herkunft oder Klasse trennscharf definieren lässt, sondern am ehesten noch durch gemeinsame Grundsätze und Ideale und andererseits durch Abgrenzung. In der Anfangszeit geschah dies gegenüber dem Adel; seit die Arbeiterschicht durch die Industrialisierung seit Mitte des 19. Jahrhunderts stetig zunahm, eher von den unteren Schichten. Die Emanzipationsbestrebungen des Bürgertums gegenüber dem Adel sind als Ursprung der Forderung nach individueller Freiheit und Selbstständigkeit zu sehen. Das Bürgertum gewann an wirtschaftlicher Bedeutung, was zu einem Erstarren seines Selbstbewusstseins beitrug, und drängte folglich darauf, auch in der Politik seinen Einfluss auszubauen. Das bekannte Ergebnis ist der Liberalismus. Das Bürgertum ist weiterhin gekennzeichnet durch eine Hochachtung individueller Leistung, regelmäßiger Arbeit, rationaler und methodischer Lebensführung. Wissenschaft, Bildung und als Hochkultur zu bezeichnende Bereiche wie Kunst, Literatur und Theater hatten einen hohen Stellenwert und wurden von bürgerlicher Seite aktiv gestaltet.²⁴

Das Bürgertum formulierte, wie bereits angesprochen, zudem ein neues Idealbild von Familie. Ausgehend von den Romantikern wurde ein auf Emotionen

²¹ Die Sozialform des ‚Hauses‘ ist schichtübergreifend zu finden. Das ‚Haus‘ konnte zum Beispiel adeliger Grundbesitz, Bauernhof, Gutshof, städtischer Handwerksbetrieb sein.

²² ANDREAS WIRSCHING: Die Familie in der Moderne. Eine Krisengeschichte?, in: Weber, Wolfgang E. J. und Herzog, Markwart (Hg.): „Ein Herz und eine Seele“? – Familie heute, Stuttgart 2003 (Irseer Dialoge. Kultur und Wissenschaft interdisziplinär Bd. 8), S. 45-79, hier: S. 47.

²³ Jürgen Kocka ordnet dem Bürgertum des frühen 19. Jahrhunderts zusammenfassend „Kaufleute, Verleger, Manufakturunternehmer und Kapitalisten, akademisch gebildete Beamte und Publizisten, Professoren und manche Pfarrer“ zu; vgl. JÜRGEN KOCKA: Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Europäische Entwicklungen und deutsche Eigenarten, in: DERS. (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert, München 1988, S. 14-39).

²⁴ Weiterführend zu diesem Abschnitt sind u.a. LOTHAR GALL: Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989, besonders S. 76-80 und 202f.; KOCKA (1988), S. 20-29.

gegründetes Idealbild von Ehe²⁵ und folglich auch von Familie entworfen²⁶. Hinzu kommt die Privatisierung der Familie, resultierend aus der zunehmenden Trennung von öffentlichem Erwerbsbereich und privatem Wohnbereich und Haushalt. Das Ergebnis ist die Idealvorstellung von Familie als intime, emotionalisierte Kernfamilie, die im Gegensatz zu einer von Konkurrenz, wirtschaftlichen und politischen Aktivitäten geprägten Öffentlichkeit steht und als Rückzugspunkt aus dieser zur Verfügung steht.

Das Bürgertum postulierte einen universalen Anspruch seiner Leitbilder, „die ‚bürgerliche Kultur‘ sollte die allgemeine Kultur schlechthin“ werden²⁷, und konnte zumindest sein Familienideal schichtübergreifend durchsetzen. Bald strebte ihm auch ein Teil der Arbeiterschaft nach.²⁸

Im ‚Haus‘ waren Mann und Frau über ihre Funktion und Aufgabenbereiche definiert. Es herrschte eine genaue Arbeitsteilung²⁹, welche den Frauen zwar eher die hauswirtschaftlichen Aufgaben zuwies, eine Gleichberechtigung allerdings trotzdem durch zahlreiche produktive Tätigkeiten³⁰ gesichert war. Für diese Sozialform kann weder die Mutter- noch die Hausfrauenrolle, wie sie in der Folgezeit etabliert werden sollte, als dominanter Typus festgestellt werden.

Die Trennung von häuslichem und außerhäuslichem Arbeitsplatz mündete in eine geschlechtsspezifische Aufteilung der Arbeitsbereiche. Der Mann geht einer Erwerbstätigkeit nach, die Frau bleibt im Haus tätig. Hinzu kommt der Trend zu zunehmender Auslagerung produktiver Tätigkeiten in die aufsteigenden, auf Konsumprodukte ausgerichteten außerhäuslichen Produktionsstätten, wodurch die Frau immer mehr in die reine Hausfrauenrolle gedrängt wird. Das ‚Abschieben‘ der Ehefrau in den privaten Bereich³¹ der Familie wurde unter anderem durch die

²⁵ Die Liebesheirat als Gegensatz zur zweckmäßigen Heirat aus meist wirtschaftlichen Motiven heraus oder zum Erhalt eines gesellschaftlichen Standes.

²⁶ Vgl. ANDREAS GESTRICH: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999, S. 5.

²⁷ GALL (1989), S. 202.

²⁸ Vgl. KOCKA, S. 30f..

²⁹ Frau: Binnenwirtschaft in Haus, Hof und Garten, Mann: Holzwirtschaft und Feldarbeit.

³⁰ Herstellung von Produkten zum Eigenbedarf und teilweise auch zum Verkauf: Milchwirtschaft und Kleinviehhaltung, Textil- und Bekleidungsherstellung, Produkte des täglichen Bedarfs (z.B. Seife und Kerzen), Nahrungsmittel und Vorratswirtschaft; vgl. u.a. DUCHÈNE (1994), S. 18.

³¹ Gestrich bemerkt, dass die Frau trotzdem am öffentlichen Bereich teilhaben konnte. Durch „Verwandtschaft, religiöse Gruppen und andere Formen der Geselligkeit“ hatte sie die Möglichkeit an einer geschlechtsspezifischen Öffentlichkeit teilzunehmen. Dies ist allerdings von seiner Bedeutung her nicht zu überschätzen; vgl. GESTRICH (1999), S. 100.

Zuschreibung bestimmter, angeblich natürlicher Geschlechtscharaktere³² gerechtfertigt, die allgemeine Geltung forderten und von wissenschaftlicher Seite als biologische Determinanten festgeschrieben wurden³³. Als typisch weibliche Merkmale gelten fortan „passiv, schwach, bescheiden, hingebungsvoll, selbstverleugnend, gefühlvoll und empfindsam“³⁴. Von Natur aus sei die Frau deswegen dem privaten Familienbereich zuzuordnen, in welchem sie bestimmte Aufgaben zu erfüllen habe. Zum einen wird ihr die Kinderbetreuung und –erziehung, die in der bürgerlichen Gesellschaft einen neuen Stellenwert bekommt, zugewiesen³⁵. Sie war vorher Aufgabe des Hausvaters, denn sie verlangt methodisch überlegtes Handeln, und soll nun, nach Aufklärung und Erziehung³⁶ der Frau, von dieser übernommen und bewusst ausgeführt werden, da sie mit dem Kind von Natur aus verbunden sei. So heißt es beispielsweise bei Pestalozzi: „[...] die Mutter ist befähigt, und zwar von ihrem Schöpfer selbst befähigt, die wichtigste Triebkraft in der Entwicklung des Kindes zu werden. Der glühendste Wunsch für sein Wohlergehen ist schon in ihr Herz eingepflanzt[...]“³⁷. Neben dieser Rolle als liebevolle Mutter sollte sie als „Seele des Heims und der Familie“³⁸ einen Gegenpol zur Gesellschaft, besonders der Arbeitswelt des Mannes, bilden. Die Familie sollte ein Rückzugsort für den erwerbstätigen Mann sein, in dem er sich erholen und neue Kraft tanken konnte. Aufgabe der Frau war es, dieses ‚Heim‘ zur Verfügung zu stellen und zu gestalten. „Weitgehend entlastet von Arbeit für den Erwerb, welche nunmehr als rein männliche Domäne definiert wurde, sollte die Frau in der Familie ein Refugium bürgerlicher Privatheit und Intimität herstellen, das die Außenwelt des Berufs, der Konkurrenz um Macht und Geld harmonisch ergänzte“³⁹. Dank dieser vermeintlichen Entlastung sollte sich die Frau idealerweise ihrer Bildung widmen können, um vor allem in der Lage zu sein, den Kindern die

³² Vgl. KARIN HAUSEN: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: WERNER CONZE (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 370.

³³ Vgl. GESTRICH (1999), S. 6.

³⁴ GISELA DÖRR: Der technisierte Rückzug ins Private: zum Wandel der Hausarbeit, Frankfurt am Main / New York 1996, S. 37. Der Mann hingegen findet seine Bestimmung im öffentlichen Bereich, er wird als „aktiv, willensstark, tapfer, kühn und selbstständig“ beschrieben.

³⁵ Vgl. YVONNE SCHÜTZE: Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“, Bielefeld 1986, S. 20ff.

³⁶ Zum Beispiel durch bürgerliche Aufklärungsliteratur mit neudefiniertem weiblichen Sozialcharakter, der sich durch „natürliche“ Veranlagung der Frau für Beziehungsleistungen auszeichnet. Vgl. HAUSEN (1976).

³⁷ Pestalozzi, zitiert nach: SCHÜTZE (1986), S. 30.

³⁸ DÖRR (1996), S. 37.

³⁹ FREVERT, UTE: Bürgerliche Familie und Geschlechterrollen: Modell und Wirklichkeit, in: LUTZ NIEHAMMER u.a.: Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen und Perspektiven, Frankfurt am Main 1990. S. 90-98, hier S. 92.

bürgerliche Kultur zu vermitteln, und außerdem dem Ehegatten eine unterhaltsame Gefährtin zu sein.

Der bürgerliche Haushalt, sowie die ‚Hausfrau‘ etablierten sich, wie bereits erläutert, erst durch die zunehmende Distanz von Erwerbssphäre und Privatsphäre. Idealerweise sollte die Hausfrau als Leiterin eines hauswirtschaftlichen Betriebes wirken, der über mindestens eine Gehilfin verfügt, sich also mehr organisatorischen Aufgaben widmen und so genügend freie Zeit gewinnen, in der sie ihren neuen Pflichten gegenüber Kindern und Ehemann nachkommen konnte. In der Realität spielte aber bis mindestens in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Eigenproduktion noch eine große Rolle. Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts, im Zuge des beschleunigten Urbanisierungs- und Industrialisierungsprozesses, verbesserter Infrastruktur und erster technischer Hilfsmittel, werden die Grundlagen einer Veränderung der Hausarbeit gelegt, die eine Erfüllung des Ideals der bürgerlichen Hausfrau möglich machten⁴⁰. Je nach Vermögen der Familie war die Frau eher organisierende Hausherrin oder tatkräftige Mitarbeiterin. Die Arbeitsbelastung der Hausfrau wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch nicht geringer, im Gegenteil, sie stieg sogar tendenziell an⁴¹. Man versuchte zum Beispiel seit der Cholera von 1831 die Bevölkerung zu mehr Hygiene zu erziehen und für Reinlichkeitsfragen zu sensibilisieren. Seit den 1880er Jahren breitete sich die sogenannte ‚Mikrobenfurcht‘⁴² aus und die Sauberkeitsstandards erhöhten sich spürbar.⁴³ Seit Ende des 19. Jahrhunderts versuchten zahlreiche Kampagnen die neuen Anforderungen zu propagieren, denen fortan alle Schichten zu genügen hatten⁴⁴. Erhöhtes Reinigungs- und Waschaufkommen, höhere Ansprüche an Pflege und Ausgestaltung der Wohnräume, sowie die hinzugekommene Sorge um die Familie trugen zu einer deutlichen Mehrbelastung der Hausfrau bei⁴⁵.

⁴⁰ DUCHÊNE (1994), S. 22.

⁴¹ Festzustellen ist eine nachhaltige Umstrukturierung der Hausarbeit: die Tätigkeiten der Hausfrau sind durch Funktionswandel und nicht durch Funktionsverlust gekennzeichnet. Vgl. DUCHÊNE, S. 67.

⁴² HAUSEN (1987), S. 276.

⁴³ Dieser Trend ist zum Beispiel am Anstieg des Wäschebesitzes aller Bevölkerungsschichten zu erkennen, was natürlich ein erhöhtes Waschaufkommen zur Folge hatte. Allerdings ohne Veränderung der Waschtechnik, d.h. also körperlich anstrengende Mehrarbeit. Vgl. HAUSEN (1987), S. 277.

⁴⁴ So waren es unter anderem auch solche Kampagnen, die zum Anstieg der Hausarbeit beitrugen und ihre Rationalisierung in den 20er Jahren nötig machten. Vgl. SACHSE, CAROLA: Anfänge der Rationalisierung der Hausarbeit „The One Best Way of Doing Anything...“, in: BARBARA ORLAND: Haushalts-Träume – Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt, Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, Königstein im Taunus 1990, S. 49-61, hier S. 50.

⁴⁵ Technische Hilfsmittel befinden sich zu diesem Zeitpunkt erst in der Erfindungs- und ersten Testphase. Sie sind zwar teilweise theoretisch verfügbar, werden aber kaum bis gar nicht eingesetzt.

Zur Arbeitsbewältigung waren im bürgerlichen Haushalt zusätzliche Hilfskräfte tätig, was bis ins 20. Jahrhundert hinein für etablierte bürgerliche Haushalte bezeichnend blieb. Dienstboten gehörten zu einer standesgemäßen bürgerlichen Existenz und so war „die Beschäftigung mindestens eines ‚Mädchen für alles‘ auch in schlechter verdienenden Berufsgruppen ein gesellschaftliches Muß.“⁴⁶ Um die Jahrhundertwende brachte unter anderem die sogenannte Dienstbotenfrage einen Abwärtstrend der Zahl der Hausangestellten⁴⁷. Sie widersprachen dem Ideal der intimen und geschlossenen Privatfamilie⁴⁸ und man wollte sich von dieser ‚fremden Hilfe‘ befreien. Bedeutender scheinen an dieser Stelle allerdings die Tatsachen, dass sich immer weniger bürgerliche Haushalte Dienstboten leisten konnten und dass außerdem für Frauen immer mehr Erwerbsmöglichkeiten außerhalb des häuslichen Diensts zur Verfügung standen, zum Beispiel in Industrie, Handel und Verkehr, noch dazu mit besseren und gesicherteren Arbeitsbedingungen⁴⁹, weshalb diese Tätigkeiten vorgezogen wurden und zunehmend ein Mangel an Dienstboten herrschte. Unter diesen Vorzeichen sind die Klagen von der überforderten, selbst wirtschaftenden Hausfrau zu sehen, die nach der Jahrhundertwende verstärkt einsetzten⁵⁰.

2.2 Rationalisierung und Technisierung

Der bürgerlichen Hausfrau stand wie gesagt typischerweise lange Zeit mindestens eine feste Hausangestellte zur Bewältigung der Hausarbeiten zur Verfügung. Für spezielle, arbeitsintensive Aufgaben, wie Wäschewaschen oder Pflege der Fußböden, kamen in regelmäßigen Abständen kurzzeitige Aushilfen, sogenannte ‚Zugehfrauen‘, hinzu. Seit der Jahrhundertwende und verstärkt seit dem Ersten Weltkrieg war die Frau in einem arbeitsintensiver gewordenen Haushalt jedoch zunehmend auf sich allein gestellt. Der Grund hierfür ist vor allem in einer Abnahme bürgerlichen Wohlstands zu sehen, gekoppelt mit weiteren Faktoren, zum Beispiel der bereits angedeuteten Dienstbotenfrage. Für die bürgerliche Hausfrau

⁴⁶ DUCHÊNE (1994), S. 64.

⁴⁷ In Berlin beispielsweise ging der Anteil der Haushalte mit Dienstboten von 17,3% im Jahre 1871 auf 12,4% im Jahre 1900 zurück. (vgl. GESTRICH (1999), S. 18)

⁴⁸ Im Gegensatz zur Sozialform des ‚Hauses‘ gehörten die Dienstboten nicht mehr zur Familie, sie aßen zum Beispiel nicht mehr mit der Kernfamilie gemeinsam an einem Tisch. Sie waren aus der Privatheit der bürgerlichen Familie ausgeschlossen (vgl. GESTRICH (1999), S. 21).

⁴⁹ Für den häuslichen Dienst galt bis 1918 die Gesindeordnung. Für ein Dienstmädchen waren Arbeitstage von 14 bis 16 Stunden die Regel.

⁵⁰ Vgl. DUCHÊNE (1994), S. 67.

bedeutete dies eine zunehmende Überlastung im Haushalt⁵¹, eine Entwürdigung ihres Status als ‚Dame des Hauses‘, da sie nun die niederen Arbeiten des Dienstmädchens selbst verrichten musste, und damit verbunden eine allgemeine Abwertung der Hausarbeit in der gesellschaftlichen Bewertung.

Vor dem Ersten Weltkrieg war es vor allem die Frauenbewegung, die die Klagen der Hausfrauen aufnahm und begann, nach Lösungen zu suchen. Die wichtigsten Vorschläge und Forderungen waren das Modell des Einküchenhauses⁵², ‚Lohn für Hausarbeit‘, die Neubewertung der Hausarbeit mit sozialer und rechtlicher Anerkennung und die professionelle Ausbildung der Hausfrauen. Aber erst mit dem Ersten Weltkrieg und seinem Männermangel gerieten die hauswirtschaftlichen Problemstellungen in das gesamtgesellschaftliche Bewusstsein⁵³. Nach 1918 bestand letztendlich unumgänglicher Handlungsbedarf⁵⁴ in der Haushaltsfrage, weshalb sich mehrere Gruppen damit befassten. Architekten, Hausfrauenverbände und Haushaltsgerätehersteller schrieben sich die Forderung nach ‚Rationalisierung‘ auf die Fahnen und versuchten sie mit verschiedenen Mitteln und Methoden umzusetzen. Seit Beginn der 1920er Jahre schien klar, dass das Modell des privaten Einzelhaushalts in Zukunft bestimmend sein würde. Es galt somit, die

⁵¹ Hier spielen nicht nur erhöhte Sauberkeitsstandards eine Rolle, sondern auch die zunehmende Notwendigkeit, auch für bürgerliche Ehefrauen, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen.

⁵² Die bekannteste Verfechterin des Einküchenhauses ist die Sozialistin Lily Braun. Das Einküchenhaus ist als ein Mehrparteienhaus mit zentral organisierter Küche, Wascheinrichtung und Kinderbetreuung vorzustellen. In den jeweiligen Wohnungen sollte nur ein Gaskocher für außergewöhnliche Versorgung, z.B. von Kranken, stehen. Das Ziel war die Entlastung der Frau und die Ökonomisierung von Ressourcen. Die vom Haushalt ‚befreite‘ Frau könnte einer Erwerbstätigkeit nachgehen und durch den Wegfall der Hausarbeit nun mit dem Mann eine gleichberechtigte Partnerschaft führen. Das Projekt konnte sich aus mehreren Gründen nicht durchsetzen, wobei die wichtigsten wohl die Nichtvereinbarkeit mit dem bürgerlichen Familienideal und die Nichtfinanzierbarkeit der Arbeiterschicht seinen dürften. Vgl. u.a. JACOBET, SIGRID: Illustrierte Sozial- und Alltagsgeschichte Deutschlands 1900-1945 (Bd. 3). Münster 1995, S. 217-220.

⁵³ Der Krieg macht die volkswirtschaftliche Bedeutung des Haushaltes sichtbar: in der Notsituation wird die Sparsamkeit mit sämtlichen Ressourcen besonders bedeutend (Güterknappheit, Ersatzproduktion). Die Frauen sollen die ‚Heimatfront‘ erhalten, ihre Arbeitskraft ist zunehmend gefragt, der Haushalt muss mit sparsamsten Mitteln erledigt werden und der Erhalt der Familie ist ihnen durch die Abwesenheit der Männer alleine überlassen.

⁵⁴ Nach dem Krieg bleibt die Erwerbsarbeit eines Teils der Frauen weiter notwendig. 1925 haben etwa 29% der Ehefrauen eine Anstellung und sind somit einer Doppelbelastung durch Beruf und Hausarbeit ausgesetzt. Sicherlich ist die Not in den unteren Gesellschaftsschichten noch größer als im Bürgertum (die Mittel zur Erleichterung der häuslichen Arbeiten zum Beispiel sind wesentlich geringer), doch die Veränderungen der Belastungsstruktur der Frau scheinen hier nicht unbedeutend zu sein, denn sonst wäre ein gesamtgesellschaftliches Bewusstsein für die Haushaltsfrage gar nicht möglich.

in seinem Rahmen anfallende Arbeit so gering und effizient wie möglich zu gestalten⁵⁵. Auf diese Weise wurde der Privathaushalt zum Gegenstand der Wissenschaften⁵⁶. Naturwissenschaften und Arbeitswissenschaften befassten sich mit ihm: technischer Fortschritt soll auch dem Haushalt zu Gute kommen und gleichzeitig versuchte man, die im wirtschaftlichen Betrieb gewonnenen Erkenntnisse der Arbeitsorganisation, die Prinzipien des Taylorismus und Fordismus, anzuwenden, und den privaten Haushalt in einen häuslichen Wirtschaftsbetrieb umzuformen⁵⁷. Das Vorbild waren die USA, wo es diese Bestrebungen aufgrund spezifischer Umstände schon vor der Jahrhundertwende gab und die Technisierung des Haushalts allgemein weiter fortgeschritten war. In den folgenden Punkten sollen nun die wichtigsten Voraussetzungen und Maßnahmen einer Haushaltsrationalisierung dargestellt werden.

Der nach dem Ersten Weltkrieg infolge verbreiteter Wohnungsnot einsetzende soziale Wohnungsbau war geprägt von den Architekten des „Neuen Bauens“ (v.a. Gropius, Schütte-Lihotzky, Taut), die ihre Rationalisierungsbestrebungen auch auf die Innenarchitektur übertragen wollten, d.h. auf Funktionalität, Klarheit und Sachlichkeit Wert legten⁵⁸. Ihre ‚praktische‘ Einrichtung wandte sich gegen die

⁵⁵ Vgl. SACHSE (1990), S. 57: „Um die Mitte der 1920er Jahre hatte sich eine erstaunliche Ähnlichkeit der Vorstellungen über die weitere Entwicklung von Familie und Hausarbeit herausgebildet, die von Sozialistinnen über Frauenverbände, Sozialreformerinnen und Sozialreformer bis hin zu Unternehmen reichten und die fast keine Alternativen zur Rationalisierung der isolierten Hausarbeit vereinzelter Hausfrauen mehr erkennen ließen.“

⁵⁶ In Zuge dessen kam es auch zu einer ‚Verwissenschaftlichung‘ des Haushalts. Das Wissen, dass eine Hausfrau benötigt, um ihren Haushalt erfolgreich zu erledigen, wuchs an. „Eine ‚gute‘ Hausfrau und Mutter sollte über tiefgreifende Kenntnisse der Chemie, Physik, Biologie und Medizin verfügen“ (vgl. WOLFGANG GLATZER/GISELA DÖRR/WERNER HÜBINGER u.a.: Haushaltstechnisierung und gesellschaftliche Arbeitsteilung, Frankfurt am Main/New York, 1991, S. 275). Dieser Aspekt wird auch im Hauptteil dieser Arbeit noch angesprochen werden, da die gebildete Hausfrau u.a. Teil von Erna Horns Frauenideal ist, und in „Der neuzeitliche Haushalt“ an mehreren Stellen wissenschaftlich anklingende Erklärungen abgegeben werden.

⁵⁷ Zum Beispiel Studium der genauen Abläufe in der Küche und deren zeit- und kraftsparende Organisation. Die Rationalisierung der Arbeitskraft sollte durch technische Vereinfachungen der Arbeiten ergänzt werden. Im Zuge des neuen Interesses am privaten Haushalt kam es, vor allem durch Hinwirken der Frauen selbst, unterstützt von Hausfrauenverbänden, zur Institutionalisierung der Haushaltswissenschaften mit dem primären Ziel der Frauenbildung. Vgl. hierzu BARBARA ORLAND: Emanzipation durch Rationalisierung? Der „rationelle Haushalt“ als Konzept institutionalisierter Frauenpolitik in der Weimarer Republik, in: DAGMAR REESE u.a.: Rationale Beziehungen? Geschlechterverhältnisse im Rationalisierungsprozeß, Frankfurt am Main 1993, S. 222-250, hier S. 242-245.

⁵⁸ In dieser Architektengruppe herrschte die Überzeugung, dass durch wissenschaftliche Erkenntnis und daran ausgerichtete Ästhetik, die Probleme des städtischen Wohnungs-

überfüllten und unübersichtlichen, durch einen „Fetischismus der Gegenstände“ seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert vollgepackten Küchen und sollte so der Hausfrau die Arbeit erleichtern, damit sie endlich „schöpferisch werden“⁵⁹ konnte. Das bekannteste Ergebnis ist die ‚Frankfurter Küche‘ von Margarete Schütte-Lihotzky⁶⁰, die sie 1927 auf der Internationalen Werkbundaussstellung „Die Wohnung“ in Stuttgart vorstellte. Sie wurde anhand von tayloristischen Arbeits-, Zeit- und Bewegungsstudien erstellt und verkörperte den optimierten Arbeitsplatz für eine Person⁶¹, die kompakte Arbeits- und Kochküche, die im direkten Gegensatz zur Wohn- und Essküche stand und nicht nur im Sinne der Rationalisierung, sondern auch dem Anspruch an Sauberkeit und Pflegeleichtigkeit entsprechend, einzuordnen ist. Die Architektin arbeitete zudem mit Hausfrauenverbänden zusammen und ließ das Erfahrungswissen von Hausfrauen mit einfließen⁶². Das Modell wurde in den Neubauten der 1920er Jahre vielfach realisiert⁶³ und sein Prinzip ist in den heute üblichen Einbauküchen noch immer präsent. Wie die meisten Rationalisierungsvorschläge wurde auch dieser von der Bevölkerung anfangs eher negativ bewertet.⁶⁴

Die Versorgung der Haushalte mit Gas begann in den 1820er Jahren. Sie setzte sich aber nur sehr schleppend durch, und erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Gas verbreitet als Licht- und Wärmequelle genutzt. Gründe für die Verzöge-

baus gelöst werden könnten. Das Fundament dieser Utopie bildeten Rationalität und Rationalisierung. Mit den neuen Wohnungen sollte auch die Gesellschaft erneuert werden, das Ziel war ein „neuer Menschentyp mit einem rationalisierten modernen Wohnverhalten“, welches durch Erziehung umgesetzt werden sollte. Vgl. ADELHEID VON SALDERN: „Statt Kathedralen die Wohnmaschine“. Paradoxien der Rationalisierung im Kontext der Moderne, in: FRANK BAJOHHR u.a. (Hg.): Zivilisation und Barbarei: Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne. Detlev Peukert zum Gedenken, Hamburg 1991 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 26), S. 168-192, hier S. 171-174.

⁵⁹ Bruno Taut in „Die Neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin“, zitiert nach: DUCHÊNE (1994), S. 77.

⁶⁰ Sehr anschaulich wird die Entstehung der Frankfurter Küche und die Überlegungen von Schütte-Lihotzky zu derselben von Joachim Krause dargestellt. Es wurde „vom Kochtopf zur Fassade“ gebaut; JOACHIM KRAUSE: Die Frankfurter Küche, in: MICHAEL ANDRITZKY (Hg.), Ausstellung Oikos, von der Feuerstelle zur Mikrowelle, Haushalt und Wohnen im Wandel, Stuttgart/Zürich 1992, S. 96-113.

⁶¹ SACHSE (1990), S. 53.

⁶² DÖRR (1996), S. 108.

⁶³ Zum Beispiel baute die Stadt Frankfurt, daher auch der Name „Frankfurter Küche“, zwischen 1926 und 1930 ca. 10.000 Sozialwohnungen mit eben diesen komplett eingerichteten Küchen; vgl. DÖRR (1996), S. 107.

⁶⁴ Der Ausspruch während einer ersten Besichtigung: „Was ist denn das für eine komische Küche?“ zeigt deutlich die Ablehnung, mit der man diesen neuen, unbeweglichen Konstruktionen gegenüberstand, und welch ein Gewöhnungsbedarf in der Bevölkerung vorherrschte. Vgl. DÖRR (1996), S. 113.

rung sind in der Gefährlichkeit (Explosionsgefahr und Giftigkeit) und im Geruch sowie im Unmut der Bevölkerung darüber, die Autarkie des eigenen Hauses noch weiter zu verlieren⁶⁵, zu suchen. Mit diesen Vorwürfen hatte die ab Ende des 19. Jahrhunderts an Bedeutung gewinnende Elektrizität⁶⁶ nicht zu kämpfen. Sie galt als sauber, geruchlos und ungefährlich und hatte gegenüber dem Gas den großen Vorteil, nicht nur als Licht- und Wärmequelle fungieren zu können, sondern dass sie auch den Antrieb von Maschinen ermöglichte⁶⁷. Es begann ein Wettstreit zwischen Gas- und Stromversorgern (sowie deren jeweiligen Anhängern), der mit einem Vorsprung ersterer begann, da unter anderem der Ausbau der Gasversorgung Ende des 19. Jahrhunderts schon weit fortgeschritten war⁶⁸, seit dem Ersten Weltkrieg allerdings sichtlich zu Gunsten der Stromversorger ausging. Bis zu einem flächendeckendem Anschluss der Haushalte an die Stromversorgung musste allerdings noch bis in die Nachkriegszeit gewartet werden. Die Elektrizität hielt vor dem Ersten Weltkrieg über den Lichtstrom⁶⁹ Einzug in die Haushalte, der den Anschluss wenig Strom verbrauchender Geräte, vor allem Bügeleisen und Staubsauger, ermöglichte. Iris Duchêne zeigte am Beispiel Berlins, wie sich die Haushaltselektrifizierung ausbreitete: während 1910 nur 3,5% der Haushalte an das Stromnetz angeschlossen waren, erhöhte sich die Zahl in den 1920er Jahren rapide, von 11% 1922 stieg sie auf ca. 50% 1927 bzw. 76% 1933.⁷⁰ Die Zeit der

⁶⁵ Die Zentralisierung und Professionalisierung der Energieversorgung trägt seinen Teil zur Beendigung der traditionellen Selbstversorgung bei, vgl. DUCHÈNE (1994), S. 37; So schreibt auch Schivelbusch: „Das Haus, das aufhörte, seine eigene Beleuchtung und Heizung zu produzieren, entmündigte sich gleichsam, indem es sich wie mit einer Nabelschnur an den industriellen Energieproduzenten angeschlossen und damit von diesem abhängig machte.“, W. Schivelbusch, zitiert nach DUCHÈNE (1994), S. 37.

⁶⁶ Voraussetzungen waren die Erfindung der dynamoelektrischen Maschine zur Herstellung großer Strommengen und der Glühlampe, die eine einfachere zu bedienende und ungefährlichere Lichtquelle als die Gaslampe darstellte.

⁶⁷ Dies spiegelt sich auch in einer Vision Werner von Siemens von 1873: „...Es ist daher denkbar, daß man in späteren Zeiten den durch gewaltige dynamoelectrische Maschinen erzeugten Strom wie gegenwärtig Gas und Wasser den Häusern zuführt und beliebig zu Licht-, Wärme- oder Krafterzeugung verwenden wird.“ Zitiert nach: DUCHÈNE (1994), S. 42.

⁶⁸ Hinzu kommt die erst relativ späte Durchsetzung des Stroms als Wärmequelle.

⁶⁹ Gleichstrom (schwächer als Wechsel- oder Drehstrom), der zur Beleuchtung genutzt wurde.

⁷⁰ Vgl. DUCHÈNE (1994), S. 92-99. Gründe für den Anstieg : Ausbau der Starkstromversorgung während des Ersten Weltkriegs, Zuspitzung der Haushaltsfrage (elektrische Geräte als Ersatz für Dienstmädchen), Nutzbarmachung des krisensicheren Absatzmarktes Haushalt durch die Stromversorger und Erhöhung der Attraktivität eines Anschlusses durch verbraucherfreundliches Tarifsystem, Überzeugungsarbeit der Elektroindustrie (zum Beispiel Vorträge für Hausfrauen, Wanderausstellungen, Verteilung von Kochproben)

Weimarer Republik ist von zahlreichen Werbekampagnen⁷¹ für den elektrischen Strom gekennzeichnet⁷², oft in Verbindung mit den neuen elektrischen Geräten, die die Arbeit im Haushalt erleichtern sollten. Diese „Überzeugungsarbeit“ war notwendig, da der Wunsch nach einem elektrifizierten Heim in der Bevölkerung nur sehr latent vorhanden war⁷³. Tatsächlich spielt der elektrische Strom noch eine vergleichsweise geringe Rolle im Haushalt, sieht man von Lichterzeugung und kleineren Geräten ab, deren Voraussetzung immer ein vorhandener Anschluss und das nötige Kleingeld zur Anschaffung waren. Erst in der Nachkriegszeit setzte die umfassende Elektrifizierung und Technisierung des Haushalts⁷⁴ ein.

Die Idee des rationellen Privathaushalts war selbstverständlich verbunden mit dem Einsatz technischer Hilfsgeräte. Auch die Energieversorgungsunternehmen waren daran interessiert, dass sich die Haushalte mit elektrischen Apparaten ausstatteten, welche seit Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt wurden. Sowohl bei der Erfindung als auch bei der Einführung von Haushaltsgeräten⁷⁵ nahmen die USA eine Vorreiterrolle ein. Die wichtigsten modernen Haushaltsgeräte, Teppichkehrer, Wasch- und Geschirrpülmaschine, wurden in den Jahren 1859, 1865

⁷¹ Die Neckarwerke zum Beispiel hatten zu Vorführrzwecken einen eigenen „Werbewagen“ gebaut, der mit einer kompletten elektrischen Küche, Heißwasserversorgung und Melkanlage ausgestattet war und in Wohngebieten, aber auch auf Jahrmärkten und Messen der Elektrobranche, eingesetzt wurde. „Über einen auf dem Dach angebrachten Lautsprecher wurden für den Abend Vorträge und praktische Vorführungen, Filmvorführungen und Verlosungen angekündigt, und kostenlos verteilte Blechlöffel brachten den Werbeslogan der EVU [Energieversorgungsunternehmen], Elektrizität in jedem Gerät“ unters Volk“. Vgl. HAASE (1992), S. 14.

⁷² Weiterführend zu diesem Thema ist besonders anschaulich das Kapitel „Wohne und arbeite elektrisch!“ - Vom Kampf der Energieversorgungsunternehmen um die Haushalte, in HAASE (1992), S. 9-25.

⁷³ Besonders den neuen elektrischen Geräten standen die meisten Hausfrauen eher skeptisch gegenüber. Zum einen begründet durch noch mangelnde Sicherheit der Geräte, aber vor allem wegen eines Unwillens zur Veränderung der gewohnten Tätigkeiten. Man wollte nicht „die Freude am Kochen verlieren“ verbunden mit der verbreiteten Vorstellung, das „elektrisch zubereite Essen schmecke nicht so gut“. Vgl. HAASE (1992), S. 18.

⁷⁴ Der prozentuale Anteil der privaten Haushalte am Stromverbrauch der EVU erreicht 1960 16,7%, 1970 24,8% und 1985 29,4%, „heute (1992) sind die Haushalte mit knapp einem Drittel vom Gesamtumsatz Hauptabnehmer der Energieversorgungsunternehmen“, vgl. HAASE (1992), S. 9 und 23.

⁷⁵ In den USA kommt es schon viel früher zu einer weiten Verbreitung von technischen Hilfsgeräten für den Haushalt. Dies hängt vor allem mit den dort schon früher einsetzenden gesellschaftlichen Umformungen zusammen. Die amerikanischen Hausfrauen strebten schon lange vor ihren deutschen Leidensgenossinnen, nämlich seit Mitte des 19. Jahrhunderts, aktiv nach Unabhängigkeit von Dienstboten und Erleichterung der Hausarbeit bis hin zu einer Gleichberechtigung der Geschlechter. Hinzu kommt die frühere Versorgung der Haushalte mit Gas und Elektrizität.

und 1869 zum Patent angemeldet. Während dieser ersten Technisierungsphase seit Mitte des 19. Jahrhunderts spielte vor allem die Mechanisierung von Arbeitsprozessen eine Rolle. Arbeitsintensive Aufgaben sollten durch eine Vereinfachung der Bewegung durch deren Umwandlung, am Beispiel von Wasch- und Geschirrspülmaschine in eine kontinuierliche Rotation einer Hebelvorrichtung, erleichtert werden. Zwar wurden diese Apparate im häuslichen Alltag kaum berücksichtigt⁷⁶, doch wurden sie in der Folgezeit weiterentwickelt⁷⁷ und bildeten die Grundlagen für die späteren elektrischen Geräte. Den eigentlichen Einzug in den Haushalt konnten diese Erfindungen erst mit ihrer Elektrifizierung starten. Die dafür unabdingbare Erfindung, der elektrische Kleinmotor, erblickte 1889 das Licht der Welt⁷⁸.

Ein weiterer wichtiger Schritt war die Befreiung der Küche von Ruß und Staub, die vom offenen Ofen hervorgerufen waren, durch den geschlossenen, gusseisernen Ofen. Dieser genoss in der Bevölkerung große Beliebtheit. So hatte es der seit ca. 1870 grundsätzlich konkurrenzfähige, aber fremdartige Gasherd schwer, ihn zu verdrängen, und scheiterte letztendlich. Erst der elektrische Herd, seit Ende der 1920er Jahre auf brauchbarem technischen Niveau, bot genügend Vorteile (u.a. keine offene Flamme mehr) und setzte sich langsam durch.

Für die Zeit der Weimarer Republik ist abschließend festzuhalten, dass bereits zahlreiche elektrische Geräte entwickelt waren und zum Kauf angeboten wurden. Allerdings ist ihre Verbreitung in den privaten Haushalten zunächst als gering einzuschätzen, vor allem wegen hoher Anschaffungs- und Stromkosten⁷⁹. Nur das gehobene Bürgertum konnte sich die teuren Apparate leisten⁸⁰. Die bereits erwähnten, zahlreichen Werbekampagnen für Rationalität im Haushalt, Elektrizität und elektrische Geräte sorgten in der Bevölkerung für einen sehr hohen Bekanntheitsgrad der neuen Möglichkeiten. Ein beliebtes Werbemittel war zum Beispiel

⁷⁶ Eine Ausnahme spielen in gewissem Maße die zur Erleichterung des Wäschewaschens angebotenen Hilfsmittel. Zu nennen wären hier vor allem das Waschbrett, das die kraftintensive Bearbeitung der Wäsche mit dem sogenannten Waschbleuel (zum Schlagen der Wäsche) ersetzte, sowie die Rührflügelmaschine, Sprudel- oder Dampfeinsätze für den Waschkessel und die Wringmaschine. Es ist allerdings festzuhalten, dass der Waschprozess trotzdem ein arbeitsintensiver Vorgang war; vgl. hierzu DUCHÊNE (1994), S. 48-53 und HAUSEN (1987).

⁷⁷ Vgl. hierzu weiterführend DUCHÊNE (1994), S. 30-36. Es wird ein detaillierter Überblick über die Innovationen und verschiedenen Entwicklungsstufen der genannten Geräte gegeben.

⁷⁸ Er „bedeutete für die Mechanisierung des Haushalts, was die Erfindung des Rades für den Transport von Waren bedeutete. Er brachte alles ins Rollen.“ (GIEDEON, zitiert nach DUCHÊNE (1994), S. 35).

⁷⁹ Vgl. LOEHLIN (1999), S.26. Außerdem neigten die frühen elektrischen Haushaltsgeräte zu technischen Schäden und konnten für den Benutzer gefährlich werden.

⁸⁰ Doch war es vor allem diese Gruppe, die sowieso noch genügend Dienstboten zur Verfügung hatte und das Interesse an der rationellen Küche war eher gering.

das Anpreisen elektrischer Geräte als ‚Mädchen für alles‘, also wörtlich als Ersatz für Hausangestellte. Mit wachsendem Wohlstand in den 1950er Jahren konnten sich diese Errungenschaften leichter durchsetzen, denn die Überzeugungsarbeit war bereits geleistet und die Hausfrauen verfügten über breites Wissen über die auf dem Markt befindlichen elektrischen Geräte⁸¹. Vor allem Elektrizität und elektrische Geräte lösten bei vielen Faszination aus⁸². Man verband Elektrizität mit unaufhaltsamem Fortschritt und einer positiven Zukunft, die von körperlich anstrengender Arbeit befreit⁸³, betrachtete elektrische Geräte mithin als Voraussetzung einer „sauberen, arbeitsfreien, friedlichen Welt“⁸⁴. Besonders für den Haushalt erhoffte man sich von ihnen bahnbrechende Erleichterungen. Ein Zeitgenosse schreibt: „All die tausend Bequemlichkeiten im Haushalt, welche die Elektrizität schafft, müssen Allgemeingut werden. Das Ideal ist schließlich die elektrische Wärmezeugung für die Beheizung der Räume, das elektrische Kochen und die Wasserzubereitung [...] Glückliche Enkel!“⁸⁵ Die elektrischen Haushaltsgeräte wirkten symbolisch für ein ‚modernes‘ Leben und begannen ihren Siegeszug Anfang der 1950er Jahre⁸⁶.

Durch die zunehmende Auslagerung der hauseigenen Produktion, verstärkt seit der Industrialisierung und Urbanisierung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, gewann der Einkauf von Gütern an Bedeutung. Die aufsteigende Konsumgüterindustrie trug ihren Teil dazu bei. Zu den eingekauften Fertigprodukten zählten unter anderem: Konfektionskleidung, Soda (das Holzasche bei der Herstellung

⁸¹ Vgl. hierzu auch GESTRICH (1999), S. 18; er bezeichnet elektrische Haushaltsgeräte als Statussymbole.

⁸² Die Elektrizität wirkte auf viele Zeitgenossen faszinierend und gab Anlass zu Zukunftsträumen. Es sei hier nur das Beispiel August Bebels genannt, der unter anderem von einer revolutionierenden Wirkung der Elektrizität sprach, auch in Bezug auf die Elektrifizierung des Haushalts: eine „kommunistische Küche“ (Großküche) könnte immer auf dem neusten technischen Stand sein und eine große Arbeiterleichterung darstellen würde („Da sind die elektrisch betriebenen Kartoffel- und Obstschäler, die Entkernungsapparate, Würstestopfer, Speckpresser, Fleischhaker [...] und hundert andere Apparate und Maschinen, die einer verhältnismäßig kleinen Zahl Personen mit mäßiger Anstrengung ermöglichen, für Hunderte von Tischgästen die Speisen zu bereiten“), vgl. WOLFRAM FISCHER (Hg.): Die Geschichte der Stromversorgung, Frankfurt am Main 1992, S. 20f.

⁸³ Durch den elektrischen Herd zum Beispiel wurde das Kohle heranschaffen, sein Säubern und das Wegschaffen der Asche überflüssig. Auch der elektrische Kühlschrank sparte Arbeit: ohne Eisblock erübrigte sich dessen aufwändige Reinigung. Vgl. HEBLER (2001), S. 68.

⁸⁴ HEBLER (2001), S. 68.

⁸⁵ Dr. Ing. Waldemar Petersen, 1927; zitiert nach: HEBLER (2001), S. 68.

⁸⁶ Vgl. weiterführend BARBARA ORLAND: Technik im Haus – Geräte und Maschinen im Haushalt, in: DIES.: Haushalts-Träume – Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt, Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, Königstein im Taunus 1990, S. 81.

von Laugenwasser ersetzt), konfektionierte Waschpulver (aus Soda, Seife und Wasserglas) und seit 1907 das „selbsttätige Waschmittel“ Persil⁸⁷, „mit dem man durch einmaliges Kochen, ohne Mühe, ohne Reiben blendend weiße Wäsche erhält“⁸⁸. Vor allem aber bei der Nahrungsmittelbeschaffung spielten eingekaufte Produkte eine große Rolle. Die Nahrungs- und Genussmittelindustrie, sowie die Konservenindustrie, bauten ihr Angebot stetig aus. Darunter waren zum Beispiel bereits bekannte Wurst- Fleisch- und Backwaren, Marmeladen und Teigwaren, aber auch neue Produkte wie „Liebig's Fleischextrakt“ (als Ersatz für frische Brühe), die „Erbswurst“, Puddingpulver und Surrogate wie Margarine und Malzkaffee. Die Vorratshaltung blieb trotzdem weiterhin wichtiger Bestandteil des Haushalts, sie wurde allerdings zum Beispiel durch Salicylsäure als chemisches Konservierungsmittel vereinfacht.⁸⁹

2.3 Zusammenfassung und Ausblick in die 1950er Jahre

Festzuhalten bleibt, dass die Weimarer Zeit eher als eine Zeit der Vorbereitung auf eine rationelle Haushaltsführung einzuschätzen ist. Es werden Vorschläge gemacht und auf ihren Nutzen geprüft, die ersten technischen Haushaltsgeräte werden im täglichen Gebrauch getestet und es kommt zu weitreichenden Grundsatzdebatten über die Arbeit der Hausfrau, ihrer Anerkennung und ihrer gesellschaftlichen Aufgaben. Das Ergebnis sollte die ‚neue Hausfrau‘ im ‚neuen Haushalt‘ sein. Durch die Rationalisierungsmaßnahmen erhoffte man sich spürbare Erleichterung und Zeitersparnis der Hausfrau. Die frei werdende Zeit und das Plus an Erholung sollten idealerweise, dem immer noch nicht erfüllten bürgerlichen Ideal entsprechend, in ‚emotionale‘ Arbeit an Familie und behaglicher Heimgestaltung umgewandelt werden.

Doch die Rationalisierung hat in den 1920er Jahren ihre Grenzen. Sie wird am ehesten bei der Arbeitsausführung umgesetzt. Die innovativen, elektrischen Geräte sind noch zu teuer, die Neubauwohnungen zu wenigen zugänglich und es herrscht noch eine relativ verbreitete Skepsis bei den Frauen: die neuen Konzepte werden kritisch beurteilt, da man tendenziell eher bei den ‚guten alten‘ Methoden bleiben möchte, was unter anderem mit dem hohen gesellschaftlichen Stellenwert mancher Arbeiten im Haushalt zusammenhängt. Mit der Weltwirtschaftskrise und dem erneuten Weltkrieg verzögern sich die Umsetzung und Durchsetzung der Rationalisierung des Haushalts⁹⁰. Die 1950er Jahre markieren somit den Zeit-

⁸⁷ Vgl. DUCHÊNE (1994), S. 55-59.

⁸⁸ BOHMERT (1988), zitiert nach DUCHÊNE (1994), S. 57.

⁸⁹ Vgl. DUCHÊNE (1994), S. 57f.

⁹⁰ Zwar gibt es auch bei den Nationalsozialisten die Bestrebung, den privaten Haushalt zu Rationalisieren und zu Technisieren, doch besonders letzteres scheitert an finanziellen Mitteln. Hingegen wird unter anderem das Bild von der Frau als Behüterin der Familie

punkt, an welchem eine Umsetzung des während der Weimarer Republik erträumten Haushaltsideals erstmals wirklich möglich wird.

3. „Der neuzeitliche Haushalt“ – Vergleich der Ausgaben von 1935 und 1951

3.1 Zur Autorin

„Erna Horn dominierte den deutschen Kochbuchmarkt bis zur Mitte des Jahrhunderts“⁹¹, sie war zu ihrem 75. Geburtstag „Autorin von 69 Kochbüchern mit über 3 Millionen Auflage[n] in 6 Sprachen“⁹². Doch wer war diese Frau? Diese Frage lässt sich leider nur rudimentär beantworten, da bisher nur eine sehr kurze Biographie zu Person und Werk veröffentlicht wurde und die Quellenlage sehr unklar ist.

Erna Horn wurde am 26. Mai 1904 in München geboren. Sie stammte aus einer gehobenen bürgerlichen Familie: ihr Vater war der Arzt Dr. Franz Horn. Zur Familie gehörten außerdem Mutter Centa (geb. Huber) und zwei Brüder. Erna genoss eine Ausbildung am Lyceum und später Mozarteum in Salzburg. Nach dem Ersten Weltkrieg trennten sich die Eltern und Erna Horn zieht mit ihrer Mutter nach Frasdorf⁹³. Sie begann ihre Karriere mit einer Anstellung als Redakteurin beim Bayerischen Rundfunk und beim Hannover'schen Anzeiger und veröffentlichte in der Landfrauen-Zeitschrift ihren ersten honorierten Artikel mit dem Titel „Die Dörrobst-Made und ihre Bekämpfung“. Sie interessierte sich von Anfang an für hauswirtschaftliche Fragen. 1931 erschien die erste Ausgabe des hauswirtschaftlichen Kompendiums „Der neuzeitliche Haushalt“, welches eine erweiterte Zusammenstellung ihrer Rundfunkvorträge zur Hauswirtschaft darstellt. Darauf verweist sie auch im Vorwort zu dieser ersten Auflage:

„Die Leserinnen meiner hauswirtschaftlichen Arbeiten in den bedeutendsten deutschen Frauenblättern und meine treuen Hörerinnen am Rundfunk werden die Durchführbarkeit meiner erprobten Ratschläge längst kennen, und sie waren es

verstärkt ideologisiert. Die Thematik des Nationalsozialismus wird in dieser Arbeit ausgeblendet, da die Einbeziehung von nationalsozialistischem Frauen- und Familienbild, sowie den Vorschlägen zur Haushaltsgestaltung, den Rahmen sprengen würden. Auch erscheint dies für den Hauptteil der Arbeit eher irrelevant, da in „Der neuzeitliche Haushalt“ keine offensichtlichen Spuren davon zu finden sind.

⁹¹ METHLER (2001), S. 788.

⁹² METHLER (2001), S. 787.

⁹³ Die Tatsache, dass sich die Eltern Erna Horns scheiden ließen, erscheint äußerst interessant, da sie, wie noch zu zeigen ist, als Verfechterin des bürgerlichen Familienideals bezeichnet werden kann. Die Scheidung scheint von Erna Horn eher negativ bewertet worden sein.

*auch im Verein mit dem Verleger dieses Werkes, die mich veranlaßten, alle meine Beiträge und Erfahrungen zu sammeln und durch gründliches Studium aller einschlägigen Literatur noch zu vermehren, um sie gesammelt herauszugeben.*⁹⁴

Erna Horn scheint eine eigenständige, berufstätige junge Frau gewesen zu sein, die ganz entgegen den traditionellen Vorstellungen früh bekannt haben soll, dass sie niemals heiraten würde. Daran hielt sie sich jedoch, wie so häufig letztlich, nicht und trat 1932 mit Dr. chem. Julius Arndt (geb. 7.1.1898) in den Bund der Ehe. Julius Arndt war zu diesem Zeitpunkt Verlagsleiter und „Herr über ein Imperium von 26 Zeitungen“⁹⁵. Sie wohnten zusammen in München, zogen aber schon bald, 1935, nach Dorfreith bei Altenmark (Chiemgau) und gründeten in einem Bauernhof ihre erste Versuchsküche⁹⁶. Erna Horn entwickelte diese angeblich unter der Leitung ihres Ehemannes⁹⁷ zu einem regelrechten Unternehmen, das 1937 die Küchenleiterin Theresia Dengler (geb. 1916) und die Sekretärin Emilie Meislinger (geb. 1918) auf Lebenszeit einstellte. Die Räumlichkeiten wurden bald zu eng und der nächste Umzug stand an. Diesmal ging es nach Buchenau im Bayerischen Wald, wo Erna Horns Mutter dem Unternehmen ein Schloss kaufte, das bis zum Tode des Ehepaars die Wohn- und Arbeitsstätte bildete. Julius Arndt starb am 17. Mai 1978, Erna Horn folgte ihm am 7. April 1981, sie liegen in München begraben. Sie hinterließen nicht nur das Buchenauer Schloss, sondern auch historisches Küchengerät und „die wohl wertvollste deutsche Kochbuchsammlung“⁹⁸. Da ihre Ehe kinderlos war⁹⁹, adoptierten sie 1977 zur Verwaltung

⁹⁴ DNH 1935/36, S. 3.

⁹⁵ METHLER (2001), S. 787.

⁹⁶ Was man sich genau unter einer Versuchsküche vorzustellen hat, bleibt offen. Nach Aussagen von Erna Horn, die in ihrem Werk an mehreren Stellen auf Erfahrungen aus der Versuchsküche verweist, ist anzunehmen, dass dort unter anderem neue Rezepte erfunden und technische Haushaltsgeräte getestet wurden, sowie weitere hauswirtschaftliche Aufgabenstellungen

⁹⁷ Leider ist aus der Biographie nicht zu erfahren, ob Julius Arndt weiterhin als Verleger tätig war oder ob er seine Zeitungen aufgegeben hat.

⁹⁸ METHLER (2001), S. 788. In der Sammlung befinden sich unter anderem Raritäten aus der Neuzeit, Klosterhandschriften, Erstdrucke aus dem Mittelalter (darunter die „Platina“ von 1475, das erste gedruckte Kochbuch). Marie Sachs brachte 1982, in Zusammenarbeit mit Julius Arndt, den Katalog zur Kochbuchsammlung heraus. Vorangestellt befindet sich ein von Julius Arndt verfasstes Vorwort, in dem er von seiner Leidenschaft für Kochen und Essen, der „Culinaria“ schreibt und erläutert, was sich genau in seiner Sammlung befindet, nämlich nicht nur Kochbücher, sondern auch etliche Ergänzungen wie Werbebroschüren, Rezeptzettel, Speisekarten aller Länder und Zeiten, bebilderte Preislisten von Delikateß-, Geräte- und Besteckfirmen und vieles mehr. Vgl. weiterführend MARIE SACHS: Schöne alte Kochbücher. Katalog der Kochbuchsammlung Erna Horn und Dr. Julius Arndt, München 1982.

ihres Erbes die Angestellten Dengler und Meislinger, die den Schlosspark dem örtlichen Bürgerverein überließen, und die Haushaltsgerätesammlung sowie die Kochbuchsammlung an Museen übergaben¹⁰⁰.

Erna Horn scheint mit ihrer Versuchsküche über einen langen Zeitraum eine angesehene Institution gewesen zu sein. Methler schreibt über ihre Erfolgszeit: „Die Lebensmittelindustrie, die Küchenmaschinenhersteller klopfen bei ihr an die Schlossstüre, eine Produktempfehlung durch Erna Horn wurde zum besten Verkaufsargument, über hundert Werbeschriften entstammten zuletzt ihrer Feder“¹⁰¹. Der Erfolg des Unternehmens¹⁰² lässt sich unter anderem an der großen Zahl veröffentlichter Kochbücher ablesen, die teilweise heute noch weiter veröffentlicht werden und ihr den Ruf einer „fruchtbaren“¹⁰³ und „warmherzigen“¹⁰⁴ Kochbuchautorin einbrachten. 1975 wurde ihr von der Gastronomischen Akademie Deutschlands e.V. der Carl-Friedrich-von-Rumohr-Ring verliehen, „in Würdigung ihrer hervorragenden Verdienste um die Pflege und Erhaltung der deutschen Kochkunst und Tafelkultur“¹⁰⁵.

3.2 Das Werk – allgemeine Charakterisierung

Erna Horn hat sowohl der Auflage von 1935 als auch der von 1951 einführende Erklärungen vorangestellt. Im Exemplar von 1935, das die 5. Auflage darstellt, befinden sich die Vorworte von Auflage 1 bis 5, ein kurzer einleitender Beitrag mit dem Titel „Die wirtschaftliche Bedeutung der geschulten Hausfrau“ und direkt vor dem ersten Kapitel ein kleiner Zusatz mit Überschrift „Zur Beachtung!“⁹⁹. Die 14. Auflage aus dem Jahre 1951 weist nur noch ein Vorwort („Zum Geleit!“⁹⁹) und den erweiterten Zusatz „Zur Beachtung!“⁹⁹ auf. Aus diesen einleitenden Worten sind der Anspruch und die Zielsetzung ihres Werkes zu erschließen.

⁹⁹ Diese Tatsache erscheint äußerst interessant, da Erna Horn in „Der neuzeitliche Haushalt“ oft auf die Familie mit Kindern verweist und z.B. an einigen Stellen anführt, was in einem Haushalt mit Kindern zu beachten ist. Kinder spielen somit sowohl in „Der neuzeitliche Haushalt“, als auch in Erna Horns Familienbild eine Rolle.

¹⁰⁰ Die Sammlung historischer Küchengeräte befindet sich seit 1997 im Henriette-Davidis-Museum zu Wetter (Ruhr), über die Kochbuchsammlung verfügt das Glasmuseum in Passau.

¹⁰¹ METHLER (2001), S. 788.

¹⁰² Auch die finanzielle Situation war vermutlich eine sehr gute, da zum Beispiel der Aufbau einer derartigen Kochbuchsammlung als kostspielig einzuschätzen ist. Des Weiteren ist auf einer Fotografie aus der Versuchsküche zu erkennen, dass die dort tätigen Frauen (vermutlich gab es neben Dengler und Meislinger noch weitere Angestellte) auf ihren einheitlichen Schürzen die Initialen ‚EH‘ tragen.

¹⁰³ Marie Sachs in ihrem Kochbuchkatalog über Erna Horn (SACHS (1982)), S.19.

¹⁰⁴ In der Vorbemerkung des Verlegers von Marie Sachs' Kochbuchkatalog (SACHS (1982)), S. 7.

¹⁰⁵ Zitiert nach METHLER (2001), S. 788.

Gleich in den ersten Sätzen des Vorworts zur ersten Auflage rechtfertigt die Verfasserin, „warum dieses Lehrbuch die Reihe der vorhandenen Haushaltsbücher um eines vermehrt“¹⁰⁶:

*„Nicht das Bewusstsein ist es, daß etwa ein zahlenmäßiger Mangel darin herrsche, sondern daß ein Werk fehlt, das den gesunden Mittelweg von Kochbuch und Wirtschaftsbuch und vor allem von veralteter Popularität und übertriebener Modernität darstellt. Eine Reihe von gelehrten schematischen Aufzeichnungen und statistische Tabellen oder zu einseitige Rohkostbestrebungen usw. nützen meines Erachtens der heute im wirtschaftlichen Druck lebenden Hausfrau ebenso wenig wie eine Ansammlung unzeitgemäßer kostspieliger Rezepte. Ich habe mich bemüht, bei aller Anerkennung und Berücksichtigung moderner Wirtschaftsführung, doch nie außer Acht zu lassen, daß es keinen Sinn hat, von goldenen Bergen zu sprechen, die für die meisten Hausfrauen unerreichbar sind. Und so will mein Buch ein praktischer Ausgleich vom guten Alten und noch besseren Neuen sein.“*¹⁰⁷

Aus diesem Abschnitt lassen sich bereits ihre wichtigsten Anliegen, die sie später noch mehrmals wiederholt, ablesen. Ihr Anspruch einer „vernünftigen Vereinigung von neuen Ideen mit Alterproblem“ ist im Kontext der hauswirtschaftlichen Veränderungen der 1920er Jahre zu sehen. Mit dem ersten Erscheinen des Neuzeitlichen Haushalts 1930/31 steht sie am Ende der Rationalisierungsdebatten der Weimarer Zeit. Sie kann also davon ausgehen, dass jeder Hausfrau die neuen Ideen zur Haushaltsbewältigung bereits zu Ohren gekommen sind und will nun versuchen, eine Bilanz zu ziehen, um nur die brauchbaren Neuerungen zu übernehmen. Hiermit spricht sie wahrscheinlich das Bedürfnis der meisten Hausfrauen an, da diese, wie bereits erwähnt, den Rationalisierungsbestrebungen und dem damit verbundenen Bruch mit der Tradition teilweise sehr skeptisch gegenüberstanden¹⁰⁸. Sie will „nicht leere Theorie predigen, nicht alles Alte verdammen und alles Neue verneinen, sondern gerade aus der Vereinigung dieser beiden eine

¹⁰⁶ ERNA HORN, Der neuzeitliche Haushalt, Praktischer Lehrkurs. Ein Führer durch die gesamte Küche und Hauswirtschaft, Feldkirchen bei München 1935/36, S. 3; in der restlichen Arbeit wird hierfür die Abkürzung ‚DNH 1935/36‘ verwendet.

¹⁰⁷ DNH 1935/36, S. 3.

¹⁰⁸ So verweist auch Orland darauf, dass der Großteil der Frauen in Abgrenzung zu der Weimarer Rationalisierungseuphorie zwischen „den Polen einer geschlechtsbestimmten Frauenarbeit und den Prinzipien scheinbar geschlechtsneutraler Professionalität und Wissenschaftlichkeit, zwischen ‚Maschinerie und Mütterlichkeit‘“ schwebten (BARBARA ORLAND: Emanzipation durch Rationalisierung? Der „rationelle Haushalt“ als Konzept institutionalisierter Frauenpolitik in der Weimarer Republik, in: DAGMAR REESE u.a.: Rationale Beziehungen? Geschlechterverhältnisse im Rationalisierungsprozeß, Frankfurt am Main 1993, S. 222-250, hier S. 224).

Basis schaffen, die auch der jüngsten Hausfrau ein guter Führer sein möge in der Zeit des großen Umsturzes aller hauswirtschaftlichen Fragen.¹⁰⁹ Sie wendet sich eindeutig von der ‚absoluten‘ Rationalisierung des Haushalts ab. Ihr großes Anliegen ist das ‚Praktische‘¹¹⁰, das sie unter anderem durch den direkten Kontakt mit Hausfrauen und der Einbeziehung von deren Bedürfnissen¹¹¹ zu definieren beansprucht, sowie durch die eigenen Erfahrungen, die sie seit Bestehen der Versuchsküche sammeln konnte¹¹², zu ergänzen versucht, verbunden mit einem fast schon wissenschaftlichen Anspruch¹¹³. Durch Verweise in den meisten Vorworten auf inhaltliche Überarbeitungen sucht die Autorin ihrem Anspruch auf Modernität bzw. ‚Neuzeitlichkeit‘ gerecht zu werden, denn wie sie selbst feststellt: ‚der Titel verpflichtet‘¹¹⁴. Dies äußert sich auch in der Bezugnahme auf zeitgenössische Umstände. Im Vorwort zur ersten Auflage verspricht sie zum Beispiel, auf die ‚Leistungsfähigkeit unseres armen deutschen – Geldbeutels‘¹¹⁵ Rücksicht zu nehmen – eine Anspielung auf die Weimarer Zeit. 1951 spricht sie direkt die Nachkriegssituation an¹¹⁶ und will mit ihrem Werk ‚insbesondere für unzählige Flüchtlinge die Haushaltsführung fern der alten Heimat‘¹¹⁷ erleichtern. Ihr expli-

¹⁰⁹ DNH 1935/36, S. 3.

¹¹⁰ Der Untertitel der fünften Auflage lautet ‚Praktischer Lehrkurs‘, in der vierzehnten Auflage betitelt sie die beiden Teile ‚Praktischer Lehrgang durch die Küche‘ und ‚Praktischer Lehrgang durch die Hauswirtschaft‘. Das Wort ‚praktisch‘ lässt sich an zahlreichen weiteren Stellen im gesamten Text nachweisen.

¹¹¹ Hier sind vor allem die von ihr angesprochenen Reaktionen auf ihre Rundfunkbeiträge zu nennen (DNH 1935/36, S. 3). Sie fordert außerdem im Vorwort zur vierten Auflage ihre Leserinnen auf, sich mit Wünschen und Anregungen bei ihr zu melden (DNH 1935/36, S. 4). In der vierzehnten Auflage bietet sie an, ihren Leserinnen über alle ‚Haus- und Küchenangelegenheiten Auskunft zu geben‘ (ERNA HORN, *Der neuzeitliche Haushalt Ein Führer durch die gesamte Küche und Hauswirtschaft aus der Versuchsküche Buchenau, Kempten (Allgäu)* 1951, S. 8; in der restlichen Arbeit wird hierfür die Abkürzung ‚DNH 1951‘ verwendet), wenn sie ihr schreiben und das Rückporto beilegen.

¹¹² DNH 1951, S. 8: ‚Alle in diesem Band genannten Maschinen, Geräte, Möbel und Mittel sind im Betrieb der Verfasserin wie auch von amtlichen oder hauswirtschaftlichen Versuchsstellen erprobt und haben sich bewährt.‘

¹¹³ In der fünften Auflage werden als weitere Mitarbeiter unter anderem der Rechtsanwalt Lothar Steiner, der Ingenieur für Wärmetechnik Dr. Faber und die Oberschwester B. Wörner genannt (DNH 1935/36, S. 2). Sie beruft sich außerdem auf ihr ‚gründliches Studium‘ ‚aller einschlägigen Literatur‘ (DNH 1935/36, S. 3). Auch in den eigentlichen Kapiteln wird immer wieder auf Erkenntnisse aus der neuesten Wissenschaft verwiesen. Vorwort zur fünften Auflage (DNH 1935/36, S. 4.)

¹¹⁴ DNH 1935/36, S. 3.

¹¹⁵ ‚Kriegsläufe und Nachkriegsjahre haben das deutsche Familienleben, also gerade den Haushalt, in einer Art und Weise erschüttert, wie dies nie vorher der Fall gewesen ist.‘ (DNH 1951, S. 5)

¹¹⁷ DNH 1951, S. 5.

zites Ziel ist es letztendlich, ein praktisches Lehrbuch zu bieten, das unerfahrenen, meist jungen Frauen bzw. werdenden Hausfrauen zur Selbstschulung¹¹⁸, und der erfahrenen Hausfrau als Nachschlagewerk und „brauchbarer Leitfaden“¹¹⁹ dienen soll. Auf die Qualität ihres Werkes als umfassende Schulung und Hilfestellung legt sie besonderen Wert, es wird sogar als „B u c h fürs Leben [Hervorhebung im Original]“¹²⁰ bezeichnet, was auch im Abschnitt „Zur Beachtung!“ deutlich zu erkennen ist:

„Dieses Lehrwerk ist nicht geeignet, nur zur einmaligen Lektüre zu dienen, sondern es soll ein dauernder Ratgeber sein! Daher ist es nötig, die einzelnen Kapitel und besonders alle Einleitungen vor den Rezepten im Küchenteil gründlich zu studieren. Sie sind jeweils der Schlüssel zum Folgenden.“¹²¹

Das Werk behält von der ersten bis zur letzten Auflage die Grundaufteilung in die beiden Bereiche Küche und Hauswirtschaft bei. Auch innerhalb dieser Teile bleiben die Kapitel in Anzahl und Titel relativ konstant. Die fünfte Auflage von 1935/36 hat insgesamt 480 Seiten, die vierzehnte von 1951 genau 600. Im Teil ‚Küche‘ befinden sich in der fünften Auflage 15 Kapitel (S. 11-232), in der vierzehnten 16 (S. 9-250), da hier ein Kapitel zu ‚Mehl- und Obstspeisen, Cremes, Aufläufe, Puddings, Eis usw.‘ hinzukommt. Sie weisen ansonsten die gleiche Reihenfolge auf und variieren nur leicht im Titel. Ähnliches ist auch für den Aufbau des zweiten Teils über die ‚Hauswirtschaft‘ festzustellen. Die fünfte Auflage weist 15 Kapitel auf (S. 235–466), die vierzehnte 14 (S. 253-580), die Titel der in beiden Ausgaben vorhandenen Kapitel wurden auch hier nur leicht abgewandelt. In der fünften Auflage befindet sich im Unterschied zur vierzehnten ein Kapitel zur neuzeitlichen Vereinfachung der Hauswirtschaft und eines zu Erziehungsfra-

¹¹⁸ Im Vorwort zur ersten Auflage spricht sie die zahlreichen Hauswirtschaftskurse an, denen sie auch eine gute Schulungswirkung zuschreibt, allerdings darauf hinweist, dass es nicht allen Frauen möglich ist, solche Kurse zu besuchen. (DNH 1935/36, S. 3). Sie spricht dies zum Beispiel auch in der Einleitung des zweiten Kapitels an: „Das Küchenreich ist so weitgreifend, daß außer den eigentlichen Rezepten und Anweisungen noch vieles andere von Wichtigkeit ist. All das soll kurz gefaßt hier Erwähnung finden, damit nichts fehle, um auch eine noch ganz unerfahrene Hausfrau liebevoll und gründlich in die Geheimnisse der Kochkunst einzuführen.“ (DNH 1935/36, S. 21 und DNH 1951, S. 19).

¹¹⁹ DNH 1951, S. 5.

¹²⁰ Werbeprospekt „Der Neuzeitliche Haushalt“ des Madl Verlags München (METHLER 2001), S. 806). Der Werbeprospekt ist ohne Jahresangabe abgebildet. Da sie vom Madl-Verlag herausgegeben wurde und die Rede von „nahezu 500 Seiten“ ist, muss es sich um eine Werbung für eine spätere Auflage als die vorliegende fünfte handeln. Sicher ist, dass sie vor oder während des Zweiten Weltkriegs einzuordnen ist, da „Der Neuzeitliche Haushalt“ nach dem Krieg im Verlag Albert Pröpster erschienen ist.

¹²¹ DNH 1935/36, S. 8. und DNH 1951, S. 8.

gen. Die vierzehnte Auflage beinhaltet hingegen ein Kapitel zu Beleuchtung und Beheizung. Anhand des Inhaltsverzeichnisses, worin die Titel anhand kurzer Beschreibungen erläutert werden, lässt sich der Inhalt bereits gut erkennen. Erna Horn selbst schreibt über ihr Werk, dass es alles enthält, „was für die Hausfrau wirklich wichtig ist und was sie wissen muß, wenn ihr Haushalt neuzeitlich sein soll.“¹²² In einem Werbeprospekt des Ernst-Madl-Verlags wird das Buch wie folgt angepriesen:

*„Der praktische Lehrkurs, ein Hausfrauenlexikon, das die gesamte Küche und Hauswirtschaft umfasst. Gut ausgestattet, nahezu 500 Seiten, reich illustriert, mit vielen Kunstdrucktafeln, eleganter, abwaschbarer Einband, auf welchen wir besonders hinweisen. Bewährte Rezepte vom Eintopfgericht bis zum Festessen. Die gesamte Hauswirtschaft, Geselligkeit, Kindererziehung, Säuglings- und Krankenpflege, Körperkultur, Schönheitspflege und vieles mehr.“*¹²³

Grundsätzlich zu bemerken bleibt, dass die gleichbleibenden Kapitel größtenteils die gleichen Unterpunkte in gleicher Reihenfolge aufweisen und sich auch inhaltlich in vielen Punkten entsprechen. Allerdings ist die vierzehnte im Gegensatz zur fünften Auflage wesentlich ausführlicher. Es ist festzustellen, dass meistens ganze Absätze übernommen und nur vergleichsweise kleine Teile weggelassen oder hinzugefügt wurden. Somit bleiben auch die Formulierungen meist dieselben, es sind nur vereinzelte Nuancierungen markierbar, die jedoch kaum auffallen und die Bedeutung des Gesagten nicht ändern.

Die nachfolgende Gegenüberstellung der fünften und vierzehnten Auflage soll nun den Inhalt genauer unter die Lupe nehmen. Allerdings ist vorab darauf hinzuweisen, dass nicht alle enthaltenen Kapitel in gleicher Intensität behandelt werden konnten und einige ganz ausgeblendet wurden, so der Gartenbau und die Rechtskunde.

Wie bereits erwähnt übernimmt Erna Horn bei der Neuauflage häufig ganze Textpassagen, weshalb diese Stellen sprachlich gleich bleiben. Aber auch insgesamt betrachtet ist bezüglich des Sprachstils zwischen der fünften und der vierzehnten Auflage keine Veränderung festzustellen. Erna Horn schreibt einfach und verständlich und versucht zum Beispiel durch teilweise direktes Anreden der Leserin eine Art persönliche Verbindung herzustellen. Ihre Ratschläge, Erklärungen und Ermahnungen erscheinen somit in freundschaftlichem Lichte und werden von den Rezipienten besser aufgenommen. Sie ermuntert ferner teilweise zum Ausprobieren und versucht die Kreativität der Leserin zu fördern. Viele ihrer

¹²² DNH 1951, S. 5.

¹²³ Werbeprospekt „Der Neuzeitliche Haushalt“ des Madl Verlags München (METHLER (2001), S. 806).

Aussagen sind indirekt wertend, zum Beispiel wenn ein Gegenstand mit dem Zusatz „neuzeitlich“ beschrieben wird oder sie die „moderne Hausfrau“ anspricht. Da „neuzeitlich“ bzw. „modern“ bei Erna Horn positiv besetzte Begriffe sind, wird an diesen Stellen suggeriert, was als ‚gut‘ und befürwortenswert eingestuft wird und von der Hausfrau, die sich als ‚moderne Hausfrau‘ verstehen möchte, entsprechend einzuhalten ist.

Es ist davon auszugehen, dass die Autorin auch an der äußerlichen Gestaltung von „Der neuzeitliche Haushalt“ aktiv beteiligt war. Bei zahlreichen Fotografien auf den eingefügten Bildtafeln ist Erna Horn als Urheberin angegeben. Zu jedem Kapitelanfang ist dem Titel eine Zeichnung übergeordnet, die den jeweiligen Inhalt zusammenfassend darstellen soll¹²⁴. Es wird auch insgesamt auf Anschaulichkeit wertgelegt, was an den zusätzlich eingefügten Bildtafeln¹²⁵, sowie den darstellenden und erklärenden Zeichnungen im Textkörper erkennbar ist.

Über die Verbreitung und die Rezipienten des Werkes liegen keine Angaben vor, es können somit nur Vermutungen angestellt werden. Da keine Verkaufszahlen ermittelt werden konnten, können Aussagen über die Verbreitung nur anhand der Auflagenzahlen getroffen werden. Die vorliegende Ausgabe von 1975 stellt die 267.–272.Tausendsten Exemplare dar und wirbt in ihrem Einband mit dieser hohen Auflagenzahl: „Über eine Viertelmillion Exemplare sind wohl der beste Beweis für die große Beliebtheit dieses Werkes“¹²⁶. Die vierzehnte Auflage von 1951 ist mit 110.–120.Tausend notiert. In der fünften Auflage sind darüber keine Aussagen vorhanden, die Autorin verweist jedoch in den Vorworten bis zur fünften Auflage auf einen großen Erfolg des Werkes. Zur dritten Auflage wünscht sie sich beispielsweise „dieselbe gute Aufnahme bei den Hausfrauen“ und sehr ähnlich heißt es auch im Vorwort zur vierten Auflage: „Und wieder ist es mir nach kurzer Zeit vergönnt, einer neuen Auflage Glück zu wünschen. Es ist mir ein Beweis der guten Aufnahme, die meine Arbeit gefunden hat [...]“¹²⁷. Tatsächlich muss das Werk in den ersten Erscheinungsjahren ein Verkaufsschlager gewesen sein, da 1935, also gerade vier Jahre nach dem ersten Erscheinen, bereits die fünfte Auflage auf den Markt kam. Auch für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg muss von einem gewissen Erfolg ausgegangen werden, unterstellt man dem he-

¹²⁴ Die Zeichnungen entsprechen sich in den vorliegenden Auflagen.

¹²⁵ In DNH 1935/36: 23 zusätzlich eingefügte Bildtafeln und 257 Abbildungen im Text; in DNH 1951: 65 zusätzlich eingefügte Bildtafeln, 24 farbige Kunstdrucktafeln und 600 Abbildungen im Text.

¹²⁶ Vorderer Papiereinband von ERNA HORN: Der neuzeitliche Haushalt. Ein Führer durch die gesamte Küche und Hauswirtschaft aus der Versuchsküche Buchenau, Kempten (Allgäu), 1975; in der restlichen Arbeit wird hierfür die Abkürzung ‚DNH 1975‘ verwendet.

¹²⁷ DNH 1935/36, S. 4. Tatsächlich muss das Werk in den ersten Erscheinungsjahren ein Verkaufsschlager gewesen sein, wenn 1935/36, also gerade fünf Jahre nach dem ersten Erscheinen, bereits die fünfte Auflage auf den Markt kommt.

rausgebenden Verlag, der den Neuzeitlichen Haushalt bis 1975 immer wieder neu auflegte, ökonomisches Handeln und somit unter anderem das Streben nach Gewinn bzw. Rentabilität.

Die genauere Einschätzung der Rezipientengruppe muss noch vager ausfallen. Die bereits zitierte Werbeanzeige spricht „die Hausfrau“, „die Braut“ und „die Tochter“ an. Die „Hausfrau“ wird jedoch nie direkt einer gesellschaftlichen Schicht zugeordnet. Der „zeitgemäss billige Preis von RM 14,80 15,50 16,00“¹²⁸ könnte sich unter anderem an die Hausfrau aus der Arbeiterschicht wenden, deren Haushaltsführung bürgerlich geprägt war bzw. die dem bürgerlichen Haushaltsideal entsprechen wollte. Da „Der neuzeitliche Haushalt“ inhaltlich auf den bürgerlichen Haushalt und die bürgerliche Hausfrau ausgerichtet ist sowie das Interesse und die Mittel auf bürgerlicher Seite in größerem Maße vorhanden waren, ist der größere Teil der Rezipienten jedoch eher dort, in den selbst kochenden bürgerlichen Kreisen, also im kleineren und mittleren Bürgertum, zu suchen.

3.3 Das Werk – zentrale Inhalte im Vergleich

3.3.1 Leitperspektiven

Bereits im Titel erhebt Erna Horn den Anspruch auf Neuzeitlichkeit. Auch im gesamten Werk wiederholen sich die Begriffe ‚Neuzeitlichkeit‘ und ‚neuzeitlich‘. Die Adjektive ‚neuzeitlich‘ und ‚modern‘ werden abwechselnd und synonym gebraucht. Zum einen soll ‚neuzeitlich‘/‚modern‘ im Sinne von ‚gegenwärtig‘ zur Abgrenzung von vorherigem, als veraltet Erscheinendem dienen. Dies geschieht zum Beispiel, wenn sich Erna Horn auf veraltete Techniken aus der Zeit ihrer Großmuttergeneration bezieht¹²⁹ oder bei einer Produktbeschreibung die Modernität desselben hervorhebt, um es in Gegensatz zu Vorläufern zu stellen. Andererseits ist der Begriff des Modernen/Neuzeitlichen einer steten Wandlung und einer Gleichzeitigkeit unterworfen. Wie bereits zitiert, rechtfertigt Erna Horn die jeweilige Neuauflage ihres Werkes unter anderem mit der ihr durch den Titel oktroyierten Verpflichtung, die neuesten, d.h. ‚modernsten‘/‚neuzeitlichsten‘, Erkenntnisse und Techniken zu präsentieren. Das Moderne ist somit wandelbar¹³⁰, in den verschiedenen Auflagen werden beispielsweise dem gleichen Zweck dienende aber unterschiedliche Küchengeräte als ‚modern‘/‚neuzeitlich‘ bezeichnet. Es können

¹²⁸ Werbeprospekt „Der Neuzeitliche Haushalt“ des Madl Verlags München (METHLER (2001), S. 806).

¹²⁹ Vgl. hierzu beispielsweise sie Aussage: „die moderne Hausfrau hatte eingesehen, daß die kleinen, zierlichen und hochbeinigen Dinge von einstmals nur dem Schein nach Arbeitsmöbel waren [...]“ (DNH 1951, S. 256).

¹³⁰ Vgl. hierzu auch ihren Hinweis: „Es ist ja auch nicht möglich, hier modische Schnitte anzugeben, denn dieses Lehrwerk soll ja doch länger Freund sein, als die Mode stillhält.“ (DNH 1951, S. 425).

aber auch zu einem bestimmten Zeitpunkt mehrere Lösungen als ‚modern‘/‚neuzeitlich‘ gelten.

In Anlehnung an die ihrem Werk vorausgegangenen Veränderungen der Haushaltsgestaltung und Haushaltsbewältigung, wie sie in dieser Studie bereits dargelegt wurden, fordert Erna Horn eine durchdachte Rationalisierung der Hausarbeit, welche auf mehreren Ebenen umzusetzen und durch welche „mit dem wenigsten Aufwand an Kraft und Zeit, an Geld und Nerven die größtmögliche Leistung“¹³¹ zu erreichen sei. Im besten Falle kann auf „neuzeitliche Geräte“¹³² zurückgegriffen werden, ergänzend dazu ist die Arbeit richtig einzuteilen und auf lange Sicht nachhaltig zu planen. In diesem Sinne sollte der Haushalt „immer mehr zu einem wohlorganisierten und gelernten Betrieb“¹³³ werden. Der Haushalt wird mit einem wirtschaftlichen Betrieb gleichgesetzt, der dementsprechend eine Organisation der Arbeit¹³⁴, eine gute Ausbildung der in ihm Tätigen und den ökonomischen Umgang mit den ihm zur Verfügung stehenden Ressourcen fordert. Um der letztgenannten Forderung gerecht zu werden, rät die Autorin der Hausfrau dringlichst zu einer Buchführung, denn „jeder Betrieb, und der Haushalt ist der am häufigsten vorkommende Betrieb im großen Wirtschaftsleben [...], muß heute infolge der allgemeinen Kapitalknappheit mehr darauf bedacht sein, seine Betriebsmittel richtig anzulegen, um möglichst viel Werte daraus zu gewinnen und zu erhalten“¹³⁵. Hier werden indirekt zwei weitere Grundsätze des richtigen Haushaltes angesprochen. Erna Horn fordert an allen Stellen Sparsamkeit, wendet sich hierbei aber strikt gegen die Annahme, dass die billigste Möglichkeit auch die sparsamste ist, denn die Nachhaltigkeit spielt auch eine Rolle. Deswegen auch ihre Forderung: „Man wähle bei Neuanschaffungen stets nur das Beste, warte lieber etwas länger mit dem Kauf“¹³⁶. Die Voraussetzung eines ‚neuzeitlichen Haushalts‘ ist

¹³¹ DNH 1951, S. 318.

¹³² Durch diese soll Arbeit gespart werden: „Ohne Hast geht es also an die vorausbestimmte Arbeit. Stetig, aber ruhig werden die Zimmer in Ordnung gebracht; dabei benützt die Hausfrau die praktisch erprobten, neuen Geräte, die sie sich allmählich anschafft [...]“. „Der Staubsauger z.B. spart das mühselige Klopfen und Bürsten, das viele Staubwischen und zudem schon er die Sachen“ (DNH 1935/36, S. 264 und DNH 1951, S. 318).

¹³³ DNH 1951, S. 319.

¹³⁴ Erna Horn fordert z.B. das Erstellen eines Arbeitsplans, der wie folgt aussehen könnte: „Montag kleine Wäsche [...]. Am Dienstag wird diese Wäsche gebügelt und geflickt, Mittwoch und Donnerstag gehören dem Generalreinigen von Wohnzimmer, Küche und Schlafzimmer. Der Freitag wird mit Putzarbeiten etwa des Treppenflurs, der Nebenräume usw. ausgenützt, während der Samstag dazu dient, den Sonntag absolut zu entlasten, denn einen Tag in der Woche soll auch die Hausfrau haben, sonst wird sie ihrer Arbeit müde und kann sie nicht mehr mit der nötigen Freude und Spannkraft, die unbedingt dazu notwendig sind, vollbringen“ (DNH 1951, S. 319); ein ähnlicher Plan befindet sich auch in DNH 1935/36, S. 266.

¹³⁵ DNH 1935/36, S. 267.

¹³⁶ DNH 1935/36, S. 271.

unter anderem die Ausbildung der Frau in hauswirtschaftlichen Fragen. Sie soll zudem in der Lage sein, einen Haushalt ohne Hilfe, d.h. ohne Dienstboten zu erledigen¹³⁷.

Anzumerken bleibt, dass Erna Horn, entsprechend dem Ideal der bürgerlichen Familie und des Heims, keine hundertprozentige Rationalisierung in allen häuslichen Bereichen wünscht:

„Wohl wird ein Haushalt als organischer Mittelpunkt des Familienlebens niemals ein rein technischer, entwurzelter Betrieb im Sinne einer Serienfabrikation des ‚familiären Wohlbehagens‘ werden [...] aber er kann trotzdem aus einer überalterten, unrationellen und als verschwenderisch anzusehenden Vergeudung von Kraft, Zeit und Geld herausgerissen werden.“¹³⁸

3.3.2 Technik im Haushalt

Die Haushaltsgeräte spielen in „Der neuzeitliche Haushalt“ wie bereits angesprochen eine entscheidende Rolle, da sie im Sinne der Rationalisierung zu einer praktischen Arbeitsvereinfachung und Zeitersparnis beitragen sollen. Hinweise zu ihnen¹³⁹ sind deshalb in beiden Auflagen über das gesamte Werk verstreut. Bereits im Rezeptteil wird an zahlreichen Stellen auf Geräte hingewiesen, die den Kochvorgang unterstützen können¹⁴⁰. Einen Überblick bietet der Abschnitt „Neue Küchengeräte und Maschinen“. In beiden Auflagen überwiegen hier eindeutig die

¹³⁷ Die Frage nach Dienstboten/Hausangestellten und ihrer Präsenz in „Der neuzeitliche Haushalt“ ist sehr schwer zu beantworten. Einerseits weist Erna Horn, besonders bei der Haushaltsbewältigung darauf hin, wie ein Haushalt auch ohne Angestellte bewältigt werden kann. Andererseits tauchen die Dienstboten an einigen Stellen wie selbstverständlich wieder auf, so z.B. bei den Anstandsregeln, oder in Abschnitten mit dem Titel „Anleitung der Hausangestellten“.

¹³⁸ DNH 1951, S. 319.

¹³⁹ Sie werden in den meisten Fällen durch eine kleine Zeichnung dargestellt und es sind ihnen auch einige Bildtafeln gewidmet, z.B. „Neuzeitliche Küchenhilfen“ (DNH 1951, zwischen S. 16f., Rückseite) oder „Haushalts- und Küchenmaschinen“ (DNH 1935/36, zwischen S. 160/161); siehe Anhang S. 72f.

¹⁴⁰ An dieser Stelle seien nur ein paar Beispiele genannt: eine Nudelmaschine, eine Spätzlemaschine, „Der zeitsparende Bohnenschneider“, die „Panierplatte ‚Paula‘“, ein Apfelteller, eine Rhabarberreibe, der „Siko-Dampftopf“ („Er spart sehr viel Zeit und Brennmaterial“) oder der auswechselbare Bratenrost. An mehreren Stellen verweist die Autorin auf die Jenaer Glasformen, die mehrere Vorteile bieten: das feuerfeste Glas kann auf allen Herden und in allen Öfen benutzt werden, es ist als Koch- und Tafelgeschirr einsetzbar und gewährt durch seine Durchsichtigkeit „höchste Hygiene“ (vgl. u.a. „DNH 1951, S. 37); zur Erfolgsgeschichte des Jenaer Glases empfiehlt sich der Aufsatz von WALTER SCHEIFFELE: Jenaer Glas. Vom Herd auf den Tisch, in: MICHAEL ANDRITZKY (Hg.), Ausstellung Oikos, von der Feuerstelle zur Mikrowelle, Haushalt und Wohnen im Wandel, Stuttgart/Zürich 1992, S. 156-162.

mechanischen Geräte, doch es werden auch elektrische Küchenhilfen, wie elektrische Einzelkochplatten, elektrische Kochtöpfe oder Bratröhren, in der vierzehnten Auflage werden zudem elektrische Heißwassergeräte, eine elektrische Kaffeemühle und der „Electrostar-Küchenmotor“ vorgestellt¹⁴¹. Aber auch außerhalb der Küche soll die Hausarbeit durch zahlreiche Haushaltsgeräte erleichtert werden¹⁴². An dieser Stelle wären zum Beispiel der „schwenkbare Mop“, der Bohrerapparat oder der verstellbare Fensterputzer zu nennen. Weiterhin das Bügeleisen und der Staubsauger als Beispiele für elektrische Geräte, die sich als erstes verbreiteten.

Erna Horn misst der Technik im Haushalt also einen sehr hohen Stellenwert bei. Sie erwähnt beispielsweise das Ärgernis des Zeitverlusts bei Schlüssel- oder Brillensuche und bemerkt beiläufig: „eine richtige technische Abhilfe dagegen gibt es ja noch nicht“. Hier wird zum einen das Vertrauen in die Technik deutlich, dass sie für alle Probleme Lösungen bieten könne, und zweitens die damit verbundene Überzeugung, dass die Zukunft diese Lösung bringen werde. Der technische Fortschritt wird positiv bewertet.

Herd und Ofen soll an dieser Stelle besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden, da sie zweierlei Funktionen verbinden können, nämlich das Kochen und das Heizen. Da außerdem die Durchsetzung des Elektroherdes in den deutschen Haushalten erst einige Zeit nach seiner Marktpräsenz einsetzte, erscheint es interessant zu fragen, welche Art von Herd und Ofen Erna Horn empfiehlt.

In der fünften Auflage werden weder der Gas- noch der Elektroherd als Alternativen zu Öfen oder Herden für feste Brennstoffe präsentiert. Als Grund nennt Erna Horn den hohen Strompreis und weist darauf hin, dass diese Herde und Öfen nicht „der Gesundheit abträglich und unwirtschaftlich“ sind, wie dies „in neuester Zeit“¹⁴³ versucht werde darzustellen, sondern ganz im Gegenteil, die beste Lösung verkörpern¹⁴⁴. Diese Argumentation behält sie auch in der vierzehnten Auflage bei. Als erstes wird der Kohleherd als Küchenherd vorgestellt und seine wirtschaftliche Bedienung erklärt. Sie unterstreicht seinen Vorteil indem sie darauf

¹⁴¹ Es wären noch weitere Beispiele zu nennen. Auch direkte Neuerungen werden gegenübergestellt, wie zum Beispiel der in der fünften Auflage noch allein stehende „Rad-schläger für Handbetrieb“ wird in der vierzehnten Auflage neben die „Elektrische Rühr- und Schlagmaschine“ gestellt.

¹⁴² Erna Horn schreibt beispielsweise: „Das tägliche Aufräumen des Waschtisches kann bedeutend erleichtert werden durch neuzeitliche Geräte: so ist als erstes die Krugform mit dem Traghenkel zu nennen; sie ermöglicht bequemes Tragen und Ausgießen des Wassers, wodurch die Arbeit erleichtert wird und auch die Krüge geschont bleiben [...]“ (DNH 1951, S. 271).

¹⁴³ DNH 1935/36, S. 239.

¹⁴⁴ Sie weist darauf hin, dass „die Berücksichtigung übertriebener Ansprüche“, d.h. der Wunsch nach Verbannung von Brennmaterialien aus dem Haushalt, „dürfte nur dann berechtigt sein, wenn die zur Erfüllung notwendigen Geldmittel vorhanden sind“. Dies wäre aber für die meisten Haushalte nicht möglich (DNH 1935/36, S. 239).

hinweist, dass „in Stadt und Land“ die Wohnküche weit verbreitet ist, und hier der Kohleherd gleichzeitig Wärme schafft. In dieser Ausgabe werden nun aber auch der Gas- und der Elektroherd mit längeren Beschreibungen vorgeführt. Der Gasherd erscheint wirtschaftlich gesehen als akzeptable Alternative zum Kohleherd, beim Elektroherd wird gleich an erster Stelle darauf verwiesen, dass er nur bei niedrigen Strompreisen in Betracht zu ziehen ist. Ist dies der Fall, sollte seine Anschaffung unbedingt in Erwägung gezogen werden, da „er mit wenigen Handgriffen“ zu bedienen ist, das „Heranschaffen von Brennstoff“ und das Säubern unnötig macht¹⁴⁵ und beim Kochen und Backen durch gleichmäßige Temperaturzufuhr und -regelung viele Vorteile bringt.

Wird der Elektroherd in der fünften Auflage, d.h. 1935, noch nicht als Alternative vorgeschlagen, so wird er 1951 als arbeitssparender Herd präsentiert. Dies könnte unter anderem damit zusammenhängen, dass die Strompreise attraktiver zu werden scheinen sowie die Verbreitung der Zentralheizung zunimmt¹⁴⁶, was die Heizleistung des Herdes überflüssig macht. Erna Horn empfiehlt allerdings der Hausfrau in beiden Auflagen in erster Linie den ‚Kombiherd‘, einen Kohleherd mit zusätzlichen elektrischen oder gasbetriebenen Herdplatten¹⁴⁷.

3.3.3 Ernährung, Nahrungsmittel, Nahrungszubereitung und Gesundheit

Wie an anderer Stelle noch vermerkt werden wird, legt Erna Horn großen Wert auf Gesundheit. Besonders bei Ernährungsfragen sind hierauf natürlich zahlreiche Hinweise zu finden. Dem eigentlichen Rezeptteil ist ein Kapitel zur „Kochkunst als Hauptmittel zur Gesundheitspflege“ und zur „Richtigen Ernährungskunde“ vorangestellt, das durch einen praktisch erklärenden Abschnitt zu Kalorien, Vitaminen, Hormonen und Nährsalzen abgeschlossen wird¹⁴⁸, welche, der neuesten Forschung entsprechend, als ebenso nötig wie Eiweiß, Fett und Kohlehydrate gelten¹⁴⁹.

¹⁴⁵ DNH 1951, S. 311.

¹⁴⁶ Der Zentralheizung ist in „Der Neuzeitliche Haushalt“ von 1951 ein eigener Abschnitt gewidmet (S. 313f.).

¹⁴⁷ In DNH 1951 heißt es z.B.: „Den idealen Fall: warm im Winter und kühl im Sommer, erreicht man durch Aufstellen von sogenannten kombinierten Küchenherden [...]“ (S. 309).

¹⁴⁸ Vgl. DNH 1935/36, S. 15-20; DNH 1951, S. 13-18.

¹⁴⁹ Tatsächlich liefert sie präzise Angaben, zum Beispiel wie sich genau der Wert einer Kalorie berechnet, welche Rolle die Nährstoffe im Körper spielen haben, oder welche Wirkungen ihnen zugeschrieben werden und in welchen Lebensmitteln sie enthalten sind bzw. wo und wie sie im eigenen Körper hergestellt werden. Sie bezieht sich immer wieder auf neueste wissenschaftliche Forschung, allerdings ohne diese direkt zu zitieren.

Sie stellt einleitend fest, dass das Essen „die primäre Frage der Menschheit“ ist, „zu jeder Zeit im Mittelpunkt des Interesses“¹⁵⁰ steht und sich die Kochkunst und die Ernährungsgewohnheiten im Laufe der Zeit verändert haben¹⁵¹. Sie stellt für ihre Zeit eine Schwerpunktsetzung auf gesunder Ernährung fest. Die heutige Tafel sollte „vor allem auf unsere Gesundheit bedacht nehmen“, exemplarisch verkörpert im „Rohkostisch der Jetztzeit“, und in der „neuen Epoche der Ernährungsfrage“ sollte es der „einfache Wille, g e s u n d z u s e i n und dabei doch gut und schmackhaft zu essen [Hervorhebungen im Original]“ sein, der den Küchenzettel diktiert¹⁵². Die Nahrung hat sich dieser Forderung in dem Sinne anzupassen, dass sie, rationell gedacht, einfach, schlicht und zweckmäßig dem Körper das gibt, was ihn gesund hält¹⁵³. Sie soll im Dienste der Menschheit stehen und „eine gesunde Menschheit schaffen“, von ihr hängt laut Erna Horn die „Gesundheit [...] ganzer Geschlechter“ ab¹⁵⁴. Zur weiteren Erläuterung der Notwendigkeit gesunden Essens und welchen Forderungen dieses grundsätzlich entsprechen sollte, beginnt die Autorin einen teilweise wissenschaftlich anklingenden Diskurs, dessen Ergebnis das Prinzip der ‚richtigen Mischung‘ und der Natürlichkeit, der Anpassung an äußere und körperliche Umstände und die Maßhaltung ist. Die ‚richtige Mischung‘ wird an zweierlei Stelle gefordert. Erna Horn verweist erstens auf seit Ende des Ersten Weltkriegs entstandene „neue Theorien für die Ernährungspraxis“, die „unter einem Berg von Broschüren und Büchern und einem erdrückenden Schwall von Vorträgen und Aufsätzen viel Gutes, aber auch manch Übertriebenes zutage gefördert“¹⁵⁵ haben. Da sie sich auf keine dieser Theorien hundertprozentig verlassen möchte und auch keine rigoros abzulehnen scheint, schlägt sie einen Mittelweg aus den vielen Vorschlägen vor. Zweitens identifiziert sie den Menschen als „Gemischtköstler“, als zur „Mischkost geboren“, der biolo-

¹⁵⁰ DNH 1935/36, S. 11; DNH 1951, S. 9.

¹⁵¹ „Da nun Millionen auf Millionen folgten, in stetem Nachwuchs der Geschlechter, und jeder sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet hat, sind wir natürlich schon unendlich vielerlei Wege gegangen, bis wir von der blutig-rohen Bärenkeule zur Omelette soufflé gelangten.“ (DNH 1935/36, S. 11; DNH 1951, S. 9.).

¹⁵² vgl. DNH 1935/36, S. 11; DNH 1951, S. 9.

¹⁵³ „Das Essen ist d e s h a l b [Hervorhebung im Original] eine so wichtige Angelegenheit für den Menschen, weil er es zuerst als Aufbaustoff und später als Erhaltungsfaktor und zum Ausgleich von Gewinn und Verbrauch der Kräfte, also zur Erhaltung seines ganzen Seins braucht.“ (DNH 1935/36, S. 12; DNH 1951, S. 10.).

¹⁵⁴ Vgl. DNH 1935/36, S. 12; DNH 1951, S. 10.

¹⁵⁵ DNH 1935/36, S. 12; DNH 1951, S. 10. Vergleiche hierzu auch DNH 1951, S. 12: „In den letzten Jahrzehnten wurden sehr viele, einander widersprechende Ernährungstheorien aufgestellt. Die eine verlangte absolute Rohkost, die andere verwarf dieses Extrem. Während wiederum die nächste eine völlige Abkehr von dem fordert, was vom toten Tiere stammt. Alle diese Theorien kann man mit Vernunftgründen widerlegen und alle haben trotzdem eine gewisse Berechtigung! Man sieht also, daß auch hier der goldene Mittelweg der beste ist!“

gisch weder zum reinen Fleischessen, noch zur ausschließlichen Pflanzenkost geeignet ist¹⁵⁶. In diesem Zusammenhang ist auch die besondere Wertlegung auf Natürlichkeit zu sehen. Der Nahrung soll ihr „natürlicher und unentbehrlicher Wert“¹⁵⁷ erhalten bleiben und man sollte des weiteren seine Ernährung, dem Lauf der Natur entsprechend, an den Jahreszeiten und die durch sie bedingten unterschiedlichen Bedürfnisse des Körpers ausrichten¹⁵⁸. So verurteilt sie sowohl die durch die „Bakterienangst“¹⁵⁹ aufgekommene Gewohnheit, alles zu kochen, als auch die reine Rohkosternährung und wendet sich spöttisch gegen die seit dem Ersten Weltkrieg aufgekommene Angst vor Vitaminmangel¹⁶⁰. Der Weg zu einer gesunden Ernährung führt ihrer Meinung nach einfach über abwechslungsreiche Mischkost, verbunden mit einer unbedingten Maßhaltung¹⁶¹, was zusammen

¹⁵⁶ Explizit schreibt sie hierzu unter anderem folgendes: „Wir Menschen sind der Struktur unserer Zähne, der Länge unseres Darmes und der Art unseres Magens nach unbedingt Gemischköstler, denn zum Fleischessen allein fehlt uns nicht nur das scharfe Gebiß, sondern vor allem die Möglichkeit, alles für unseren Körper Notwendige daraus zu ziehen. Ausschließliche Pflanzennahrung aufzunehmen aber widerspricht unserem Magen, der nicht zum Widerkauen eingerichtet ist, um so das größere Volumen der stark wasserhaltigen Pflanzenkost verarbeiten zu können. Auch ist unser Magensaft nicht imstande, in eben dieses große Volumen genügend einzudringen und eine ordnungsgemäße Verdauung zu veranlassen. Außerdem ist erwiesen, daß tierische Nahrungsstoffe von unseren Organen besser verwertet werden als pflanzliche;“ (DNH 1935/36, S. 13; DNH 1951, S. 11.).

¹⁵⁷ DNH 1935/36, S. 20; DNH 1951, S. 18.

¹⁵⁸ Sie schreibt zum Beispiel: „Mutter Erde weiß am besten, was von Nutzen ist. Wer ihre Mahnung versteht, der lässt sich im Frühling viel frische, junge Nahrung und im Sommer leichte Kost schmecken. Im Herbst sammelt er durch schweres Essen Kräfte und im Winter bevorzugt er kalorienreiche, also wärmende Speisen.“ (DNH 1935/36, S. 14; DNH 1951, S. 11.).

¹⁵⁹ DNH 1935/36, S. 12; DNH 1951, S. 10.

¹⁶⁰ Im Abschnitt über die Vitamine versucht die Autorin zu erklären, dass die seit dem Ersten Weltkrieg herrschende Angst vor Vitaminmangel völlig unbegründet sei. Man überschätze den Bedarf des Körpers an Zusatznährstoffen und falle auf die Verkaufstricks der Kaufleute rein, die gewöhnliche Produkte nun als besonders vitaminreich anpriesen. In der vierten Auflage bemerkt sie hierzu: „[...] daß alle Menschen von einer alltäglichen Nervosität befallen wurden, sie könnten am Ende an einer Vitaminmangelkrankheit zugrunde gehen; und plötzlich tauchten extreme Rohkostbestrebungen, Bananenwut und Lukutatewahn in beinahe erschreckender Weise auf.“ Auch in der vierzehnten Auflage verweist sie darauf, dass „Bananen, an deren Einfuhr bestimmte Kreise ein sehr reales, finanzielles Interesse hatten“ wegen ihres angeblichen Vitaminreichtums massenhaft eingeführt wurden.

¹⁶¹ Die Autorin macht auf das „Vielessen“ als „Kulturerrungenschaft“ aufmerksam. Sie schreibt an dieser Stelle: „Es kann ruhig behauptet werden, daß doppelt so viele Menschen an Überfütterung sterben wie an Unterernährung.“ Ihr Grundsatz lautet deswegen: „Maßhalten nach jeder Richtung bleibt für uns Mitteleuropäer das Gesündeste!“ (DNH

einseitige Fehlernährung¹⁶² verhindern soll. Die Anpassung der Nahrung ist der Autorin grundsätzlich sehr wichtig. Sie sollte einerseits allgemein den „Charaktereigentümlichkeiten einer Nation, die wiederum in den Gesetzen des Klimas, der Bodengestaltung, Fruchtbarkeit und Lage (in Bezug auf Handelsmöglichkeiten [Zusatz in fünfter Auflage]) usw. ihre Lösung findet“¹⁶³ entsprechen, andererseits aber auch am Individuum selbst und seinen persönlichen Körpereigenschaften, Bedürfnissen (z.B. bei Krankheit, körperlichen Anstrengungen) und Lebensalter orientiert sein.

Trotz dieser praktischen Ansprüche an das Essen, legt die Autorin großen Wert auf Schmackhaftigkeit und einen ‚kulturellen Wert‘ des Essens. Die Autorin spricht von der ‚Kochkunst‘, die nicht nur den Körper sondern auch die Seele befriedigen soll, und von der positiven Wirkung guten Essens. So heißt es beispielsweise:

„Jeder Mensch kennt die Wirkung guten Essens auf die Laune des einzelnen und auf die Stimmung einer ganzen Gesellschaft. Angenehm satt, öffnen sich die Schleusen der Beredsamkeit, der Laune und des Witzes (und des Genies [Zusatz in fünfter Auflage]). Mit dem Unwegsamsten läßt sich nach gutem Mahle reden; die Traurigen werden getröstet, wie das bei Leichenfeiern tausendmal erprobt ist, die Gemüter lassen sich beschwichtigen, (siehe Reparationskonferenz-Diners [Zusatz in fünfter Auflage]) und sogar die Seele des Kindes läßt sich durch ein Stück Torte gewinnen. Die angenehme Fülle des Magens verleiht dem Geiste Flügel.“¹⁶⁴

Dieser Aspekt darf laut Erna Horn nie außer Acht gelassen werden, denn das wichtigste der Essenszubereitung ist: „Kunst bleiben, Genuß schaffen und gesteigerte Kultur bedeuten!“¹⁶⁵ Die Kochkunst entscheidet somit über „Wohl oder Wehe“ von Individuum, Familie oder Nation, denn „recht gewählte Küche schafft [...] Liebe, Behagen, Gesundheit, Schönheit, Kultur, Geist und Witz, Geselligkeit, Frohsinn und Zufriedenheit.“¹⁶⁶ In diesem Zusammenhang wird die Frau, deren

1935/36, S. 13f.; DNH 1951, S. 11.). Sie warnt in der vierzehnten Auflage zudem vor dem Mißbrauch sogenannter Vitaminpräparate. (DNH 1951, S. 16.)

¹⁶² Erna Horn beschreibt Fehlernährung als Gefahr, die durch übernommene Tradition, aus Stumpfheit des weiblichen Denkapparats oder aus Fanatismus zu einer neuen Theorie entsteht. Vergleiche hierzu auch DNH 1951, S. 13: „Viele Frauen begehen infolge ihrer Neigung zur ‚schlanken Linie‘ grobe Ernährungsfehler!“ und „Ein weiterer Ernährungsfehler ist die Verweichlichung“ durch zu leicht verdauliche Nahrung.

¹⁶³ DNH 1935/36, S. 13; DNH 1951, S. 11.

¹⁶⁴ DNH 1935/36, S. 13; DNH 1951, S. 10.

¹⁶⁵ DNH 1935/36, S. 12; DNH 1951, S. 10.

¹⁶⁶ DNH 1935/36, S. 14; DNH 1951, S. 12.

Verantwortung es ist, sämtliche genannten Kriterien einzuhalten, als „Muse“ bezeichnet¹⁶⁷.

„Und doch muß eines erwähnt werden: Das, was unser eigenes Vaterland erzeugt, ist unserem Körper auch das Zuträglichste, alles andere auf fremdem Boden gewachsene ist ihm wesensunverwandt und unnötig, außerdem nicht immer infolge von Transportschwierigkeiten einwandfrei und zugleich unserer wirtschaftlichen Lage nicht entsprechend.“¹⁶⁸

Diese Aussage findet sich ausschließlich in der fünften Auflage und kann als Zugeständnis an den nationalsozialistischen Zeitgeist gewertet werden. Bei einer genaueren Betrachtung der einzelnen Rezepte ist allerdings festzustellen, dass, zwar eindeutig in der Minderzahl, aber trotzdem nachweisbar, sowohl ‚nicht-deutsche‘ Lebensmittel als auch internationale Gerichte vorkommen. In dieser Ausgabe gibt es separate Abschnitte zu Kolonialwaren und Südfrüchten, was der obigen Aussage eigentlich direkt widerspricht¹⁶⁹. Als Zutaten werden zum Beispiel in beiden vorliegenden Ausgaben Reis¹⁷⁰, Zimt, Rosinen, Datteln, Kokosnuss, Orangen, Mandeln, Ananas und Bananen verwendet. Internationale Gerichte, die sich in beiden untersuchten Exemplaren befinden, wären zum Beispiel Irischer Eintopf (Irish Stew), Englische Soße, Russische Eier und Pommes frites¹⁷¹. In der fünften Ausgabe sind noch weitere internationale Gerichte zu finden, so zum Beispiel Boeuf à la mode, Holländische Soße (Sauce Hollandaise) und Marseiller Soße, Polnische Klöße, Russische Creme und Russische Eier, Serbisches Reisfleisch, Serbisches Rindsgulasch, Englische Eierbrötchen und „Echt Englische Jamrezepte“. Im Gegensatz dazu gibt es in der vierzehnten Auflage Rezepte für Beefsteak, schwedische Beefsteaks, Ungarisches Rindsgulasch, Französische Hasenschüssel, Polnische Soße und Amerikanische Kartoffeln. Bis

¹⁶⁷ DNH 1951, S. 12. Mehr zur Frau als „Muse“ und ihrer Verantwortung gegenüber der Familie unter „Die Berufung der Frau zur ‚Muse‘ und ‚Nährmutter des Volkes““.

¹⁶⁸ DNH 1935/36, S. 14.

¹⁶⁹ Vgl. hierzu in DNH 1935/36 „Kolonialwaren“ (S. 46f.) und „Südfrüchte und Nüsse“ (S. 50). Bei „Kolonialwaren“ befindet sich der Zusatz „[Kolonialwaren] sind durchwegs Auslandswaren und daher nicht durch gleichartige Inlandsprodukte zu ersetzen“, doch der Einsatz ausländischer Produkte, für die es kein vergleichbares deutsches Äquivalent gibt, wird dadurch nicht eingeschränkt.

¹⁷⁰ In der Suppe und als Beilage. Zur Reiszubereitung wird zudem geraten, nicht die ‚deutsche‘ Art, sondern die ‚indische‘ oder ‚italienische‘ Art anzuwenden. Erna Horn erklärt: „Solchen [Reis] herzustellen ist eine Kunst, die in Deutschland noch wenig bekannt ist. Unser Wasserreis ist grau, pappig und wird ungern gegessen.“ (DNH 1935/36, S. 116 und DNH 1951, S. 121)

¹⁷¹ Mit Werbung für den „Pommesschneider“.

auf die zuletzt genannten Amerikanischen Kartoffeln sind alle ‚ausländischen‘ Gerichte europäisch, das heißt, dass sie nicht als ‚exotisch‘ einzustufen sind.

Allgemein ist festzustellen, dass es sich um als ‚gutbürgerlich‘ zu bezeichnende Küche handelt, wie dies das separate Kapitel zu ‚Bürgerlicher Hausmannskost‘ bereits impliziert. Im Großteil der ‚nicht-süßen‘ Gerichte wird Fleisch mit verarbeitet¹⁷², doch die Autorin verweist immer wieder auf die Wichtigkeit abwechslungsreicher Ernährung und führt außerdem den hohen Preis des Fleisches an, der seine sparsame Verwendung fordert. Sie bezeichnet zum Beispiel 1951 die ‚Gebundene Suppe‘ als Alltagssuppe, ‚da in vielen Haushaltungen nicht täglich Fleisch gegessen wird‘¹⁷³. Im Kapitel über das Fleisch ist weiterhin eine kleine Abweichung der besprochenen Sorten feststellbar. Die Besonderheit der fünften Auflage bilden Rezepte mit Schneehuhn, Schnepfen, Krammetsvögeln und Wachteln, in der vierzehnten werden hingegen Ziegenfleisch und Kaninchenfleisch verwendet¹⁷⁴. Als preiswerte und gesunde Abwechslung zu Fleisch wird das Gemüse präsentiert, ‚das heute als selbstständige Mahlzeit‘¹⁷⁵ aufgetragen werden kann. Es wird in der vierzehnten Auflage als ‚Nahrungsmittel erster Ordnung‘ beschrieben und in der fünften Auflage ist ihm sogar ein extra Kapitel über ‚Vegetarisches und Rohkost‘ gewidmet. 1951 wird vor allem der wissenschaftlich belegte, gesundheitsfördernde Effekt und der billige Preis betont¹⁷⁶ und es sind quantitativ mehr Gemüserezepte vorhanden. Im Gegensatz zur vierzehnten Auflage wird der Rohkost in der fünften Auflage besondere Aufmerksamkeit gewidmet, die, Erna Horns Aussagen zufolge, in der dem Buch vorangegangenen Zeit besonderen Diskussionsstoff bot. ‚Gekochte oder Rohkost, das ist die Frage, die uns alle interessiert und bewegt‘¹⁷⁷, bemerkt sie einleitend und verweist auf ‚eine so belebende Umstellung‘, die ‚die vegetarische und die Rohkost [...] unserem Organismus‘¹⁷⁸ bringen. Ihren bisherigen Ernährungsgrundsätzen entsprechend

¹⁷² In der fünften Auflage verweist sie darauf, dass Schweinefleisch die am meisten gegessene Fleischsorte ist. (DNH 1935/36, S. 78).

¹⁷³ DNH 1951, S. 52.

¹⁷⁴ Außerdem findet eine Umbenennung statt: Es gibt 1935 einen Abschnitt mit dem Titel ‚Von der Pute – auch Indian genannt‘, der 1951 ‚Vom Truthahn – auch Indian oder Pute genannt‘ heißt.

¹⁷⁵ DNH 1951, S. 125.

¹⁷⁶ So heißt es in DNH 1951, S. 125 beispielsweise: ‚Gemüse ist reich an Mineralsalzen, welchen im Rahmen unserer Ernährung eine Reihe wesentlicher Aufgaben zufallen: sein Gehalt an Kalk ist wichtig für den menschlichen Knochenbau; [...] Da Gemüse noch dazu preiswert ist, verdient es in der Tat unsere vollste Aufmerksamkeit‘.

¹⁷⁷ DNH 1935/36, S. 135. Weiter heißt es: ‚Und tatsächlich, was vor Jahren noch belächelter Spleen einzelner Naturjünger war, ist heute in ernsthafte Erwägung gezogen. Wie bei allen neuzeitlichen Bestrebungen sind natürlich auch hier Extreme eingetreten und brachten diesen eine Spur Lächerlichkeit ein, die aber absolut von der gesunden Idee zu trennen ist.‘

¹⁷⁸ DNH 1935/36, S. 135.

fordert sie aber auch für diese Ernährungsformen, dass sie nur in Abwechslung mit Fleischkost anzuwenden sind, um einer einseitigen Ernährung vorzubeugen. Die Vegetarische und die Rohkost¹⁷⁹ werden ansonsten von der Autorin zu Kur- und Diätzwecken eingesetzt, welche in beiden Exemplaren im Kapitel über die „Kranken- und Diätkost“ behandelt werden. Hier werden, ausgehend von der Wichtigkeit gesunder Ernährung, zum Beispiel für verschiedene Krankheitsbilder,¹⁸⁰ angepasste Diäten vorgeschlagen, die den Körper wieder zu Kräften verhelfen sollen. Beim Kalbfleisch zum Beispiel verweist sie neben seiner Eignung zur Krankenkost auch auf seine Zugehörigkeit zur feinen Kost¹⁸¹. Auf die ‚feine Kost‘ sowie auf Festessen wird im gesamten Rezeptteil an mehreren Stellen verwiesen, meist mit dem Hinweis, dass es sich um besondere, auch besonders kostspielige Gerichte handelt, die sich vom Alltagsstisch deutlich abheben. Rezepte zu Festessen sind in der vierzehnten Auflage in höherer Anzahl nachzuweisen, zu beiden Zeitpunkten werden Tipps zum festlichen Anrichten¹⁸² gegeben, die unter anderem in einem extra Abschnitt zur Garnierkunst¹⁸³ und durch mehrere Bildtafeln¹⁸⁴

¹⁷⁹ In der fünften Auflage verweist sie auf diese Verwendung direkt im einleitenden Teil zur ‚Vegetarische und Rohkost‘ und verweist auf verschiedene Theorien (von Dr. Lahmann, Ragnar Berg, Gerson, Hindhede, sowie Bircher-Benner) ohne diese weiter zu beschreiben. In der vierzehnten Auflage nennt sie in ‚Kranken- und Diätkost‘ explizit die ‚Kostform nach Bircher-Benner‘ und die ‚Gerson-Sauerbruch-Hermannsdorfer ‚Gerson-Diät‘ mit Hinweisen zu ihrer Durchführung.

¹⁸⁰ Zu bemerken ist an dieser Stelle, dass 1935 und 1951 unterschiedliche Krankheiten bzw. Diätgründe angesprochen werden (DNH 1935/36, S. 195-202; DNH 1951, S. 211-218). In der fünften Auflage gibt es Hinweise zu Blutarmut, Tuberkulose und verdorbenen Magen, hingegen in der vierzehnten zu Verstopfung, Basedowkranken, Fieberkranken, länger andauernden Durchfällen und allergischen Hauterkrankungen. In beiden werden Gicht, Gallen-, Nieren- und Herzkrankheit, und Zuckerkrankheit behandelt. Abgesehen von den expliziten Krankheitsbildern werden Kuren zum Ab- und Zunehmen vorgeschlagen. In der fünften Auflage werden außerdem Anweisungen zur diätischen Behandlung von Nervösen gegeben (‚Was sollen Nervöse essen?‘). Die zeitgenössischen Versuche, durch gezielte Ernährung das menschliche Verhalten zu steuern, z.B. gewisse Jugendlaster, wie Onanie beispielsweise, durch Gabe von Müsli einzudämmen, werden von der Autorin weder angesprochen noch angedeutet.

Vgl. DNH 1935/36, S. 74, DNH 1951 S. 73.

¹⁸² Hier wäre zu, Beispiel der Hinweis ‚Festlich angerichtetes Geflügel bekommt Papierkrausen um die kahlen Keulenknochen‘, der durch eine durch Zeichnungen illustrierte Anweisung zur Herstellung selbiger enthält, zu nennen (DNH 1951, S. 94).

¹⁸³ Vgl. DNH 1951, S. 161f. und DNH 1935/36, S. 154-156.

¹⁸⁴ Z.B. ‚Kalte Festplatte zum Geburtstag: Der Tisch ist mit besonderer Liebe gedeckt. Das reichgemusterte, grüne Chippendale-Service von Rosenthal findet einen reizvollen Kontrast in den roten Phloxblüten. Die kalte Platte enthält gesülzten Reissalat, Mayonnaise-Eier und gefüllte Tomaten.‘ in DNH 1951, eingefügt zwischen S. 100 und 101) oder ‚Festtafel‘ in DNH 1935/36, eingefügt zwischen S. 160 und 161.

(in der vierzehnten Auflage in Farbe), die festlich gedeckte Tische zeigen, vorgeführt werden.

Bei der Speisenzubereitung legt die Autorin Wert auf die Berücksichtigung ernährungsphysiologischer Erkenntnisse, die Verwendung praktischer Hilfsgeräte¹⁸⁵ und Zusatzstoffe, die Ergiebigkeit bzw. Sparsamkeit der angewandten Methoden und eine ansprechende Aufmachung des fertigen Gerichts. In beiden Auflagen verweist sie zum Beispiel darauf, dass Gemüse „nach den neusten Forschungen [...] nicht mehr abgekocht werden“¹⁸⁶ soll, und dass es veraltet ist, „viel fremde Gewürze an das Gemüse zu geben“¹⁸⁷. An Zusatzstoffen werden in beiden Jahrgängen zum Beispiel Maggi¹⁸⁸ und Backpulver¹⁸⁹, das als Ersatz für den großen Eierverbrauch, wie er noch zu Großmutterns Zeiten üblich gewesen sei, verwendet wird. Überhaupt können Kuchen laut Erna Horn im Vergleich zu früher viel sparsamer zubereitet werden, „denn es gibt genug Rezepte feinsten Kuchen und Torten mit wesentlich geringeren Zutaten“¹⁹⁰. Hier wird auch schon auf die Sparsamkeit, bzw. das ergiebige Zubereiten der Speisen hingewiesen, wie es noch an etlichen anderen Stellen aufzeigbar ist. Exemplarisch wäre an dieser Stelle der Hinweis zu nennen, dass Soßen zum Strecken von Mahlzeiten dienen sollen, „denn das Fleisch soll sowohl aus gesundheitlichen wie auch aus wirtschaftlichen Gründen keine große Rolle spielen“¹⁹¹, sowie die in beiden Auflagen zahlreichen Vorschläge zu Weiter- oder Resteverwertung von übrig Gebliebenem: in der fünften Auflage wären dies zum Beispiel das umfassend beschriebene Schweinefettausbraten, „Reste einer Hammelkeule“, „Hasenreste“, oder „Puten- bzw. Truthahnreste“, in der vierzehnten Auflage gibt es unter anderem ein „Resteragout“ und ein Rezept zu Lammresten, sowie einen eigenen Abschnitt zur Resteverwertung¹⁹² im Kapitel über die bürgerliche Hausmannskost. Des weiteren gibt Erna Horn besonders beim Fleisch zusätzliche Spartipps, wie zum Beispiel, trotz des höheren Preises

¹⁸⁵ Vgl. hierzu weiterführend das Kapitel ‚Haushaltsgeräte‘ in dieser Studie.

¹⁸⁶ DNH 1935/36, S. 119; vgl. hierzu auch DNH 1951, S. 125: „Wir haben neben der Erkenntnis des Wertes des Gemüses heutzutage auch gelernt, es richtig zuzubereiten! Unsere Großmütter noch haben alles Gemüse in großen Wassertöpfen gekocht [...]“.

¹⁸⁷ DNH 1951, S. 126.

¹⁸⁸ Allerdings werden zur Maggiverwendung unterschiedliche Hinweise gegeben: 1935 schreibt sie über klare Bratensoßen, dass sie „möglichst wenig Maggigeschmack spüren lassen“ sollen, 1951 heißt es hingegen, dass man sie zum Schluss noch „durch etliche Tropfen Maggi’s Würze verfeinern“ kann. (DNH 1935/36, S. 113 und DNH 1951, S. 114).

¹⁸⁹ Vgl. DNH 1935/36, S. 160 und DNH 1951, S. 179.

¹⁹⁰ DNH 1951, S. 177.

¹⁹¹ DNH 1951, S. 113; Zum hohen Preis des Fleisches sind noch mehrer Vermerke aufzuführen, so zum Beispiel: „[...] das Fleisch die höchste Geldausgabe innerhalb einer Speisefolge beansprucht“, doch dank der guten Auswahl an Sorten kann „der Geldbeutel gebührend berücksichtigt“ werden (DNH 1951, S. 67).

¹⁹² DNH 1951, S. 66.

Mastochsenfleisch statt Rinderfleisch zu kaufen, da es „beim Kochen ausläuft“ und eine „kürzere Kochdauer“ beansprucht, weswegen die Autorin schlussfolgert: „man spart also nicht nur Zeit und Brennmaterial, sondern erhält auch ein viel saftigeres Gericht“¹⁹³. Ein weiteres Beispiel für Sparsamkeit wäre die Verwendung von billigeren Ersatzprodukten wie kleingeschnittenes Trockenobst anstatt Rosinen¹⁹⁴, oder die eigene Herstellung kostspieliger Zutaten, etwa Vanillezucker¹⁹⁵ oder Orangeat¹⁹⁶.

Zur Verarbeitung der Lebensmittel ist anzumerken, dass in der späteren Auflage von 1951 in den einleitenden Teilen zu den jeweiligen Fleischsorten Anweisungen gegeben werden, wie mit frisch geschlachtetem Tier verfahren werden muss, bzw. bei Aalen und Hühnern wird sogar das Schlachten selbst erklärt¹⁹⁷. Diese Abschnitte fehlen in der vorherigen Auflage völlig. Beiden gemeinsam sind hingegen genaue Beschreibungen zur Behandlung von frischem bzw. altem Fleisch¹⁹⁸ und Fisch, und woran man den jeweiligen Zustand erkennen kann. Für die Zubereitung von Gemüse werden 1951 zusätzliche Methoden vorgeschlagen: während 1935 nur das Blanchieren extra aufgeführt wird, spielen 1951 das Dämpfen, Schmoren, Dünsten, Backen und Kochen in Pergamentpapier eine Rolle¹⁹⁹.

Im Rezeptteil selbst wird bereits die richtige Aufbewahrung von Lebensmitteln erklärt. Das Fleisch zum Beispiel hält „ein Eisschrank, noch besser ein elektrischer Kühlschrank, ein gut gelüfteter Keller oder auch Zugluft [...] tadellos frisch. Man kann es auch in Essig legen oder besser noch in ein mit Essig getränktes Tuch wickeln“²⁰⁰. Für die längerfristige Aufbewahrung wird das Einmachen angewendet. In beiden Auflagen gibt es ein extra Kapitel zur Konservierung von

¹⁹³ DNH 1935/36, S. 71; An dieser Stelle wären noch zahlreiche weitere Beispiele aufführbar, so zum Beispiel Erna Horns Bemerkung, dass die Fleischrezepte großzügig bemessen sind, damit etwas für den Abend übrig bleibt, da dies billiger als Wurst käme (DNH 1951, S. 71), oder die Aussage „Seefisch ist billig“ (DNH 1935/36, S. 105; DNH 1951, S. 105) oder wie man ein ganzes Reh verwertet, denn der Einkauf eines ganzen Rehs „ist preislich sehr empfehlenswert, wenn man es richtig einteilt“ (DNH 1951, S. 86). Außerhalb der Fleischzubereitung gibt es auch Sparhinweise, wie „Kartoffelschmarrn - [...] ist sehr gut, verbraucht aber viel Fett“, um nur ein Beispiel zu nennen (DNH 1951, S. 123).

¹⁹⁴ Vgl. DNH 1935/36, S. 158; DNH 1951, S. 177.

¹⁹⁵ Vgl. DNH 1935/36, S. 158.

¹⁹⁶ Vgl. DNH 1935/36, S. 161 und DNH 1951, S. 181.

¹⁹⁷ Vgl. hierzu DNH 1951, S. 93 und 104.

¹⁹⁸ Sie nennt zum Beispiel ein „altes Verfahren“, an dieser Stelle als ‚bewährt‘ einzustufen, um „alte Rebhühner ebenso weich wie junge“ zu erhalten (DNH 1935/36, S. 93).

¹⁹⁹ Vgl. DNH 1935/36, S. 119 und DNH 1951, S. 126f.

²⁰⁰ DNH 1951, S. 68; in der Ausgabe von 1935 werden an dieser Stelle nur der Eisschrank, die Zugluft und der Essig erwähnt. Die Autorin bietet ihren Leserinnen Alternativen zum kaum verbreiteten Kühlschrank, bemerkt aber, dass ein solcher die beste Aufbewahrung ermöglicht.

Lebensmitteln, die sich inhaltlich allerdings in einigen Punkten unterscheiden²⁰¹. Insgesamt ist festzuhalten, dass das Einmachen 1951 schon gebräuchlicher gewesen sein muss, da noch 1935 zu rechtfertigen war, wieso diese Konservierungsmaßnahme sinnvoll ist²⁰², und sich 1951 die verwendeten Techniken bereits ausgefeilter präsentieren²⁰³.

3.3.4 Wohnungseinrichtung und -pflege

*„Sich einem Modewillen absolut hinzugeben, nur weil er neu und lockend ist, rächt sich gar bald, wie das unsere Eltern mit ihren Renaissancemöbeln erfahren mußten. Wenn aber ein neuer Stil so voll durchdachter Sachlichkeit ist und sowohl den Gesetzen der schönen Linie wie denen der Hygiene, der Arbeitsvereinfachung und der psychologisch wohltuenden Wirkung entspricht, kann man ihm unbedingt zusprechen. Die glatten Flächen, poliert in naturechter schöner Holzmaserung oder in Schleiflack, die vernünftige Einfachheit des Zierrates darauf, die gute Gesamtwirkung sind so überzeugend, daß sich dieser moderne Stil nicht so rasch überleben wird. Nur Linien und herrlich harmonische Farben sind der Ausdruck des neuen Kunstwillens. Fort sind alle Nippes und aufgestellten Herrlichkeiten, die Staub fressen und unruhig das Heim füllen.“*²⁰⁴

Dieses Zitat aus der fünften Auflage beinhaltet bereits für Erna Horn wichtige Kriterien neuzeitlicher Wohnungseinrichtung: die Möbel sollen praktisch sein, leicht zu pflegen und einem eher schlichten und somit vielfach kombinierbarem Stil entsprechen. Der zu befürwortende ‚neue Stil‘ steht im direkten Gegensatz zu den ‚alten Wohnungen‘ im ‚sogenannte[n] ‚altdeutsche[n]‘ Stil, dem der ‚Ju-

²⁰¹ Vgl. DNH 1935/36, S. 203-220: „Die Konservierung der Lebensmittel im Haushalt“ und DNH 1951, S. 219-236: „Neuzeitliche Konservierung von Obst, Gemüse und Fleisch“. Inhaltlich unterscheiden sie sich einerseits dadurch, dass es in der 1951er Ausgabe einen viel ausführlicheren Teil zu den verschiedenen Techniken gibt, andererseits durch einen detailreicheren Spezialteil, d.h. genaue Rezeptbeispiele, zu den einzelnen zu konservierenden oder einzukochenden Lebensmitteln in der 1935er Ausgabe. In der vierzehnten Auflage wird zusätzlich Fleisch konserviert, in der fünften Auflage hingegen gibt es mehr Vorschläge zur Marmeladenbereitung.

²⁰² „Das eigentliche Wesen der Konservierung ist noch nicht allzu lange erkannt, die Hausfrauengenerationen vor uns begnügten sich mit dem Trocknen, Räuchern, in Essig und Zucker oder Honig Einlegen der Lebensmittel [...]“ (DNH 1935/36, S. 203). Erna Horn begründet das Konservieren folgendermaßen: „Jede moderne Hausfrau wird sich zu den Methoden der Konservierung bekennen, wenn ihr daran gelegen ist, rationell mit ihrem Wirtschaftsgeld und ihrer Zeit umzugehen. Wenn heute eine Frau nach Großmutter Rezepten und Vorschriften kocht, ist das ungefähr so, wie wenn ein Kaufmann seine Kunden mit dem Hochrade besuchen wollte“ (ebenda).

²⁰³ Vgl. hierzu weiterführend das Kapitel ‚Haushaltsgeräte‘ in dieser Studie.

²⁰⁴ DNH 1935/36, S. 235.

gendstil‘ mit seinen Verschnörkelungen an Geschmacklosigkeit nicht nachsteht‘. Als „am schlimmsten“ bezeichnet die Autorin den „Möbelstil aus der Epoche vor der Jahrhundertwende“²⁰⁵ und empfiehlt ihren Leserinnen in beiden Auflagen eine Modernisierung²⁰⁶, die beispielsweise so aussehen könnte:

„Altdeutsche Schlafzimmer werden von allen Aufsätzen befreit, dann alle Zierleisten entfernt, nun werden neue Beschläge gekauft und die Möbel hell angestrichen. [...] Ist alles weiß oder sonst hell angestrichen und gegen eine farbige Wand gestellt, sieht das Schlafzimmer vollständig neu aus. Daß natürlich nun keine alten Photos und Glasflaschen mehr Platz haben, ist selbstverständlich, sie werden auch in dem hellen luftigen Raum nicht vermisst.“²⁰⁷

Dementsprechend gibt Erna Horn auch Ratschläge zu Auswahl und Farbgebung von Tapeten²⁰⁸, Bildern²⁰⁹ sowie Teppichen²¹⁰, und fordert ein radikales ‚Ausmi-

²⁰⁵ Vgl. DNH 1951, S. 258. Sie erklärt ihre Abneigung gegen diesen Stil folgendermaßen: „Man hatte im Rausch der ersten Maschinenarbeit nicht genug tun können und hat Schnitzereien und Verzierungen, die bei früheren Möbelstilen nur von besten Kunsthandwerkern im edelsten Geschmack geschaffen wurden, auf billigste Weise in Massen erzeugt und die Möbel mit ihnen so sinnlos überladen, daß sie in ihrer grotesken Wirkung nicht mehr in unsere Zeit passen“.

²⁰⁶ Davon ausgenommen sind „echte Renaissance- oder Barockmöbel [...] An solch künstlerisch einwandfreie Möbel darf man nur die Hand legen, um einen etwa vollständigen Zerfall zu verhindern!“ (DNH 1951, S. 258). Die Modernisierung, bzw. der Erwerb von Einrichtungsgegenständen allgemein, soll, dem Anspruch des Werkes entsprechend, immer sorgfältig, sparsam und nachhaltig geschehen.

²⁰⁷ DNH 1935/36, S. 246.

²⁰⁸ DNH 1935/36, S. 236 und DNH 1951, S. 264f. Die Wahl einer Tapete bildet für Erna Horn die Grundlage für die Wirkung eines Raumes und ist deswegen besonders wichtig. Im Mittelpunkt steht die Farbwahl, sie richtet sich nach „dem Zweck eines Raumes und seiner Einrichtung“ (DNH 1935/36, S. 236) und der Wirkung, die erzielt werden soll. 1951 heißt es dementsprechend beispielsweise: „Wünscht man indessen den Raum farbig zu beleben, so empfiehlt es sich, die Tapete in einer Kontrastfarbe zum Mobiliar zu wählen, womit keineswegs ein brutaler Gegensatz zu entstehen braucht., So wirkt z.B. zu Mahagoni eine weichblaue Tapete wunderbar [...]“ (S. 265). Entsprechend werden auch Hinweise zu Musterung und Berücksichtigung der vorhandenen Bilder gegeben. Vgl. hierzu auch die Bildtafel „Die schöne Tapete“ (DNH 1951, zwischen S. 288 und 289): „Durch die handgemalte Tapete (Salubra-Dekor) wurde in der weiträumigen Bauernstube eine originelle Atmosphäre geschaffen, während die Lesecke durch die leichte, kaum betonte Musterung der Tapete (Salubra) eine ruhige und dennoch persönliche Note erhielt“. In der vierzehnten Auflage werden zudem Einkaufstipps bezüglich der Qualität gegeben: es lohne sich, eine teurere Tapete in besserer Qualität (v.a. Lichtechtheit) zu nehmen, da sie wesentlich länger hübsch und in gutem Zustand wäre.

²⁰⁹ Erna Horns Grundsatz: „Lieber eine gute Kopie als ein schlechtes Original!“ (DNH 1935/36, S. 237 und DNH 1951, S. 263). „Und wer seine Wohnung modern haben will, vermeide zu viele Familienphotographien“ (DNH 1935/36, S. 237). Die Autorin gibt in

sten‘ der Ziergegenstände²¹¹. Die Prinzipien der Wohnungsgestaltung haben sich zwischen 1935 und 1951 nicht geändert und es werden bis auf kleine Veränderungen die gleichen Themen behandelt. In beiden Auflagen beschäftigt sich die Autorin mit der Stellung der Möbel, dem Schlafzimmer, der Fensterverkleidung, Waschtischgeräten, Bad und Toilette, Beleuchtung und Beheizung, sowie der Frage nach Platzgewinnung. Es ist für 1951 lediglich festzustellen, dass die Themen ausführlicher behandelt werden, erkennbar unter anderem daran, dass der „Beleuchtung und Beheizung“²¹² ein eigenes Kapitel gewidmet ist²¹³. Hinzu kommen außerdem ein vierseitiger Abschnitt zu „Neuzeitliche[n] Möbel[n]“²¹⁴, Hinweise zu „Diele oder Hausflur“²¹⁵ und dem erweiterten Heim²¹⁶, zum Beispiel in Form eines Wintergartens.

Trotz einer teilweise sehr radikal klingenden Forderung nach Funktionalität der Möbel und durchdachter Strukturierung der Einrichtung legt die Autorin an jeder Stelle Wert auf Ästhetik und Behaglichkeit²¹⁷. Das oberste Ziel ist die Schaffung eines Heims, das „dem Menschen wichtigster Mittelpunkt seines Daseins“ ist, und

diesem Abschnitt Hinweise zu Auswahl, Rahmung, Platzierung und Wirkung der verschiedenen Bildarten, z.B. dass große Bilder genügend Raum haben müssen oder Radierungen in schmalen Rahmen am besten aussehen, und verweist auf die Berücksichtigung der Tapete.

²¹⁰ Der moderne Teppich kann veralteten Zimmern ein neues Gesicht geben. Erna Horn empfiehlt unter anderem für das Schlafzimmer flauschige Teppiche oder Felle, für das Bad poröse Gummi- oder Frotteeteppiche, für Flur und Treppe Kokosläufer (DNH 1935/36, S. 243 und DNH 1951, S. 266). In der vierzehnten Auflage rät sie vom Kauf billiger Teppiche, die stark strapaziert werden müssen ab, anstatt dessen sollte man einen Linoleumteppich wählen, wenn man sich keine gute Teppichqualität leisten kann.

²¹¹ Zu den Ziergegenständen: DNH 1935/36, S. 243 und DNH 1951, S. 267. An beiden Stellen heißt es: „Pietät und Anhänglichkeit sind sehr schön – wenn sie sich nicht gerade auf geschmacklose oder veraltete Dinge erstrecken. [...] Die Hausfrau soll elastisch und fortschrittlich sein und soll es fertigbringen, kurzerhand alle diese Ladenhüter, das heißt in unserem Falle Wohnungshüter, zu entfernen und lediglich die besten und brauchbaren Stücke herauszusuchen und diesen einen Platz in der Wohnung zuweisen.“

²¹² DNH 1951, S. 297-316.

²¹³ In der fünften Auflage wird dies im allgemeinen Kapitel zur Wohnungseinrichtung behandelt: DNH 1935/36, S. 237-242.

²¹⁴ Vgl. DNH 1951, S. 253-257. Zu neuzeitlichen Möbeln zählen an dieser Stelle unter anderem: Aufbauschränke, Bettsofa, zweckmäßig gebaute Kleiderschränke etc.

²¹⁵ DNH 1951, S. 274f.

²¹⁶ „Das erweiterte Heim. Balkon, Terrasse oder Wintergarten“ wird mit mehreren Zeichnungen und einer Bildtafel „Sonne im Heim“ mit zwei Fotografien dargestellt und soll als Ersatz für einen Garten eingerichtet werden, über den „zahlreiche Menschen“ nicht verfügen (DNH 1951, S. 276f).

²¹⁷ Vgl. hierzu zum Beispiel die Bildüberschrift einer Bildtafel zur Gestaltung einer Sitzkecke: „Gardinen, Kissen, Decken bestimmen die Gemütlichkeit des Heims“ (DNH 1951, eingefügt zwischen S.264 und S. 265).

aus welchem er „Ruhe, Kraft, Erholung, Freude“²¹⁸ schöpft. Der Begriff ‚Heim‘ bezeichnet für Erna Horn „mehr als die Räume hinter der Wohnungstüre mit ihrem Inhalt an Möbeln und Geräten“²¹⁹ und seine Erschaffung ist Aufgabe der Hausfrau²²⁰, die durch die „Grundregeln einer harmonischen Heimgestaltung“, wie sie von Erna Horn vorgeführt werden, „ein wahrhaft warmes Nest zu gestalten versteht“²²¹.

Nachdem die Autorin die Küche als „Hauptarbeitsstätte der Frau“²²² bezeichnet, welche deswegen arbeits- und zeitsparend, d.h. modern bzw. neuzeitlich, einzurichten ist, wird in diesem Kapitel eine eindeutige Beeinflussung der Autorin durch die Rationalisierungsbewegung der 1920er Jahre sichtbar. Erna Horn schreibt in diesem Sinne, dass die „richtige Einteilung von Raum, Arbeit, Zeit und Kraft“²²³ zu einer Entlastung der Hausfrau beitragen würden und führt überzeugende Argumente für die Wichtigkeit dieser Maßnahme an²²⁴. Erna Horns grundlegende Überlegungen zur Einrichtung der Küche sehen beispielsweise in der vierzehnten Auflage wie folgt aus:

„Als erstes in der Küche ist die Stellung der Möbel zueinander sehr wichtig. In einer kleinen Küche spielt diese Frage eine geringere Rolle; in einer großen aber wird ein langer Weg vom Herd zum Tisch auf die Dauer zur Ewigkeit. Darum ist es notwendig, sich einmal den Vorgang der Zubereitung eines Mittagessens vor Augen zu halten. Man benötigt zuerst das Geschirr, dann die Lebensmittel; mit beiden Dingen wird zuerst am Tisch, dann am Herd hantiert, also müssen Geschirr- und Vorratsschrank, Tisch und Herd nah zusammenstehen, während das Spülbecken weiter weg stehen kann. Wenn der Wasserhahn nicht nahe am Herd ist, dann stellt man sich während des Kochens zweckmäßigerweise einen Topf voll

²¹⁸ DNH 1951, S. 253.

²¹⁹ DNH 1935/36, S. 235.

²²⁰ Die Forderung der Schaffung eines Heims durch die Frau wurde auch schon im einleitenden Teil dieser Studie erwähnt, vgl. das Kapitel ‚Das bürgerliche Ideal der (Haus-)Frau‘, S. 12; vgl. auch Erna Horns Frauenbild, Kapitel ‚Frau und Familie‘, in dieser Studie.

²²¹ DNH 1951, S. 253.

²²² DNH 1935/36, S. 253 und DNH 1951, S. 281.

²²³ DNH 1951, S. 281; sinngemäß befindet sich dieselbe Aussage auch in DNH 1935/36, S. 253.

²²⁴ Zum Beispiel in DNH 1935/36, S. 253: „Zu jeder Arbeit gehört das Herbeiholen des Arbeitsgerätes, der Arbeitsvorgang selbst und das Wiederaufräumen der gebrauchten Dinge. Wenn diese also unbequem zur Arbeitsstätte liegen, kommt jedes Mal die doppelte Erschwerung der eigentlichen Arbeit hinzu. Oftmals liegt die Speisekammer ungünstig, werden die Töpfe unpraktisch entfernt vom Herd aufbewahrt, ist das Besteck im abseits stehenden Büffet [...].“

*Wasser an den Herdbrand. Auch die Benützung eines Teekessels ist zweckmäßig.*²²⁵

In der Folge werden zahlreiche praktische Möbel vorgestellt und Umbauvorschläge gemacht, die zu einer neuzeitlichen Küche verhelfen sollen. Zu den fertig erwerblichen Einrichtungsgegenständen zählen unter anderem: beliebig zusammensetzbare und erweiterbare Schrankeinheiten²²⁶, die sich durch Arbeitsplatten verbinden lassen und so „eine glatte, durchgehende Einheit“ bilden, „so daß aller Raum genützt ist und keine Schmutz- oder Kramecke entsteht“²²⁷, des weiteren werden Ausziehbretter, Spültische und Arbeitstische²²⁸, die im besten Falle in Kombination angeschafft werden, und der verstellbare und drehbare Küchenstuhl vorgestellt²²⁹. Fehlen die finanziellen Mittel, diese neuen Möbel anzuschaffen, könnte auch durch Umbauten „eine neue Küche aus der alten“²³⁰ werden. Wie bereits im vorherigen Abschnitt erwähnt, sollen nun auch die Küchenmöbel von „altmodischen Verzierungen“²³¹ befreit werden. Anschließend sollen sie funktional umgebaut werden, zum Beispiel bei Schränken durch Anbringung zusätzlicher Zwischenböden, durch Verkürzung besonders tiefer Zwischenfächer und Befestigung von Türhaltern für Teller, Löffel, Schneeschläger, Topflappen usw.²³² Als Lösung für den als unansehnlich beschriebenen Ausguss wird zum Beispiel vorgeschlagen, ein kleines Schränkchen um das Abflussrohr zu bauen, das neuen Stauraum schafft und die Putzmittel ordentlich wegräumt²³³. Neben weiteren Um-

²²⁵ DNH 1951, S. 281.

²²⁶ In der fünften Auflage werden dafür die zu einem Küchenbüffet zusammensetzbaren Einzelschränke von ‚Eschenbach‘ empfohlen (inkl. Zeichnung; DNH 1935/36, S. 257). In der vierzehnten Auflage ist die Rede von ‚Reformküchenschränken‘ (inkl. Zeichnung), die als spezielle ‚Topf-, Geschirr-, Vorrats- und Besenschränke‘ zu erhalten sind und bei denen ‚je nach Bedarf und Größe der Familie [...] noch einzelne Schrankteile an den Grundschrank durch einfaches Anschrauben, das schon vorgesehen ist, angebaut werden‘ können (DNH 1951, S. 283).

²²⁷ DNH 1951, S. 282.

²²⁸ Erna Horn empfiehlt die Arbeitsflächen mit Linoleum zu beziehen (vgl. DNH 1935/36, S. 255 und DNH 1951, S. 284), da dies leicht abwaschbar und zu pflegen ist.

²²⁹ In der vierzehnten Auflage wird außerdem die bereits alles umfassende Einbauküche empfohlen, die auf einer Bildtafel ‚Die neuzeitliche Küche‘ beworben wird. Dort heißt es beispielsweise: ‚Sell-Einbauküche aus Einzelelementen, die alle zueinander passen und ergänzt werden können. Die in Schleiflack oder Stahl hergestellten Küchen sind mit Kühlschrank, kombiniertem Kohle-Elektroherd sowie dreh- und verstellbarem Arbeitsstuhl, der zugleich als Leiter dient, rationell ausgestattet‘ (DNH 1951, S. 282 und Bildtafel zwischen S. 288 und 289).

²³⁰ DNH 1935/36, S. 255.

²³¹ DNH 1935/36, S. 256 und DNH 1951, S. 289.

²³² Vgl. DNH 1951, S. 289.

²³³ DNH 1935/36, S. 256/257 und DNH 1951, S. 286f.

und Ausbauvorschlägen wird geraten, die Küche in hellen Tönen zu streichen, auf keinen Fall Tapete oder Holztäfelungen zu verwenden, und möglichst viele Bereiche, zumindest um den Herd und das Spülbecken herum, mit Fliesen auszukleiden²³⁴. Erna Horns erklärtes Ziel ist es, „das neue Prinzip: Vereinfachung, Schönheit und Hygiene²³⁵“ bis ins letzte zu verwirklichen.

Das Stichwort ‚Hygiene‘ bzw. das Adjektiv ‚hygienisch‘ findet in „Der neuzeitliche Haushalt“ häufige Verwendung. Sowohl bei der Einrichtung selbst, d.h. bei der Auswahl von Möbeln und Wohnungsausstattung (besonders der Küche), als auch bei der Pflege derselben, ist der Aspekt der Hygiene von der Autorin beachtet. Als Küchenausstattung werden zum Beispiel „die neuen Monopol-Vorratsgläser und –schütten“, die „sehr praktisch und hygienisch einwandfrei“²³⁶ sind, empfohlen, außerdem Halterungen für kleinere Küchenutensilien wie Löffel, Pinsel usw., womit „diese Dinge auch gleich in hygienischer Art aufbewahrt“²³⁷ sind, oder „der selbsttätige Abfalleimer ‚Schnapphans‘“, der ein „hygienisches Idealgerät“²³⁸ darstelle. Der „Hygiene in der Küche“²³⁹ ist zudem in beiden Ausgaben ein mehrseitiger Abschnitt gewidmet, in der fünften Auflage durch folgenden Hinweis eingeleitet:

*„Wir sind heute alle soweit aufgeklärt, daß wir von Bakterien und deren Wesen eine Ahnung haben, auch wissen wir, daß im allgemeinen durch die Kenntnisse der richtigen Reinlichkeitspflege und Ernährungsweise unser Lebensalter schon ganz bedeutend gesteigert werden konnte. Daher dürfte es die Hausfrau, die doch die Bewahrerin der Gesundheit der Ihren ist, interessieren, wie und wo die hauptsächlichsten Fehler gegen die Hygiene gemacht werden.“*²⁴⁰

Es geht hier vor allem um die Küchenschürze und ihre hygienische Verwendung²⁴¹, die verschiedenen Küchentücher zur Pflege von Geschirr und Küchenein-

²³⁴ DNH 1935/36, S. 257 und DNH 1951, S. 288.

²³⁵ DNH 1935/36, S. 258.

²³⁶ DNH 1935/36, S. 254. Ohne Verweis auf ihre hygienischen Eigenschaften werden sie auch in DNH 1951, S. 291 erwähnt. In beiden Ausgaben werden als Vorteile die Übersichtbarkeit der Vorräte (es handelt sich um durchsichtige Glasbehälter, auch mit Skalierung erhältlich) und ihre, je nach Modell, Stapelbarkeit bzw. praktischen Schränkchen, die an vielen Stellen angebracht werden können, hervorgehoben.

²³⁷ DNH 1951, S. 289.

²³⁸ DNH 1935/36, S. 258 und DNH 1951, S. 285.

²³⁹ DNH 1935/36, S. 260-262 und DNH 1951, S. 292-294.

²⁴⁰ DNH 1935/36, S. 260.

²⁴¹ Vgl. DNH 1935/36, S. 260 und DNH 1951, S. 292. Hier verweist die Autorin vor allem darauf, dass es aus hygienischen Gründen vermieden werden muss, die Schürze zum Beispiel zum schnellen Abwischen von Geschirr oder Händen, als Topflappen oder zum Polieren von Gläsern zu verwenden.

richtung und die Putzlappen²⁴², den Abfalleimer²⁴³ und den Ausguss²⁴⁴. Was allerdings etwas seltsam anmutet ist der Ratschlag, die Herdplatte, nachdem sie „mit Schmirgel und den im Handel befindlichen Reinigungsmitteln“ sauber gemacht wurde, des Glanzes wegen mit einer Speckschwarte einzureiben²⁴⁵.

Die Pflege der Möbel und sonstigen Einrichtungsgegenstände wird in einem eigens dafür vorgesehenen Kapitel behandelt²⁴⁶. Sie soll nicht nur der Hygiene, sondern auch der Schonung und Instandhaltung dienen, welche eine lange Lebensdauer der Einrichtung, d.h. unter anderem eine Kosteneinsparung, ermöglichen soll: „die Erhaltung unseres Hausrates“ ist „in Tatsache noch wichtiger [...], als seine Erwerbung“²⁴⁷. An dieser Stelle kann nicht auf die zahlreichen, verschiedenen Tipps Erna Horns zu Reinigung, gezielter Fleckentfernung, Pflege und Behandlung der Wohnung, insbesondere Fußböden, Möbel, Klavier, Türen, Teppiche, Gardinen, Fenster, Tapeten, sowie Betten und Matratzen eingegangen werden, die durch Anweisungen zum in regelmäßigen Abständen durchzuführende Großreinemachen (1935) bzw. zum Hausputz (1951) und Einwintern des Haushalts erweitert werden.

Erna Horns Aussage entsprechend, dass „kein Chemiker, Drogist, oder Besitzer einer Reinigungsanstalt Zaubermittel besitzt“, denn „sie alle mischen nur die verschiedensten Pulver, Säuren, Fette und Öle nach irgendwelchen bewährten Rezepten zu Cremes, Seifen, Wässern, Kitten usw., um sie unter klingendem Namen und in anziehender Packung zu verkaufen“, und dass der „gleiche Erfolg [...] mit den hier angegebenen Rezepten[...], deren Bestandteile man unter wirklich simplen Namen billig kaufen kann“²⁴⁸ erreicht werden kann, bietet sie zahl-

²⁴² Vgl. DNH 1935/36, S. 261 und DNH 1951, S. 293. In der vierzehnten Auflage, in ähnlicher Formulierung auch in der fünften Auflage, werden für eine Küche folgende Küchentücher und -lappen empfohlen: „1 weißes Trockentuch für Porzellan, 1 Leinentuch zum Polieren von Glas, 1 kariertes Tuch für das Blaugeschirr, 1 kleines dunkles Tuch für das Besteck, 1 Küchenhandtuch für die Hausfrau, 1 Spüllappen für das Porzellan, 1 Spüllappen für die Töpfe, 1-2 Topflappen, 1 Herdlappen, 1 Putzlappen (Scheuertuch)“.

²⁴³ Vgl. DNH 1935/36, S. 262: durch Einlage von Papier in den noch leeren Eimer ist ein vereinfachtes und saubereres Entleeren möglich.

²⁴⁴ Vgl. DNH 1935/36, S. 262 und DNH 1951, S. 296. Es wird auf kleine Siebe hingewiesen, die ins Abflussloch gelegt größeren Schmutz auffangen und auf Methoden zur Reinigung und Behebung von Verstopfungen des Abflussrohres.

²⁴⁵ Vgl. DNH 1935/36, S. 262 und DNH 1951, S. 296.

²⁴⁶ Vgl. DNH 1935/36, S. 275-292 und DNH 1951, S. 331-356. Zusätzlich zu diesem die Reinigung der Wohnung betreffenden Kapitel wird auch schon im Kapitel über die neuzeitliche Einrichtung auf die Ungezieferbekämpfung hingewiesen (vgl. DNH 1935/36, S. 251f. und DNH 1951, S.278-280).

²⁴⁷ DNH 1951, S. 331. In anderer Formulierung aber gleichen Inhalts auch in DNH 1935/36, S. 275.

²⁴⁸ DNH 1935/36, S. 293.

reiche Rezeptideen für, nach ihrem Ermessen, effektive und günstige Reinigungsmittel. Beispielsweise rät sie immer wieder die Verwendung von „Kartoffelwasser“ (in Wasser geriebene Kartoffeln), das dank seiner schäumenden Wirkung gegen zahlreiche Flecken eingesetzt werden könne²⁴⁹. Auch zur speziellen Reinigung und Pflege hat Erna Horn Rezeptvorschläge an der Hand: ein aufgelegter Brei aus Magnesia und Benzin soll zum Beispiel gegen Ölflecken helfen²⁵⁰, aufgebogene Teppiche sollen ihre Widerstandsfähigkeit zurückbekommen, wenn man einen „dicklichen Brei von Roggenmehl noch heiß auf die Unterseite“ streicht und die Stelle anschließend beschwert²⁵¹. Die am häufigsten verwendeten Mittel und Inhaltsstoffe sind Benzin, Salmiak, Spiritus, Petroleum, Soda, Seife und Schlammkreide. Trotzdem gibt es einige Markenprodukte, auf die sie zurückgreift und weiterempfiehlt, wie zum Beispiel Imi, Loba und Perwoll.

3.3.5 Anstandslehre: „Der gute Ton“

Der Titel des Kapitels zu den Umgangsformen variiert zwischen den beiden Ausgaben. 1935 lautet die Überschrift „Geselligkeit und Anstandslehre“, für die Ausgabe von 1951 fand eine Umbenennung in „Der gute Ton und die Tischkultur“ statt. Der Begriff ‚der gute Ton‘ findet aber auch in der fünften Auflage schon Verwendung, hier heißt es genau wie 1951:

„Der gute Ton ist schlichtweg die Art, wie sich ein nach außen und innen gebildeter Mensch benimmt: Gefällig, ungezwungen, natürlich und stets liebenswürdig.“²⁵²

Zu welchem Zeitpunkt und aus welchem Zusammenhang heraus sich dieser Ausdruck gebildet hat, konnte nicht nachvollzogen werden. Es könnte vermutet werden, dass ‚der gute Ton‘ mit dem Begriff des ‚Takts‘ zusammenhängt, da sie beide dem musikalischen Vokabular entlehnt sind. Letzterer findet seine lexikalische Verwendung als Verhaltensnorm erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts²⁵³. ‚Takt‘

²⁴⁹ Z.B. zur Reinigung von Teppichen (DNH 1935/36, S. 286 und DNH 1951, S. 346f.) oder von Goldstuckrahmen; an dieser Stelle vermerkt die Autorin auch: „Kartoffeln spielen beim Putzen überhaupt eine sehr große Rolle: Sie werden roh, aber gewaschen mit der Schale in einen Eimer Wasser gerieben, dies stellt ein ausgezeichnetes Reinigungsmittel dar“ („DNH 1935“, S. 277).

²⁵⁰ Vgl. DNH 1935/36, S. 286 und DNH 1951, S. 347. Das gleiche Mittel hilft auch gegen „Fett- und Obstflecken“.

²⁵¹ Vgl. DNH 1935/36, S. 285 (allerdings verwendet sie hier Stärkemehl anstatt des Roggenmehls) und DNH 1951, S. 346.

²⁵² DNH 1935/36, S. 361; DNH 1951, S. 452.

²⁵³ In Zedlers Conversationslexikon wird der Begriff ‚Takt‘ noch nicht aufgeführt. In Meyers Conversationslexikon von 1857 taucht zwar der Begriff auf, es folgt allerdings

wird als „Fähigkeit“ bezeichnet, sein Verhalten zu jedem Zeitpunkt an Sittlichkeit, Sitte und „Forderungen des ethischen und ästhetischen Gefühls“ auszurichten²⁵⁴. Es wird darauf hingewiesen, dass auch sittliche Menschen taktlos handeln können. ‚Takt‘ ist sozusagen die zu erlernende äußere Form des Umgangs in der Gesellschaft, der sich nicht von Grund auf erlernen lässt, sondern eine angeborene Veranlagung erfordert, die durch Erziehung gestaltet werden muss. Auch Erna Horn weist darauf hin, dass der ‚Takt‘ angeboren sein muss²⁵⁵, und auch, dass es viele gibt, „die im Wesen herzensgut, ehrlich, liebenswert sind, also den berühmten Kern in der rauhen Schale haben, aber im Verkehr kantig, viel zu grobherlich und ohne Formen sind“²⁵⁶ und es deswegen für ein erfolgreiches Leben²⁵⁷ unbedingt notwendig ist, sich die „Formgesetze“²⁵⁸ anzueignen.

Das Erlernen von Umgangsformen, von „Etiketteformen, die das äußere Kleid der Sitte sind“, ist Erna Horn besonders wichtig. In der fünften Auflage erklärt sie, dass „es nur wenige äußere Regeln“ sind, „die den guten Eindruck vermitteln und eine gute Stelle oder sonst eine angenehme Position ermöglichen“. In der vierzehnten Auflage sind einige Veränderungen festzustellen. Sie räumt beispielsweise ein, dass es heute nicht mehr auf leere äußere Formen des Umgangs ankäme, sondern auf die wahren menschlichen Qualitäten:

„Wenn auch der sogenannte ‚gute Ton‘ von ehemals in seiner Hohlheit mit Recht in die Mottenkiste gewandert ist und wir heute auf den tatsächlichen Wert eines Menschen in seiner Einzelleistung und für die Gesamtheit sehen, und man sich nicht mehr durch leere Formen etwas vormacht, so gibt es doch eine Reihe von

nur eine rein musikalische Erklärung. In der Auflage von 1878 findet sich ganz am Schluss noch der Zusatz: „Im allgemeineren Sinn versteht man unter Takt auch die Eigenschaft eines Menschen, gleichsam instinktmäßig, ohne durch Reflexion vorher geleitet zu werden, das Schickliche zu erkennen und demgemäß zu handeln.“ Seitdem wird dieser Aspekt immer angesprochen, 1909 ist dem gesellschaftlichen Takt ein vergleichsweise langer Abschnitt gewidmet, der ihn als angeborene Veranlagung beschreibt, die durch Erziehung und Vorbild entwickelt werden muss und dem weiblichen Geschlecht „im allgemeinen in höherem Grad eigen ist als dem männlichen“. In der Ausgabe von 1929 wird in verkürzter Form darauf hingewiesen.

²⁵⁴ Meyers Lexikon, 7. Auflage, 1929.

²⁵⁵ DNH 1935/36, S. 361: „Gewiss muß man schon mit einer gewissen Taktsicherheit geboren sein, denn Herzenstakt, den in der jeweiligen Situation das Herz eingibt, kann man nicht aus Büchern lernen [...]“ und DNH 1951, S. 451: „Natürlich kann man den Takt nicht aus Büchern lernen; er muß angeboren sein.“

²⁵⁶ DNH 1935/36, S. 361; DNH 1951, S. 452.

²⁵⁷ DNH 1935/36, S. 361: „Und der erste Eindruck, die guten Manieren bestimmen oft über die ganze Zukunft eines Menschen[...]“ und DNH 1951, S. 451: „[...] die guten Manieren und der erste Eindruck

²⁵⁸ DNH 1935/36, S. 362.

*feststehenden Gesetzen im Umgang der Menschen untereinander, deren Einhaltung notwendig ist.*²⁵⁹

Des weiteren macht sie auf eine Auflockerung der Umgangsformen aufmerksam, indem sie schreibt, dass „Wir [...] heute über den steifen Zwang“ lächeln, „unter dem noch unsere Eltern lebten“²⁶⁰. Sie verweist aber trotzdem mit einer gewissen Schärfe auf die „nicht übertriebenen Umgangsformen“, welche unbedingt notwendig seien, und macht darauf aufmerksam, dass gute Manieren „die innere Bildung nach außen hin beweisen“²⁶¹ und keine „leeren Formen“²⁶² seien, wie es anscheinend entschuldigend für schlechtes Benehmen angeführt wird. Im Text sind letztendlich keine bedeutenden Veränderungen festzustellen.

Als erstes werden grundsätzliche Verhaltensregeln behandelt. Höflichkeit, Rücksicht gegenüber dem Alter, dem der Vortritt zu lassen ist, sich nicht aufdrängen, nicht ins Wort fallen, nicht „über Abwesende hässlich [...] sprechen“²⁶³, Pünktlichkeit, Einhalten von Versprechen und Verabredungen und Ehrlichkeit sind die angesprochenen Maxime. Diese gelten nicht nur gegenüber gleich oder höher gestellten Personen, sondern auch „sozial niederer Gestellten gegenüber, denn nach oben zu schmeicheln und nach unten zu schlagen, ist ebenso dumm wie taktlos (und absolut unsozial [Zusatz in der fünften Auflage, E.N.]“²⁶⁴.

Unter dem Titel „In der Gesellschaft“ geht es um öffentliche Regeln und Höflichkeitsformen sowie das gegenseitige Vorstellen. In diesem Abschnitt ist eine Veränderung zwischen den beiden Ausgaben zu erkennen. In der 1951er Ausgabe schreibt Erna Horn einleitend:

*„Die guten Formen der Geselligkeit haben sich stark gewandelt. Was früher unmöglich war, gilt heute als selbstverständlich“*²⁶⁵

Die Aussage von 1935, „Eine Dame kann nie abends alleine ausgehen, immer soll älterer oder männlicher Schutz vorhanden sein“²⁶⁶, wandelt sich bis 1951 in: „So

²⁵⁹ DNH 1951, S. 451. Weiter erklärt sie, dass sich der Blick verschärft hätte, und man heute „den, der glaubt nur durch leere Äußerlichkeiten imponieren zu können, schnell“ erkennt und beiseite stellt.

²⁶⁰ DNH 1951, S. 451.

²⁶¹ DNH 1951, S. 452.

²⁶² DNH 1951, S. 452.

²⁶³ DNH 1935/36, S. 362 und DNH 1951, S. 452.

²⁶⁴ DNH 1935/36, S. 362 und DNH 1951, S. 452.

²⁶⁵ DNH 1951, S. 453.

²⁶⁶ DNH 1935/36, S. 362.

war es einstmals unmöglich, daß ein Mädchen abends allein ausging [...]“²⁶⁷. Weitere bedeutende Veränderungen sind allerdings nicht erkennbar, das heißt, dass die allgemeinen Hinweise für das korrekte Verhalten in Gesellschaft gleichgeblieben sind. Es sollte darauf geachtet werden, nicht einer Person oder einem Thema²⁶⁸ zu viel Aufmerksamkeit zu widmen, selbst seinen Teil zur Unterhaltung beizutragen, und die Hausfrau wird angewiesen, sich aktiv um ihre Gäste zu kümmern und nicht zu viel Zeit in der Küche zu verbringen, um nach dem Rechten zu sehen²⁶⁹. Die Regeln der gegenseitigen Vorstellung entsprechen sich in beiden Auflagen²⁷⁰ und erscheinen kompliziert: in Gesellschaft gibt es eine genaue Rangfolge, nach der die Vorstellung abzulaufen hat²⁷¹, Frauen müssen immer vorgestellt werden, Männer hingegen können sich ohne die Hilfe Dritter selbst vorstellen. Die Autorin stellt noch zahlreiche weitere Regeln für das Verhalten in der Öffentlichkeit auf, zum Beispiel wie sich Herren gegenüber Damen, ob jung oder alt, zu benehmen haben²⁷² oder, dass „Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit [...] immer eine geschmacklose Unmöglichkeit“²⁷³ sind. Auch dem Verfassen von Briefen²⁷⁴, offiziell und freundschaftlich, sowie dem „Besuchemachen“ widmet Erna Horn eigene Abschnitte. Besonders die letzteren unterliegen, vergleichbar den Regeln der gegenseitigen Vorstellung, strengen Vorschriften bezüglich Zeitpunkt, Dauer, Kleidung und Versorgung von ins eigene Haus gekommenen Gästen²⁷⁵. Zwar heißt es in der vierzehnten Auflage, „die Formen des

²⁶⁷ DNH 1951, S. 453. Sie betont an dieser Stelle allerdings auch, dass es „einem jungen Mädchen von heute nichts schadet, wenn es abends nur mit Begleitung ausgeht.“ Dies könnte auch zum Beispiel nur eine Freundin sein.

²⁶⁸ Beim Thema ist folgendes zu beachten: man sollte nicht über persönliche Dinge, nicht über Dinge, die andere verletzen könnten oder von denen sie sicherlich eine andere Meinung haben, und schon gar nicht über Religion und ähnliches (Auflage 1951) bzw. Politik (Auflage 1935) sprechen.

²⁶⁹ Zwar wird es hier nicht explizit angesprochen, doch diese Forderung ist in Zusammenhang mit der gut organisierten Hausfrau zu sehen.

²⁷⁰ Allerdings sind sie, wie die meisten Themen, in der vierzehnten Auflage weitaus ausführlicher dargelegt und mit Beispielen versehen.

²⁷¹ „Die Vorstellung geschieht immer so, daß der Herr der Dame, die jüngere Frau der älteren, das junge Mädchen der Frau vorgestellt wird. Das heißt, der Name des Herrn oder der jüngeren oder unverheirateten Dame ist zuerst zu nennen“ (DNH 1935/36, S. 362 und DNH 1951, S. 453).

²⁷² Vgl. DNH 1935/36, S. 363 und DNH 1951, S. 454. An dieser Stelle wären beispielsweise zu nennen, dass der Herr in der Straßenplatz der Dame seinen Platz anbieten soll, dass er links neben der Dame zu gehen hat oder dass er sie vorangehen lassen soll.

²⁷³ DNH 1935/36, S. 363 und DNH 1951, S. 454.

²⁷⁴ Vgl. DNH 1935/36, S. 364 und DNH 1951, S. 456f.

²⁷⁵ Vgl. DNH 1935/36, S. 363f. und DNH 1951, S. 455f. Hier heißt es zum Beispiel: „Die beste Zeit für Antrittsbesuche ist zwischen 11 Uhr und 1 Uhr vormittags, kurze Teebesuche macht man um 5 Uhr, zum Nachmittagskaffee kommt man um 4 Uhr und zum Abendessen von 7-8 Uhr (1951) / um 7 Uhr (1935)“.

offiziellen Besuches, wie sie früher eingehalten wurden, kennt man heute nur noch in der kleineren Stadt. Sie haben sich wesentlich zu ihrem Vorteil gelokkert²⁷⁶, doch es ist inhaltlich kein Unterschied zur fünften Auflage festzustellen, die aufgestellten Anweisungen sind zudem um einiges umfangreicher²⁷⁷. Es fällt allgemein und für beide Auflagen auf, dass besonders viel Wert auf die Wahrung eines äußeren Scheins gelegt wird, die gelungene Repräsentation der Familie in der Öffentlichkeit²⁷⁸ und das Beibehalten traditioneller Verhaltensmuster.

Diese Feststellung ist auch auf die „Tischkultur“ und die Tischregeln übertragbar. Unter dem Titel „Tischkultur“ behandelt Erna Horn die verschiedenen Gedecke und Aufmachungen des Esstisches zu den unterschiedlichen Tageszeiten. Es werden genaue Hinweise und Gestaltungstipps, die zu Kreativität anregen sollen, zum Alltagstisch, d.h. Frühstückstisch, Mittagstisch, Kaffeetisch, Kaffeetisch im Garten, Teetisch, Abendtisch, und dem festlich gedeckten Tisch gegeben. Hierbei kommt es auf die äußere Form an, auf die Art und Weise, wie präsentiert wird und das Geschick der Hausfrau, dem gedeckten Tisch Atmosphäre zu verleihen.

Die Tischregeln sind in der vierzehnten Auflage wesentlich anschaulicher erklärt (v.a. mittels Zeichnungen und Beispielen). Sie wurden zwar kleineren Veränderungen unterzogen, sind aber im Ton gleichbleibend streng. Besonders auffällig ist die häufige Wiederholung von ‚nie‘ und ‚niemals‘²⁷⁹. Beide Auflagen fordern die gleiche Grundregel:

²⁷⁶ DNH 1951, S. 455.

²⁷⁷ Entweder, die Autorin spricht damit eine Zeit an, die noch weiter zurückliegt als 1935, oder es muss ihr unterstellt werden, an dieser Stelle nicht ordentlich gearbeitet zu haben.

²⁷⁸ Wie sich zum Beispiel die Frau und die Familienmitglieder untereinander im privaten Bereich zu verhalten haben wird nicht eigens besprochen. Sehr vereinzelt werden Anspielungen gemacht, beispielsweise: „Gute Form und höfliches Benehmen sollten nicht nur bei fremden Leuten gezeigt werden, sondern auch in der eigenen Familie! Hier wirkt vor allen Dingen das Beispiel der Eltern“ (DNH 1951, S. 452). In der fünften Auflage ist den „Erziehungsfragen“ ein eigenes Kapitel gewidmet. Allerdings wird hier nur die Beziehung zwischen der Mutter und ihren Töchtern und Söhnen thematisiert, vor allem unter dem Gesichtspunkt, wie die Mutter ihre Kinder auf ein erfolgreiches Erwachsenenleben vorbereiten kann und was sie in den bestimmten Lebensphasen der Kinder zu beachten hat. Der Vater wird kein einziges Mal direkt angesprochen. Aus diesen Ausführungen lassen sich auch nur sehr bedingt Rückschlüsse auf innerfamiliäre Verhaltensnormen ziehen, weswegen sie im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter berücksichtigt werden. Dieses Kapitel fehlt zudem in der vierzehnten Auflage völlig.

²⁷⁹ Zum Beispiel: „Das Messer darf niemals zum Mund geführt werden!“ (DNH 1951, S. 466) bzw. „Den Löffel führt man mit der Spitze zum Mund, aber niemals darf man dies mit dem Messer tun“ (DNH 1935/36, S. 370); „Man schneide sich nie das Essen vorrätig [...]“ (DNH 1935/36, S. 370 und DNH 1951, S. 467).

„Das Wichtigste ist wohl, geräuschlos und mit geschlossenem Munde zu essen“²⁸⁰.

Im Anschluss daran, gibt Erna Horn genaue Anweisungen, zum Beispiel, welches Essen mit welchem Besteck zu essen ist, wie dieses richtig zu halten sei und was beim Essen bestimmter Speisen sonst beachtet werden muss. Die vierzehnte Auflage verweist im Gegensatz zur fünften auf Unterschiede des Essverhaltens in Gesellschaft oder im privaten Rahmen der Familie, so zum Beispiel: „Geflügel wird am besten mit Messer und Gabel gegessen; nur im Familienkreis ist es möglich, die Knochen zum Mund zu führen“²⁸¹. Zwar kommen in der vierzehnten Auflage zahlreiche Regeln hinzu, doch sind auch vereinzelte Auflockerungen festzustellen, wie zum Beispiel die Erlaubnis, dass man „zur Unterstützung des Essens mit der Gabel [...] in die linke Hand ein Stückchen Brot nehmen und nachhelfen“²⁸² darf, was für die Ausgabe von 1935 noch unmöglich anmutet.

Die Herstellung eines gesellschaftlich korrekten Bildes nach außen, welches der gesellschaftlichen Anerkennung und einem erfolgreichen Leben dienen soll, muss laut Erna Horn auch über das Benehmen bei Tisch geschehen²⁸³. Sie fordert unter anderem dazu auf, begangene Fehler zu kaschieren: vom Teller gefallenes Essen legt man zurück an den Tellerrand, Verschüttetes versucht man mit der eigenen Serviette aufzuwischen. Das wichtigste hierbei ist, dass es „unauffällig“ geschieht und „ohne dass die ganze Tafelrunde davon gestört wird“²⁸⁴.

3.3.6 Rolle bzw. Bild der Frau und der Familie

Die Frau als „Muse“, die ihren Haushalt kreativ gestaltet, taucht als Motiv in beiden Auflagen von „Der neuzeitliche Haushalt“ regelmäßig auf. Sei es zum Beispiel bei der Essenszubereitung²⁸⁵, der Präsentation des Essens²⁸⁶ oder der

²⁸⁰ DNH 1935/36, S. 370 und DNH 1951, S. 465.

²⁸¹ DNH 1951, S. 468.

²⁸² DNH 1951, S. 466.

²⁸³ Denn: „Schlechte Manieren beim Essen können zu einer sehr abfälligen Beurteilung eines sonst netten und auch erfolgreichen Menschen führen“ (DNH 1951, S. 465).

²⁸⁴ DNH 1951, S. 467. Auch Zahnstocher benutzt man nicht am Tisch, dafür hat man sich kurz zurückzuziehen.

²⁸⁵ Zum Beispiel: „Salate bilden für die phantasievolle Hausfrau ein ebenso interessantes wie erfolgreiches Kochgebiet“ (DNH 1951, S. 157) oder „Den meisten Spielraum für eigenes Können lassen kalte Platten zu. Hier kann eine geschickte Hand lukullische Märchengärten hervorzaubern [...]“ (DNH 1935/36, S. 154 und DNH 1951, S. 162).

²⁸⁶ Zum Beispiel: „Schon beim Frühstück soll die Tischkultur beginnen“ (DNH 1935/36, S. 365 und DNH 1951, S. 459). Aber auch durch die Tatsache, dass es „in jeder Familie [...] verschieden veranlagte Esser [gibt] und auch ihr Geschmack [...] verschieden“ ist, fordert die Hausfrau unter anderem heraus, ihnen durch kreative Darbietung der Speisen das Gesundeste zu geben. Erna Horn erklärt z.B., dass für Kinder die Milch besonders

Auswahl und Zusammenstellung der Wohnungseinrichtung²⁸⁷. Es kommt auf Kreativität im Sinne abwechslungsreichen und ästhetischen Gestaltens an, sowie die Fähigkeit, dieses Ziel mit begrenzten Mitteln zu erreichen. „Hier kann man wirklich von einer wahren Kunst sprechen, wenn man all diesen Forderungen gerecht werden will“²⁸⁸, meint Erna Horn und spricht zudem beispielsweise von einem „unsichtbaren Etwas, das eine Hausfrau ihrem Tisch zu geben weiß“²⁸⁹. Durch diese Kreativität rechtfertigt sie einerseits ihre Arbeit, da sie zur Steigerung von Wohlbefinden und Zufriedenheit vor allem ihrer Familie beiträgt, und macht andererseits ihre große Bedeutung im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang deutlich, welche einerseits durch die ‚Produktion‘ glücklicher und somit leistungsfähiger Gesellschaftsmitglieder, andererseits durch den wirtschaftlichen Aspekt der kreativen Verwendung knapper Güter hergestellt wird. Daran ist auch die Verantwortung abzulesen, die der Frau gegenüber ihrer Familie und der Gesellschaft aufgebürdet wird. Sie wird von Erna Horn in zeittypischer, also durchaus auch nationalsozialistisch-völkisch angereicherter Diktion als „Nährmutter des Volkes“²⁹⁰ bezeichnet, deren Aufgabe es ist, durch wertvolle und durchdachte Ernährung für gesunde Volksmitglieder zu sorgen²⁹¹. Um diese Verantwortung übernehmen zu können und die geforderten Ansprüche erfüllen zu können, muss sich die Frau dessen bewusst werden und anschließend einer gezielten Ausbildung ihrer hauswirtschaftlichen Kenntnisse widmen.

Ab 1951 fordert Erna Horn in Fortführung dieser Gedanken jedoch an zahlreichen Stellen eine gebildete und moderne Hausfrau. Von der Ausbildung der Hausfrau hängt die erfolgreiche Bewirtschaftung eines Haushalts, besonders eines ‚neuzzeitlichen‘, ab. Das folgende Zitat spricht zum Beispiel die Notwendigkeit einer guten Kochausbildung an:

„Gutes Kochen soll nicht mehr die Tugend nur einzelner Hausfrauen sein, sondern es muß selbstverständliches Können einer jeden Frau werden! Die sorgfältig gekochte Mahlzeit ist ein ausgezeichneter Familienkitt, denn sie ist bereits die Grundlage einer natürlichen Gemütlichkeit, die keineswegs unterschätzt werden

wichtig ist, aber viele Kinder eine Abneigung dagegen haben. Sie rät deswegen, die Milch ‚attraktiv‘ zu verpacken, z.B. in Form von Trinkkakao oder Mehlspeisen. Allgemein stellt sie fest: „Man muß sie einfach irgendwie verändert darbieten und gar nicht lange erst davon reden; dann werden sie von allen Familienmitgliedern sicherlich gerne aufgenommen“ (DNH 1951, S. 12).

²⁸⁷ Zum Beispiel: „[...] es muss das Bestreben [...] der Frau sein, sich und den Ihren ein wirkliches Heim zu gestalten“ (DNH 1951, S. 253).

²⁸⁸ DNH 1935/36, S. 12 und DNH 1951, S. 10.

²⁸⁹ DNH 1951, S. 457.

²⁹⁰ DNH 1935/36, S. 17 und DNH 1951, S. 15.

²⁹¹ „Wie eine Hausfrau kocht, so steigt oder fällt die Lebenskurve der Ihren! [...]“ (DNH 1935/36, S. 12 und DNH 1951, S. 10)

*darf! Schlecht genährte oder auch mit der Küche unzufriedene Familienmitglieder sind reizbar, streben auseinander und neigen dazu, ihr Geld für Dinge auszugeben, die ihnen daheim besser geboten werden könnten. Das lieblos gekochte Essen aber bleibt stehen und wandert vielleicht sogar in den Mülleimer. Das können wir uns heute nicht leisten! Dabei kostet ein sorgfältig gekochtes Essen, das richtig gewürzt und nett aufgetragen wird, nicht einen Pfennig mehr als solches, das falsch zusammengesetzt, versalzen, verbrannt oder zu wenig gekocht ist. Die Esser aber sind unzufrieden, nehmen das Mahl hastig und lustlos ein, stehen zu früh auf und haben womöglich Magendrücken; jedenfalls aber den bekannten bitteren Geschmack auf der Zunge!*²⁹²

Es wird deutlich, welche wichtige Rolle dem gelungenen Essen in der Familie zukommt und wie wichtig die Kenntnisse der Frau zur Erfüllung dieser Ansprüche sind. Wie bereits im Kapitel über die Ernährung angesprochen, ist es zudem notwendig, dass im „Alltagswissen“²⁹³ der Hausfrau auch Grundlagen der Ernährungswissenschaft gespeichert sind, um auch in dieser Hinsicht das Beste für sich und ihre Familie zu leisten. Zur Ausbildung der Hausfrau gehört außerdem die Kenntnis technischer Haushaltsgeräte und die Fähigkeit, sie zu bedienen, denn „der neuzeitlichen Hausfrau steht ein ganzes Heer von Hilfsgeräten zur Verfügung, um ihr die Arbeit leichter zu machen.“²⁹⁴ An keiner Stelle wird daran gezweifelt, dass die Frau der Herausforderung der Zuhilfenahme von Technik gewachsen ist. Im Gegenteil, Erna Horn ermutigt die Hausfrauen, sich die Geräte zu Nutzen zu machen.

Aber nicht nur die hauswirtschaftliche Ausbildung, sondern auch eine gewisse allgemeine Bildung sollte sich die moderne Hausfrau aneignen:

„So ist es zum Beispiel auch wirklich wichtig, daß die Hausfrauen ein Viertelstündchen in der Zeitung lesen. Sie erfahren dadurch, was in der Welt los ist und bleiben auf dem Laufenden; zugleich werden sie nicht in ihren Ansichten und Kenntnissen rückständig und können mit Mann und Kindern über das Geschehen um sie plaudern. Ebenso erfahren sie in der Zeitung Preise und Neuheiten, die

²⁹² DNH 1951, S. 12.

²⁹³ Erna Horn schreibt zum Beispiel: „[...] es sollen ihr [der Hausfrau, d. V.] nur die letzten Ergebnisse dieser wichtigen Erforschungen verständlich gemacht werden, damit sie dieselben ins praktische Alltagswissen übertragen kann und dadurch in der Lage ist, ihrer Familie auch in der einfachen Küche das Beste in ernährungswissenschaftlichem Sinne zu bieten“ (DNH 1935/36, S. 17 und DNH 1951, S. 15).

²⁹⁴ DNH 1951, S. 357.

*Marktlage, den Stellenmarkt und was sonst zu wissen für einen modernen Menschen notwendig ist.*²⁹⁵

Idealerweise ist für Erna Horn die Hausfrau der Nach-NS-Zeit somit ausreichend gebildet und über das Weltgeschehen informiert, sodass sie in der Lage ist, mit ihrer Familie zu diskutieren²⁹⁶, zudem hauswirtschaftlich ausgebildet und mit den damit verbundenen Themen immer auf dem neuesten Wissensstand.

Erna Horn vermittelt damit eindeutig das modernisierte bürgerliche Familienideal. Sobald die Frau Teil einer Familie ist, hat sie diese mit ihrer gesamten Aufmerksamkeit zu versorgen. Zwar ist vereinzelt auch von der berufstätigen Frau die Rede, doch erscheint diese als alleinstehend Lebende eher jüngeren Alters. Die erwerbstätige Mutter wird an keiner Stelle explizit angesprochen. Die Frau wird in „Der neuzeitliche Haushalt“ nur in eben diesem, und zwar als Hausfrau, beschrieben und es finden sich keine Hinweise zu möglichen außerhäuslichen Beschäftigungsfeldern. Das Familienleben wird als von der Frau gestaltet beschrieben, weshalb genau nachvollziehbar ist, welche Rolle die Frau innerhalb der Familie einnimmt. Sie soll, wie bereits an mehreren Stellen sichtbar wurde, den Erhalt einer gesunden und zufriedenen Familie sichern. Die Rolle des Mannes hingegen wird nicht direkt angesprochen, sie kann demnach nur im Rückschluss beschrieben werden. Da die Frau zum Beispiel ihrem Mann ein Heim, einen Rückzugspunkt, schaffen und ihm durch abwechslungsreiches Essen den Alltag erleichtern soll, ist davon auszugehen, dass der Mann dementsprechend einer außerhäuslichen Tätigkeit nachgeht und für die Finanzierung der Familie sorgt²⁹⁷. Die Autorin beschreibt weiterhin die „uralte[n] Wechselbeziehung“ zwischen Mann und Frau folgendermaßen:

*„[...]durch gute Küche erwirbt und erhält sich die Frau die Liebe des Mannes; der Mann wiederum trachtet, dank der Liebe, gutes Essen schaffen zu können.“*²⁹⁸

²⁹⁵ DNH 1951, S. 321. Diese Aussage befindet sich nur in der vierzehnten Auflage. Der Verweis auf den Stellenmarkt könnte darauf hindeuten, dass es für die Hausfrau auch in Frage käme, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, wie es zu dieser Zeit auch nicht mehr ungewöhnlich war. Im Gesamtzusammenhang des Werkes betrachtet, stellt dieser Verweis eine eindeutige Ausnahme dar und es ist davon auszugehen, dass die Autorin, die eine nicht definierte ‚Hausfrau‘ anspricht, an dieser Stelle die verheiratete aber kinderlose Frau meint.

²⁹⁶ Dies entspricht auch dem bürgerlichen Ideal, dass die Frau ihren Kindern zu Hause eine gute Bildung vermitteln kann und ihnen bürgerliche Kulturwerte weitergibt.

²⁹⁷ Dies ist auch daran abzulesen, dass die Frau vom Mann Wirtschaftsgeld für die Haushaltskasse zugeteilt bekommt (DNH 1935/36, S. 274 und DNH 1951, S. 329).

²⁹⁸ DNH 1935/36, S. 11 und DNH 1951, S. 9.

Das Idealbild der bürgerlichen Familie kommt hier deutlich zum Vorschein. Die Frau besorgt im häuslichen Bereich die Küche und der Mann macht dies finanziell durch außerhäusliche Arbeit möglich. Den Kindern wird zwar keine eigenständige Rolle zugeschrieben, doch es wird deutlich, dass die Familie auf sie ausgerichtet ist.

Dennoch werden auch in diesem Kontext, bezogen auf das Aussehen der Frau, modernere Züge deutlich.

„Infolge unseres Gemeinschaftslebens entsteht ganz selbstverständlich in jedem Menschen ein gewisser Geltungsdrang, der beim Manne im beruflichen Ehrgeiz gipfelt, bei der Frau jedoch darin, schön zu sein.“²⁹⁹

Diese Aussage macht klar, dass Erna Horn nicht von einer Gleichstellung von Mann und Frau ausgeht. Die Frau wird, trotz ihrer geforderten Modernität bei der Haushaltsbewältigung, ihrem Wissen und ihrer Verantwortung, auch auf ihre Schönheit als maßgebliches Charakteristikum reduziert:

„Jede Frau sollte stets bedenken, daß ihr Körper das Gefäß ihrer Seele ist und daß beinahe der ganze Erfolg ihres Lebens von ihrer äußeren Erscheinung abhängt.“³⁰⁰

Dementsprechend erklärt die Autorin, wie erfolgreiche Körperpflege auszusehen hat³⁰¹, denn sie ist überzeugt, dass Schönheit durch die richtige Anweisung erwerbbar ist³⁰². Als „Quellen aller Schönheit“ bezeichnet sie den gesunden Körper und die gesunde Seele, denn „der durch eine zweckmäßige Lebensweise gestählte Körper und die durch heitere Gesinnung frohe Seele schenken gerne Schönheit.“³⁰³ Einen gesunden Körper erhält die Frau durch gesunde Ernährung und

²⁹⁹ DNH 1935/36, S. 385 und DNH 1951, S. 475.

³⁰⁰ DNH 1935/36, S. 385 und DNH 1951, S. 475.

³⁰¹ Das Thema Schönheit behandelt Erna Horn nur in Bezug auf Körperpflege. Weitere Bereiche, wie z.B. Mode oder Schmuck werden nicht angesprochen. Zwar gibt sie im Kapitel über das Schneiden auch Hinweise zur Anfertigung von Frauenkleidung, weist aber darauf hin, dass dies nur Grundschnitte seien und die Frau durch aktuelle Modezeitschriften besser beraten wäre, da sie mit ihrem Buch in dieser Hinsicht nicht dauerhaft auf dem neuesten Stand bleiben könne. (vgl. DNH 1935/36, S. 345 und DNH 1951, S. 425)

³⁰² So heißt es bei Erna Horn: „Schönheit läßt sich auch erwerben, denn ihre Ausdrucksmittel, eine gut gepflegte Haut, weiße Zähne, weiche Hände und volles, schimmerndes Haar, sind keine unerreichbaren Dinge. Die Frau muß nur den Körper pflegen und die richtige Anweisung dazu haben, um dies zu erreichen.“ (DNH 1951, S. 574); inhaltlich befindet sich diese Aussage auch in DNH 1935/36, S. 385.

³⁰³ DNH 1935/36, S. 385 und DNH 1951, S. 475).

regelmäßige „Gymnastik und Körperschulung“³⁰⁴. Dieser stellt die Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Körperpflege dar, deren Ziel „gut gepflegte Haut, weiße Zähne, weiche Hände und volles, schimmerndes Haar“³⁰⁵ sind. Was sich zunächst geradezu nationalsozialistisch lesen lässt, enthält also auch von den Nationalsozialisten abgelehnte, modernere Elemente. Bei der Handpflege zum Beispiel behauptet die Autorin, dass auch die Hausfrau schöne Hände haben könne³⁰⁶ und gibt Ratschläge, wie dieses Ziel zu erreichen ist und was es zu vermeiden gilt³⁰⁷. Es wird hierbei deutlich, dass Erna Horns Schönheitstipps hauptsächlich darauf abzielen, den Hausfrauen zu verdeutlichen, dass sie trotz den häuslichen Arbeiten schön sein können, sicher auch, um der bürgerlichen Frau die Hausarbeit schmackhafter zu machen, und dies auch sein sollten, da sie als ‚Dame des Hauses‘ repräsentativ für Heim und Familie zu wirken haben.

*„Rechtzeitig erfolgte Vorbereitungen zum Abendbrot verbreiten wieder eine angenehme, ruhige Atmosphäre im ganzen Familienkreis. Die Arbeit ist alle nach bester Möglichkeit geschehen, Gatte und Kinder sind zufrieden, weil das Essen gut durchdacht und liebevoll bereitet war, der Tisch ist hübsch gedeckt und alles fertig. Jetzt hat auch die Mutter Zeit, sich mit ihren Lieben über mancherlei zu unterhalten.“*³⁰⁸

Dieses Zitat Erna Horns verdeutlicht noch einmal zusammenfassend die wichtigsten Aufgaben und Eigenschaften, welche die (Haus-)Frau idealerweise erfüllen

³⁰⁴ Der Abschnitt zu „Gymnastik und Körperschulung“ befindet sich in beiden Auflagen (DNH 1935/36, S. 394-398 und DNH 1951, S. 484-487). Im der vierzehnten Auflage sind die Anweisungen ergänzt durch Zeichnungen, die empfehlenswerte Übungen zeigen. Erna Horn betont in beiden Ausgaben die Wichtigkeit von Gymnastik und Körperschulung, indem sie auf die täglichen Belastungen des menschlichen Körpers, „Staubläuft für die Lungen, stimmliche Anstrengungen, Gebücktsitzen oder Dauerstehen in vielen Berufen [unter anderem die Hausfrau, d. V.], Pflastertreten usw., aufmerksam macht. Außerdem bespricht sie verschieden „Typen des weiblichen Körpers“, den schlanken und den beleibten Typ, nennt die jeweils zu korrigierenden Eigenschaften und schlägt z.B. ausgleichende Bewegungen vor.

³⁰⁵ DNH 1951, S. 475. In der fünften Auflage heißt es an dieser Stelle: „volle weiche Haare mit mattem Schimmer, guter Teint, gepflegte Zähne, weiche weiße Hände und ein be-seeltes Auge“ (DNH 1935/36, S. 385).

³⁰⁶ Vgl. DNH 1935/36, S. 387: „Leider herrscht aber in unserer Frauenwelt vielfach die Meinung, daß sich fleißiges Hausfrauentum nicht mit gut gepflegten Händen vereinen lassen“; DNH 1951, S. 479: „Trotz Hausarbeit gepflegte Hände!“.

³⁰⁷ Sie macht an dieser Stelle unter anderem darauf aufmerksam, dass „abgenagte, ungepflegte Nägel“ abstoßend wirken und stellt das „Nagelbeißen“ als eine der „hässlichsten und unweiblichsten Unarten dar“ (DNH 1935/36, S. 387/398 und DNH 1951, S. 478/487).

³⁰⁸ DNH 1935/36, S. 265 und DNH 1951, S. 321.

sollte. Dank durchdachter, rationeller Arbeitsweise, basierend auf guter Ausbildung, und gleichzeitiger, liebevoller Kreativität, die sich an den vorhandenen Mitteln orientiert, kann die Frau im genannten Beispiel ihrer Familie ein gutes Essen bereiten, eine gemütliche Atmosphäre schaffen, die ‚Ihren‘ glücklich und zufrieden stimmen und trägt sie zudem dank ihrer Bildung und ihres breiten Interesses für ihre Familie zu einem anregenden Gespräch bei. Durch den „hübsch“ gedeckten Tisch ist außerdem der äußere Schein in schöner Form verwirklicht. Bei Erna Horn führen die vielfältigen Aufgaben, die eine Frau im Haushalt zu erfüllen hat und die Verantwortung, die sie vor allem gegenüber ihrer Familie trägt, damit nicht zur Forderung nach einer Gleichberechtigung der Ehepartner. Die Autorin sagte hierzu noch an ihrem 60. Geburtstag, also 1964, eindeutig:

„Ich bin eine glühende Befürworterin der sozialen Besserstellung der Frau. Aber Gleichberechtigung? Die Männer sind uns halt einmal überlegen, weil sie schöpferischer sind. Darum kochen sie oft auch besser als Frauen!“³⁰⁹

3.4 Ausblick in die letzte Ausgabe von 1975

Den Vergleich der beiden Auflagen von 1935 und 1951 soll nun noch ein kurzer, zusammenfassender und die nennenswertesten Tendenzen beschreibender Ausblick in die letzte Ausgabe (1975) abschließen. Beim formalen Vergleich mit den beiden untersuchten Ausgaben sind nur wenige Unterschiede erkennbar. Die äußere Gestaltung hat sich nur insofern geändert, als dass das Werk nun in einem Papierumschlag mit Farbfoto steckt, wesentlich mehr Bildtafeln, teilweise mit Farbfotos, eingefügt sind und veränderte Zeichnungen die Kapitelanfänge einleiten.

Inhaltlich ist auf den ersten Blick weitgehende Übereinstimmung mit den behandelten Vorgängern festzustellen, da das Inhaltsverzeichnis fast gleichgeblieben³¹⁰ und kein Vorwort enthalten ist, welches auf Veränderungen hinweisen könnte. Bei genauerer Betrachtung fällt ferner auf, dass, wie auch schon beim Vergleich der Auflagen von 1935 und 1951 festgestellt wurde, häufig wieder ganze Textbausteine, meist in kaum verändertem Wortlaut, übernommen wurden und deswegen auch diese späte Auflage in weiten Teilen ihren Vorgängern, vor

³⁰⁹ METHLER (2001), S. 787.

³¹⁰ Nur im ersten Teil über das Kochen gab es Veränderungen. Es sind zwei Kapitel hinzugekommen: „Cocktailbissen“ und „Speisefolgen für Alltag und Festtag“ (für den Alltag werden hier z.B. Speisefolgen für jeweils vier Wochen jeder Jahreszeit oder Vorschläge für Kaltes Büffet, Nachmittagskaffee, Nachmittägliche Kindereinladung, „Zum Tee“, „Zur Schokolade“, Familienkaffee aufgeführt; für besondere Anlässe gibt es Menüvorschläge z.B. für Festliche Familienessen, Verlobungessen, Hochzeitessen). Es fehlt hingegen das Kapitel zu „Kranken- und Diätkost“.

allem der vierzehnten Auflage, entspricht³¹¹. Der Großteil der Veränderungen ist in Bereichen festzustellen, die durch technischen Fortschritt oder Konsumgüterausweitung den jeweils aktuellen Erscheinungsformen anzupassen sind³¹². An dieser Stelle sei nur beispielhaft auf die selbstverständliche Zugehörigkeit eines Kühlschranks zur Kücheneinrichtung, eventuell erweitert durch eine Tiefkühltruhe, oder allgemein die häufige Nennung elektrischer Geräte für alle Bereiche des häuslichen Lebens hingewiesen³¹³. Der Zugriff auf Elektrizität und die Benutzung derselben scheint alltäglich geworden zu sein. So präsentiert sich zum Beispiel auch der Fernseher als bereits fest integrierter Bestandteil des häuslichen Alltags³¹⁴. Zu Ernährungsfragen und verwendeten Nahrungsmitteln ist kurz und beispielhaft anzumerken, dass die Ernährungskunde durch eine Erklärung zu „Säuren und Basen“ sowie „Auxonen“ erweitert wurde, dass es einen gesonderten Abschnitt zu verschiedenen Fetten³¹⁵ gibt und die sogenannten „Kolonialwaren“³¹⁶ wieder auftauchen. Der eigentliche Rezeptteil wurde kaum verändert, zu nennen wäre hier beispielsweise die Hinzufügung von zwei Rezepten, deren Grundlage Dosensuppen bilden.

Bei den grundsätzlichen Überzeugungen und Ansprüchen Erna Horns sind dagegen kaum Änderungen erkennbar. Der Abschnitt über die Tischregeln weist zum Beispiel keinerlei Unterschiede zur vierzehnten Auflage auf. Das Kapitel

³¹¹ An dieser Stelle wäre kurz anzumerken, dass Erna Horn nun an mehreren Stellen auf weitere eigene Werke hinweist, die zum jeweils angesprochenen Thema weiterführend gelesen werden können. So verweist sie z.B. im Kapitel über die Anstandsregeln auf ihr Werk „Hohe Schule der Lebensart“ und bei den Speisefolgen auf „Das neue Diätkochbuch“, beide im selben Verlag wie „Der neuzeitliche Haushalt“ erschienen.

³¹² Es ist z.B. der Einzug von Kunststoffen/Plastik in den Haushalt deutlich erkennbar. Bei der Küchenausstattung wird beispielsweise auf Plastikschüsseln hingewiesen, bei den Fußböden werden auch Beläge wie PVC- und PVA-Bodenbeläge oder Teppiche aus Nylon oder anderen Chemiefasern angesprochen (DNH 1975, S. 369) und es gibt einen extra Abschnitt zum Thema „Was sind Kunststoffe?“ (DNH 1975, S. 334).

³¹³ Elektrizität scheint Standard geworden zu sein. Elektrische Geräte haben einen festen Platz in der Küche und es werden viel mehr Geräte präsentiert, z.B. elektrische Tischgeräte (DNH 1975, S. 488); allerdings wird der Kohle- bzw. Kombiherd immer noch an erster Stelle aufgeführt und auch empfohlen.

³¹⁴ So heißt es zum Beispiel bei den Anstandsregeln, dass Radio und Fernseher auszuschalten sind, wenn Besuch im Hause ist, da dies störend wirke (DNH 1975, S. 482); außerdem wurde der „Fernsehnsack“ in die Kategorie „Alltagstische“ aufgenommen (DNH 1975, S. 488).

³¹⁵ Das Fett wurde in den beiden analysierten Ausgaben immer als besonders wertvoll dargestellt und seine Verwendung sollte äußerst sparsam geschehen.

³¹⁶ Sie werden allerdings in einem Abschnitt zusammen mit Müllereiprodukten, Mehl und Brot aufgeführt. Die Autorin macht z.B. auf mehrere verschiedene Reissorten und Kaffee- und Teespezialitäten aufmerksam.

„Der gute Ton und die Tischkultur“ wurde kaum modifiziert³¹⁷. Es bleibt allerdings anzumerken, dass die Autorin tendenziell von ihrer teilweise dominierenden Forderung nach Modernität im Sinne stetiger Anpassung an den technischen Fortschritt etwas abrückt. Dies äußert sich beispielsweise im Verurteilen von kritikloser Anschaffung angepriesener Geräte zur Vereinfachungen der Hausarbeit³¹⁸ oder im Fehlen des Abschnitts „Eine neue Küche aus der alten“³¹⁹. Auffällig ist hierbei ihre Verurteilung der Übernahme kurzlebiger Modeerscheinungen. Sie macht demgegenüber darauf aufmerksam, dass man Anschaffungen wie Möbel, technische Geräte usw. zunächst auf deren Langlebigkeit und Funktionalität überprüfen und an die persönlichen Lebensumstände und den individuellen Geschmack anpassen sollte³²⁰, bevor man sie erwirbt.

4. Historische Einschätzung und Verortung des Werks

„Der neuzeitliche Haushalt“ ist wie bereits erwähnt in eine lange und in viele Richtungen ausdifferenzierte Reihe hauswirtschaftlicher Ratgeberliteratur einzuordnen. Abgesehen von antiken Vorläufern³²¹ wäre an dieser Stelle die sogenannte ‚Hausväterliteratur‘ des Mittelalters und der Frühneuzeit zu nennen, welche sich

³¹⁷ Es findet sich z.B. Der Hinweise eingeschoben, dass man Autofahrern nur wenig Alkohol anbieten dürfe. Die Bewirtungsregeln von Gästen haben sich insofern etwas gelockert, als dass man nun nicht mehr zwingend an die festliche Tafel einladen muss, sondern auch in ungezwungener Atmosphäre z.B. in der Couchecke empfangen werden kann (DNH 1975, S. 484).

³¹⁸ Erna Horn schreibt beispielsweise: „Man darf jedoch bei aller Notwendigkeit zweckmäßiger Rationalisierung nicht der allgemeinen und von der Industrie aus werblichen Gründen natürlich unterstützten Sucht verfallen, ohne Kritik einfach nun einfach alles ‚vereinfachen‘ zu wollen. [...]“ (DNH 1975, S. 323).

³¹⁹ Es werden verschiedene Küchentypen vorgestellt und mit dem Hinweis versehen, dass sich jede Hausfrau selbst entscheiden müsse, welche Art von Küche (z.B. Wohnküche oder Arbeitsküche) und Kücheneinrichtung für sie die beste Lösung darstellt. Die Autorin bemerkt außerdem, dass der Trend in Richtung offenerer Küchen geht, welche die Hausfrau und Mutter näher am Familiengeschehen wirken lassen (DNH 1975, S.302-304). Sie wendet sich auch nicht mehr so strikt gegen alte Möbel, wertvolle Exemplare könnten auch passend in eine moderne Wohnung eingefügt werden („Alte oder neue Möbel?“, DNH 1975, S. 293) und erlaubt das Aufhängen von Familienfotos, die in der fünften und vierzehnten Auflage noch verdammt wurden, in neuen Rahmungen, z.B. durch Gestaltung einer „Familienecke“ (DNH 1975, S. 297).

³²⁰ Es könnte an dieser Stelle die Tendenz in Richtung des nach Individualität strebenden, ‚modernen Menschen‘ gesehen werden.

³²¹ Erste Abhandlungen zu Haushalt lassen sich in der griechisch-römischen Antike nachweisen, die unter dem Begriff ‚oikos‘ die Gesamtheit des wirtschaftenden Zusammenlebens beschrieben. Seit dem 15. Jahrhundert entwickelte sich ein darauf aufbauendes Schrifttum, das die Existenzsicherung der Haushaltsmitglieder behandelte und somit bereits viele Bereiche des Hauswirtschaftens und der Ernährung ansprach.

auch an die ‚Hausmutter‘ richtete, und in den meisten Fällen als umfassender Ratgeber für die Bewirtschaftung eines ‚ganzen Hauses‘ auftrat³²². Seit dem 19. Jahrhundert ist eine zunehmende Spezialisierung der hauswirtschaftlichen Ratgeber auf die Vermittlung von Fachkenntnissen für bestimmte Teilbereiche der Hausarbeit festzustellen. Das heißt, dass sie nicht mehr der traditionellen Weitergabe eines gesamten Lebenszusammenhangs dienten³²³. Mit dem Einsetzen dieser Spezialisierung ist auch eine deutliche Quantitätssteigerung verbunden, besonders im Bereich der reinen Kochbücher, weshalb der heutige Bestand nicht mehr überschaubar ist. Die bekanntesten direkten Vorläufer von „Der neuzeitliche Haushalt“ dürften die in der Literatur häufig genannten Werke, das „Praktische Kochbuch“ von Henriette Davidis³²⁴ und Erna Meyers „Der Neue Haushalt“³²⁵, sein. Allerdings sind diese beiden Bücher sehr speziellen Inhalts, ein reines Kochbuch und ein Ratgeber zu umfassender Haushaltsrationalisierung, weshalb man höchstens von einer Beeinflussung Erna Horns durch diese Werke, wie wahrscheinlich auch durch zahlreiche weitere zeitgenössische Veröffentlichungen zu Küche, Kochen und Haushaltsgestaltung und -bewältigung, sprechen kann, aber nicht davon, dass sie unmittelbar als Vorbild gedient hätten. Ob es zu dem Werk Erna Horns, das Kochkunst und Hauswirtschaft vereint, ähnliche Vorläufer gibt, konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht nachvollzogen werden. Fest steht jedoch, dass „Der neuzeitliche Haushalt“ besonders in den ersten Jahren seiner Erscheinung ein für diese Zeit typisches Werk darstellt. Besonders seit den 1920er Jahren ist der private Haushalt und seine Erledigung zum Thema zahlreicher Debatten und Veröffentlichungen geworden, gipfelnd in der zeitgenössischen Rationalisierungsbewegung, an deren Ende die Veröffentlichung von Erna Horns Werk steht. Auch das Interesse in der Bevölkerung an diesem Thema war in diesem Zeitraum

³²² Vgl. hierzu HANS JÜRGEN TEUTEBERG: Von der Hausmutter zur Hausfrau. Küchenarbeit im 18./19. Jahrhundert in der zeitgenössischen Hauswirtschaftsliteratur, in: DERS. (Hg.): Die Revolution am Esstisch. Neue Studien zur Nahrungskultur im 19./20. Jahrhundert, Stuttgart 2004, S. 102f.

³²³ Vgl. ebenda, S. 103.

³²⁴ Die Veröffentlichungen von Henriette Davidis bildeten u.a. die Quellengrundlage für Sibylle Meyers Darstellung des bürgerlichen Haushalts im 19. Jahrhundert, der v.a. von der Wahrung eines nach außen perfekt wirkenden Scheins und striktester Sparsamkeit im innern, geprägt war. In ihren Ausführungen zu bürgerlicher Kost und Ernährungsgrundlagen werden schon Ansprüche sichtbar, die auch später von Erna Horn formuliert werden. So z.B. die sparsame Essenszubereitung im Alltag verbunden mit der Forderung nach gesunder Ernährung, welche der Hausfrau eine große Verantwortung überträgt (SIBYLLE MEYER: Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit, Frankfurt am Main/New York 1982, v.a. S. 145-163)

³²⁵ Es kann als Standardwerk der Rationalisierungsbewegung der Weimarer Zeit bezeichnet werden und wird in den meisten Veröffentlichungen, die sich mit diesem Thema beschäftigen, erwähnt oder sogar zitiert.

besonders groß, was sich zum Beispiel auch an den vermehrt stattfindenden Haushaltskursen für alle Schichten ablesen lässt³²⁶.

Die Einschätzung der Realitätsnähe bzw. -ferne des Werks bedürfte einer komplexen Gegenüberstellung der dargestellten Aussagen, Ansprüche und Forderungen Erna Horns mit den realen Gegebenheiten eines bürgerlichen Haushalts zu den entsprechenden Veröffentlichungszeitpunkten. Dies ist an dieser Stelle und im Rahmen dieser Arbeit nur in Ansätzen und unter Herausstellung von Beispielen möglich gewesen. Es konnte natürlich auch kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden. Deshalb sollen im Folgenden nur noch einige augenfällige Punkte herausgegriffen und überprüft werden, um mit einer tendenziellen Einschätzung abzuschließen.

An einigen Stellen in den vorgestellten Ausgaben scheint die Autorin, wenn auch nur sehr verallgemeinernd, jeweils aktuelle Umstände oder Zeitgeschehnisse zu berücksichtigen. Unter „Zeitgemäße Geselligkeit“ beispielsweise betont sie in beiden Auflagen, dass trotz der nicht näher charakterisierten schlechten Zeiten („Not“), beziehungsweise gerade wegen dieser, auch weiterhin Gäste empfangen werden sollten³²⁷.

Für eine genauere Betrachtung der Einbeziehung von realen Gegebenheiten soll nun das Beispiel der Wohnungsgestaltung und -einrichtung, wie es in der vierzehnten Auflage behandelt wird, herangezogen werden. Erna Horn schreibt hier einleitend, dass der Verdienst der Hausfrau umso größer sei, „wenn sie auch in beschränkten Verhältnissen ein wahrhaft warmes Nest zu gestalten versteht“³²⁸. Der in einem Nebensatz unscheinbar wirkende Hinweis auf die „beschränkten Verhältnisse“ spielt auf die schwierigen Wohnverhältnisse der Nachkriegszeit an, die sich erst seit Anfang der 1950er Jahre langsam entspannten und seit Mitte diesen Jahrzehnts spürbar gelöst wurden. Durch die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs kann von einer Uniformierung der gesellschaftlichen Schichten besonders in den Städten ausgegangen werden, da die meisten Haushalte mit der Ein-

³²⁶ Vgl. u.a. HAUSEN (1987), S. 289 und KAREN HAGEMANN: Von „guten“ und „schlechten“ Hausfrauen: Möglichkeiten und Grenzen der Rationalisierung im großstädtischen Arbeiterhaushalt der Weimarer Republik, in: Historische Mitteilungen 1 (1995), S. 65-84, hier S. 76f.

³²⁷ So heißt es in DNH 1935/36 „Beim flüchtigen Überdenken unserer allgemeinen Notlage wird wohl vielen unter uns die Möglichkeit der bisherigen Geselligkeit in Frage gestellt werden. Aber sie ist uns trotzdem, oder gerade in folge der schweren Zeit nötiger als sonst, weil in der geselligen Zusammenkunft gleichgesinnter Menschen eine gewisse Stütze für den einzelnen liegt“ (S. 371) und in DNH 1951 „Die Not der Nachkriegszeit hat Vielen die Möglichkeit einer frohen Geselligkeit geraubt. Trotzdem wollen wir uns nicht nehmen lassen, Gäste in unserem Heim zu sehen“ (S. 469).

³²⁸ DNH 1951, S. 253.

richtung ihres Zuhauses von Grund auf neu beginnen mussten³²⁹. So fanden sich auch die ehemals wohlhabenderen Schichten zum Teil in Klein- und Kleinstwohnungen wieder, die in Anknüpfung an die 1920er Jahre im sozialen Wohnungsbau der unmittelbaren Nachkriegszeit verwirklicht wurden³³⁰, und in welchen sich z.B. Familien mit ein bis zwei Kindern zwei Zimmer (Elternschlafzimmer und Wohnküche) und ein Bad/Toilette, eventuell einen großzügigen Flur, teilen mussten³³¹. In diesen Zusammenhang gehört auch Erna Horns Bemerkung, dass die Wohnküche „eine zeitgemäße Erscheinung“ ist und ihre „Vorteile, wie die billigere Beheizung und Beleuchtung, die geringere Arbeit usw.“ bekannt sind, „ihre Nachteile, heute durch die Wohnungsraumnot erhöht, aber ebenso“³³². Den Nachteil sieht die Autorin in der Mehrfachbenutzung des engen Raumes, beispielsweise als Schlaf- oder Aufenthaltsraum für Kinder. Gerade diese Multifunktionalität der Wohnküche dürfte aber in den ersten Jahren des Wohnungsbaus nach dem Zweiten Weltkrieg deren häufige Umsetzung begründen³³³. Entsprechend den Wünschen breiter Bevölkerungsschichten setzten sich allerdings auch im Wohnungsbau letztendlich die Ess-, noch häufiger die reinen Arbeitsküchen, im Sinne Erna Horns, durch³³⁴.

Angesichts dieser Wohnverhältnisse erscheinen Erna Horns Ausführungen zur Wohnungsgestaltung somit größtenteils als äußerst idealistisch und für die meisten Haushalte, auch die bürgerlichen, in der adressierten Zeit noch als nicht verwirklichtbar³³⁵. Ähnliches gilt für die Ausstattung mit technischen Geräten. Eine massenhafte, spürbar arbeitserleichternde Ausstattung mit Küchengeräten ist mit Niehuss bis Ende der 1950er Jahre nicht festzustellen, und noch Mitte desselben Jahrzehnts galten nur 19% der Küchen als „modern“, hingegen 52% als „ein-

³²⁹ Vgl. NIEHUSS (2001), S. 144. Erst durch die Auswirkungen des Wirtschaftswunders kann sich ab Beginn der 1960er Jahre wieder eine verstärkte Abspaltung der verschiedenen Schichten voneinander durchsetzen.

³³⁰ Ebenda, S. 131. Niehuss stellt außerdem für das Jahr 1950 in Bayern fest, dass jede dritte Wohnpartei zur Untermiete wohnte.

³³¹ Ebenda, S. 146-150.

³³² DNH 1951, S. 288.

³³³ Im Frühjahr 1954 besaßen über 70% der Haushalte in elf deutschen Bundesstädten eine geräumige Eß- und Wohnküche, Einbauküchen waren sehr rar, was in Gegensatz zu den meisten Hausfrauenwünschen stand. Besonders bürgerliche Hausfrauen wünschten eine Arbeits- bzw. Einbauküche. Vgl. hierzu: WILDT (1994), S. 139.

³³⁴ Durch das weit verbreitete Bedürfnis weiter Bevölkerungskreise nach einer „guten Stube“ bzw. eines Wohnzimmers, vor allem zu Repräsentations- und Empfangszwecken, versuchte man die Küche möglichst platzsparend einem abgeschlossenen Bereich zuzuordnen.

³³⁵ Es sei z.B. auf Abschnitte wie die richtige Platzierung und Pflege eines Klaviers oder die lange Liste der neuzeitlichen Möbel hingewiesen, für welche in diesen Wohnverhältnissen wohl kaum ein passender Platz gefunden werden konnte. Auch Hinweise auf „Garten oder Kleintierzucht“ oder die Forderung nach großen Stauräumen zur Vorrathaltung wirken nicht zeitgemäß.

fach und komplett“ und 22% als „unvollständig und primitiv“³³⁶. Besonders in den 1950er Jahren war gerade der Wunsch nach einer modernen Wohnungseinrichtung und technischen, meist elektrischen Geräten, ein Grund für viele Frauen, eigene Einkünfte anzustreben. Zwar war in 80% der Haushalte die Ehefrau nicht erwerbstätig, doch ist für die Zeit Anfang der 1950er Jahre davon auszugehen, dass „eigentlich nicht erwerbstätige Frauen in großen Anteilen sporadisch einer Erwerbstätigkeit nachgingen“³³⁷. Diese Tatsache wird in „Der neuzeitliche Haushalt“ nicht angesprochen. Dort heißt es hingegen, die Hausfrau könne sich durch wirtschaftlichen Umgang mit dem Haushaltsgeld die Anschaffungskosten für z.B. technische Geräte zusammensparen. Das von Erna Horn auch in der vierzehnten Auflage dargestellte Idealbild der nicht erwerbstätigen Mutter entspricht außerdem den zeitgenössischen Forderungen vor allem konservativer und katholischer Kreise, die Frauen sollten sich nach dem Wiederaufbau des gesellschaftlichen Lebens auf ihre Aufgaben in Küche und Heim zurückbesinnen³³⁸.

Damit bleibt festzuhalten, dass Erna Horn zwar vereinzelt auf zeitgenössische Umstände eingeht, doch größtenteils im Anschluss daran keine direkt darauf abgestimmten Lösungen anbietet, wie z.B. konkrete ‚Noteinrichtungs-Lösungen‘ für besonders kleine Wohnverhältnisse. Es könnte vermutet werden, dass ihre Realitätsbezüge eher vage ausfallen, um ihrem Anspruch auf lange Gültigkeitsdauer und Verwendungsmöglichkeit ihres Werkes gerecht zu werden. „Der neuzeitliche Haushalt“ gibt somit einen allgemeinen, jedoch kaum spezifischen Überblick über die Möglichkeiten der Haushalts- und Wohnungsgestaltung, orientiert am jeweiligen bürgerlichen Idealbild.

³³⁶ Vgl. NIEHUSS (2001), S. 279-281. Die übrigen 7% wurden als „völlig veraltet“ eingestuft; vgl. auch JÜRGEN HAMPEL u.a.: Alltagsmaschinen. Die Folgen der Technik in Alltag und Familie, Berlin 1991, S. 74; hier heißt es, dass erst für die 1960er und 1970er Jahre ein hoher Ausstattungsgrad der Haushalte mit technischen Geräten feststellbar ist, geht man davon aus, dass ein Gerät zur Standardausstattung gehört, wenn es in der Hälfte aller Haushalte vorhanden ist. Für 1962/63 waren dies zum Beispiel nur Staubsauger und Kühlschrank.

³³⁷ NIEHUSS (2001), S. 276f. Selbstverständlich gab es auch Familien in denen die Frau erwerbstätig sein musste, damit der Haushalt überhaupt finanziert werden konnte. Es ist aber festzustellen, dass „Luxus“ als Grund für die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit durch die Frau eine wesentliche Rolle spielte. Wurde zu Beginn der 1950er Jahre noch für „Radio, Kühlschrank oder Wohnzimmereinrichtung“ gearbeitet, so war diese Luxusausstattung zu Beginn der 1960er Jahre die meisten Haushalte bereits Standard. Vgl. auch ANGELA DELILLE/ANDREA GROHN: Komfort im Reich der Frau, in: dies. (Hg.): Perlonzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten, Berlin 1985, S. 126-133, hier v.a. S. 127.

³³⁸ Vgl. KLAUS-JÖRG RUHL: Frauen in der Nachkriegszeit 1945-1963, München 1988, S. 107-110.

Der vielschichtige und teilweise sehr detaillierte, allerdings keineswegs vollständige Einblick³³⁹ in das hauswirtschaftliche Kompendium „Der neuzeitliche Haushalt“, welcher im Laufe dieser Studie gegeben wurde, macht deutlich, welche Potentiale zur Erschließung von Lebenswelten in Kochbüchern und hauswirtschaftlicher Literatur allgemein stecken können. An dieser Stelle sollen nun noch in groben Zügen die Haupttendenzen hervorgehoben werden, welche sich aus der vorliegenden Untersuchung ergeben haben.

Vor allem die Verbindung von bürgerlichem Ideal mit technisch-rationalem Fortschritt ist hier zu nennen. Wie aus den vorangegangenen Ausführungen hervorgeht, wird in „Der neuzeitliche Haushalt“ eindeutig das bürgerliche Ideal von Frau, Familie und Haushaltsgestaltung propagiert. Bürgerliche Tugenden, wie die häufig wiederholte Sparsamkeit sowie der für bürgerliche Kreise typischerweise hoch angesetzte Stellenwert der Präsentation der Familie bzw. des Haushalts nach außen, die Wahrung des schönen Scheins³⁴⁰ und das wenig emanzipierte Frauenbild, lassen das Werk aus heutiger Sicht rückständig erscheinen³⁴¹. Im Gegensatz dazu stehen die Forderung nach Rationalität und Neuzeitlichkeit in allen Bereichen sowie der positive Glaube an den technischen Fortschritt, welche alle u.a. über die Präsentation der jeweils neuesten technischen Geräte als zeitgemäß erscheinen. Erna Horn schafft es in ihrem Werk, diese teilweise doch sehr gegensätzlich erscheinenden Prinzipien der Lebensgestaltung zusammenzuführen. Sie ergänzen sich in ihrer Einschätzung sogar regelrecht, da die technischen Neuerun-

³³⁹ Im Rahmen dieser Arbeit konnten freilich nicht alle Aspekte berücksichtigt werden und es mussten einige interessante Untersuchungsansätze ausgelassen werden. Durch zum Beispiel genauere Kenntnis der Lebens-, Glaubens- und Wirkenswelt Erna Horns (interessant erschiene z.B. die Frage nach ihrer Religion, aus welchem Grund sie keine leiblichen Kinder bekommen hat, denn der von ihr propagierten bürgerlichen Familie gehören schließlich idealerweise Kinder an, oder wie sie dem Nationalsozialismus gegenüberstand), könnte die Studie zu noch aussagekräftigeren Ergebnissen kommen. Ein weiterer außer Acht gelassener Aspekt wäre die Frage nach einem nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmenden ‚westlichen‘ Einfluss auf das Werk (Man bedenke nur, das seit Beginn der Haushaltstechnisierung die USA eine Vorbildrolle einnahmen). Es ist beispielsweise auffällig, dass in der vierzehnten Auflage noch zum Kauf von deutschen Produkten geraten wird, um den heimischen Markt zu stärken, in der letzten Auflage von 1975 aber auch ausländische Produkte vorgestellt werden, wie z.B. der Staubsauger „Starboy“ (Bildtafel 61 in DNH 1975).

³⁴⁰ So heißt es in DNH 1951, S. 275 beispielsweise: „Den ersten Eindruck, den man von einer Wohnung gewinnt, vermittelt uns immer die Diele oder der Hausflur [...] Darum, liebe Hausfrau, ist es außerordentlich wichtig, gerade den Vorraum, der in das tägliche Heim führt, gefällig, hell und adrett zu halten!“

³⁴¹ Besonders, wenn man die das Zeitgeschehen v.a. der Nachkriegszeit betrachtet. So erscheint „Der neuzeitliche Haushalt“ von 1975 zum Beispiel im Hinblick auf die ‚68er Bewegung‘ als nicht mehr zeitgemäß und die beanspruchten Idealbilder als definitiv veraltet.

gen und die rationelle Arbeitsweise zu einer besseren Verwirklichung des bürgerlichen Familienideals beitragen sollen. Faktisch ist allerdings festzuhalten, dass die technischen (elektrischen) Haushaltsgeräte nur in eher geringem Maße die Arbeitszeit im Haushalt verkürzten, stiegen doch gleichzeitig die Ansprüche, und die Arbeitsvereinfachung diente nicht als Chance zum Ergreifen einer Berufstätigkeit durch die Frau, sondern erhielt im Gegenteil die geschlechterspezifische Arbeitsteilung aufrecht³⁴². Das von Erna Horn vermittelte Frauen- und Familienbild veränderte sich, wie gezeigt wurde, von der fünften bis zur letzten Auflage somit nicht. Es kann anhand der hohen Auflagenzahl davon ausgegangen werden, dass zahlreiche Frauen dieses unveränderte Bild rezipierten. Unter anderem deshalb, wegen der Wirkung dieses hier untersuchten, scheinbar unscheinbaren Haushaltsbuches, scheint es auch heute noch in der Gesellschaft präsent zu sein.

³⁴² Vgl. hierzu auch GLATZER (1991), S. 269.

Buchrezensionen

Ilse Jahn und Isolde Schmidt: Matthias Jacob Schleiden (1804-1881). Sein Leben in Selbstzeugnissen (= Acta Historica Leopoldina Bd. 44). Stuttgart: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Halle (Saale). In Kommission bei Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2005. ISBN 3-8047-2258-X. 327 S., € 24,95.

Die erstmals auf breitester Quellenbasis erarbeitete Biografie des als Mitbegründer der Zellentheorie bekannt gewordenen Biologen bietet zwar in erster Linie die akribische Rekonstruktion eines wechselvollen Wissenschaftlerlebens in der Auftaktphase moderner Naturwissenschaft, lässt darüber hinaus aber auch zentrale Elemente der Kulturgeschichte der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts erkennen.

Schleiden stammte aus dem Hamburger protestantischen Patriziat. Seine Herkunftsfamilie unterhielt u.a. Beziehungen zum Weimarer Hof; der Vater war Mediziner, ab 1821 Hamburger Stadtphysicus. Auf Wunsch der Eltern schloss der junge Matthias Jacob zunächst ein Jurastudium ab und wurde Rechtsanwalt. Nach einem wohl aus einer missglückten Beziehung resultierenden Nervenzusammenbruch ermöglichte ihm das Elternhaus jedoch noch das angestrebte Medizinstudium. Aus der Spezialisierung auf die Botanik erwuchs das entsprechende Anschlussstudium in Berlin, dort entstanden die ersten, gegenüber der älteren Forschung dezidiert kritisch-apodiktisch vorgetragenen zellbiologischen Studien. Bereits 1838 geriet der trotz mancher Feindschaften international bekannt gewordene Jungbotaniker allerdings erneut in eine psychische Krise, aus der er erst nach einem neunmonatigen Exil in einem Pfarrhaus und Übernahme einer ersten universitären Stelle in Jena wieder herausfand. Von der fruchtbaren Tätigkeit in Jena, insbesondere in Bezug auf den dortigen botanischen Garten, trat Schleiden indes 1862/63 wieder zurück. Gründe waren offenbar eine gescheiterte Bewerbung zurück ins heimische Hamburg, erneute psychische Probleme und der Unwille, sich auf die universitäre Lehrtätigkeit zu beschränken, nachdem öffentliche Vorträge bildungsbürgerliche Wirksamkeit erwiesen hatten. Eine Berufung nach Dorpat 1863 blieb Episode, weil die Dorpater Orthodoxie inhaltenden Widerstand gegen ihn als präsumtiven Materialisten und Darwin-Anhänger ausübte. Die Rückkehr nach Dresden 1864 war nicht mehr mit einer universitären Position verbunden. Neue Krankheiten, vor allem Asthma, die politischen Wechselfälle der späten 1860er Jahre und manche Zerwürfnisse ließen nur noch schriftstellerische Tätigkeit und Vortragsauftritte zu, die allerdings neben Zahlungen aus fürstlichen Kassen und familiärer Unterstützung durchaus ein bequemes bürgerliches Leben ermöglichten.

Die beiden Autorinnen überschreiben ihr Fazit mit „Ein Leben als Anwalt für die induktive Wissenschaft“ und verfolgen in diesem Abschnitt Schleidens Nachwirkung und Nachkommenschaft fast bis zur Gegenwart detailliert weiter. Nicht mehr aufgenommen und damit letztlich nicht systematisch behandelt wird hingegen der kulturhistorisch interessanteste Aspekt, nämlich die spannungsreiche Loslösung Schleidens und mit ihm der modernen Botanik aus dem religiösen, hier konkret: protestantischen Denk- und Deutungszusammenhang. Die großzügig reproduzierten, aus einem reichen Fundus von Tagebüchern, Briefen und anderen Zeugnissen geschöpften Einschätzungen und Reflexionen hätten dazu offenbar entschieden mehr erlaubt. Eine andere, vertiefungsfähige Dimension ist die zeichnerische und literarische Betätigung Schleidens, die hier vielleicht etwas zu schnell lediglich als Beiwerk bzw. Beitrag zur Wissenschaftspopularisierung betrachtet wird, während sie tatsächlich auch für die wissenschaftliche Vorstellungs- und Begriffsbildung, also die Fachsprachlichkeit, wichtig gewesen sein könnte.

Wolfgang E. J. Weber

Franz Josef Worstbrock: Ausgewählte Schriften. Hg. von Susanne Köbele und Andreas Kraß. Bd. 2: Schriften zur Literatur des Humanismus. Stuttgart: S. Hirzel 2005. ISBN 3-7776-1369-X. 406 S., € 60,-.

Der solide ausgestattete Band vereinigt insgesamt 19 Artikel aus der Feder des verdienten emeritierten Gelehrten, die zwischen 1970 und 2004 entstanden sind. Eine erste Schriftengruppe ist der Charakterisierung des deutschen Humanismus im Ganzen, also von einer Makroperspektive her, gewidmet. Sie enthält auch den bahnbrechenden Aufsatz zum geschichtlichen Selbstverständnis des deutschen Humanismus von 1974, der maßgeblich zur Wahrnehmung des philologischen Autors in der Geschichtswissenschaft beigetragen hat. Eine zweite, kleinere Textgruppe befasst sich mit dem Bereich der Übersetzung, gefolgt von Beiträgen zur humanistischen Lyrik. Diesen Abschnitten folgen Artikelgruppen zu Niklas von Wyle, Konrad Celtis und Hartmann Schedel, schließlich eine Sammelgruppe mit einem wieder etwas allgemeineren Beitrag, konkret zur Entstehung und Entwicklung der Professionsbezeichnung mit -ist-Bildung (sophista, humanista, papista usw.), dann Einzelstudien zu Petrarca, Niccolò Perotti und Lorenzo Valla. Dem ist ein Abkürzungsverzeichnis und ein auch den hier nicht berücksichtigten Band 1 der Ausgewählten Schriften des Autors einbeziehendes, zuverlässiges Register angefügt.

Obwohl die Aufsätze, wie nicht anders zu erwarten, in erster Linie zur Erschließung, Rekonstruktion und Interpretation einzelner Texte und von Werken

einzelner Autoren beitragen, also philologischer Natur sind, werden auch dem Kulturhistoriker, der sonst auf die bibliographische Erfassung und je einzelne Prüfung verstreuter Originalpublikationen angewiesen wäre, wertvolle, erst in der fortlaufenden Lektüre der Sammlung sich in ihrer Tiefe erschließende Erkenntnisse geboten. Er kann sein Wissen über das Geschichts- und das (historische) Selbstverständnis der deutschen Humanisten erweitern, erhält in höchst einleuchtender Weise differenzierte Befunde über die Voraussetzungen, Erscheinungsformen und Wirkungen rhetorischer Strategien geboten und kann seinen Einblick in die Wissenschaftsauffassung, das Wissenschaftssystem und den Umgang mit Wissen im 15. und 16. Jahrhundert entscheidend zuschärfen. Gerade vor diesem Hintergrund erscheint es durchaus gerechtfertigt, auch die beiden jüngsten, anderweitig durchaus noch bequem zugänglichen Arbeiten mit aufzunehmen. Den Kenntnishorizont des Unterzeichnenden definitiv erweitert hat daneben – um ein konkretes Beispiel zu nennen – insbesondere der Aufsatz zur Brieflehre Konrad Celtis aus dem Jahre 1987, zuerst erschienen in einer philologischen Festschrift, die wahrscheinlich ansonsten nie in das eigene Blickfeld geraten wäre. Besonders faszinierend las sich darüber hinaus der Beitrag zur Hinterlassenschaft des Frühhumanisten Samuel Karoch von Lichtenberg (gest. 1485), zu der auch judenfeindliche Texte gehören, die damit erneut Anlass zur Frage geben, wie sich gestandene Humanisten zu derartiger Diskriminierung und Propaganda hergeben konnten. Einige Unterschiede zwischen dem philologisch-literaturhistorischen und dem kulturhistorischen Blick auf die Phänomene lassen dagegen die Ausführungen des Verfassers zum Konzept des historischen Gedächtnisses einerseits und des hochkomplexen Wissenstransferprozesses der Übersetzung andererseits erkennen.

Wolfgang E. J. Weber

Dietrich Diederichs-Gottschalk: Die protestantischen Schriftaltäre des 16. und 17. Jahrhunderts in Nordwestdeutschland. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Untersuchung zu einer Sonderform liturgischer Ausstattung in der Epoche der Konfessionalisierung (= *Adiaphora. Schriften zur Kunst und Kultur im Protestantismus* Bd. 4). Regensburg: Schnell und Steiner 2005. ISBN 13: 978-3-7954-1762-8. 416 S., 77 Abb., € 49,90.

Das Verhältnis des Protestantismus zum Bild war in den vergangenen Jahren Gegenstand mehrerer Untersuchungen. Im Gegensatz zum bilderfreundlichen Katholizismus, der sich bevorzugt des Bildes als Medium der Glaubensvermittlung bediente, sahen etwa Martin Luther das Bild im besten Fall als *Adiaphoron*, d.h. als weder gut noch verwerflich, an und setzte vorrangig auf die Macht des Wortes. Andere Reformatoren wie Johannes Calvin lehnten hingegen Bilder als

wirkungslos oder gefährlich ab, da diese zum „Götzendienst“ verführten. Dieses Urteil führte in letzter Konsequenz zum Ikonoklasmus, also zum Bildersturm und der Entfernung der Bilder aus den Kirchen, sei es in tumultuarischer Form oder von der Obrigkeit angeordnet.

Mit den Folgen des Ikonoklasmus im nördlichen Niedersachsen und dem Stadtstaat Bremen, d.h. den ehemaligen Grafschaften Ostfriesland und Oldenburg, der Stadt Bremen und dem vormaligen Erzstift Bremen, beschäftigt sich die vorliegende, kirchengeschichtliche mit kunstgeschichtlichen Fragestellungen verbindende Studie Dietrich Diederichs-Gottschalks, die 2004 von der Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen als Dissertation angenommen wurde. Der Autor untersucht einen Typus des Altarretabels, d.h. des zumeist auf der Altar-Mensa stehenden Aufbaus, der zwischen 1550 und 1696 im niedersächsischen Küstengebiet zwischen Ems und Elbe häufige Verbreitung fand: den „Schriftaltar“. Im Gegensatz zu herkömmlichen Altären ersetzten bei den Schriftaltären, die in der Tradition der spätmittelalterlichen Katechismus-, Beicht- und Gebotstafeln standen, Schrifttafeln die traditionellen Bilder oder Skulpturen. Die Inschriften kreisten um das Abendmahl, den Katechismus Martin Luthers und Probleme der Kirchengründung. Nach Diederichs-Gottschalk erfüllte nur ein Altarretabel des Untersuchungsraums eine liturgische Funktion im Rahmen des Vorbereitungs- bzw. Abendmahlgottesdienstes, und eine katechetische Rolle spricht der Autor den Schriftaltären in toto ab. Vergleichbare Schriftretabel entstanden zwischen 1580 und 1600 auch im Königreich Dänemark, Norwegen und im Baltikum, während in den Niederlanden im Zeitraum von 1600 bis 1640 der Typus des Wandtafel dominierte.

Grundlage der Entwicklung des skizzierten, genuin protestantischen Altar-Typus war der Bildersturm: In Ostfriesland hatte der Ikonoklasmus wohl Ende der 20er Jahre des 16. Jahrhunderts eingesetzt, als Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, dort kurzfristig Zuflucht gefunden hatte. In dieser ersten, quellenmäßig unzureichend belegten Phase schlugen die Bilderstürmer Skulpturen Nasen und Ohren ab oder zerstörten Gesichter und Hände.

Einen geordneten Bildersturm beschreibt der an Heinrich Bullinger gerichtete Brief des Borssumer Pastors Aquilomontanus vom 10. August 1539, in dem dieser die Reinigung des Gotteshauses von Statuen, Altären und Bildnern erwähnt. Auf die Initiative eines Geistlichen, des Reformators Johannes a Lasco, ging auch die von der Obrigkeit angeordnete Entfernung der Bilder aus den Kirchen Ostfrieslands im Jahr 1543 zurück. Um Aufruhr und unerwünschte Öffentlichkeit zu vermeiden, sollten die „Götzenbilder“ sukzessive und heimlich in der Nacht aus den Kirchen gebracht und an die Stifter zurückgegeben werden.

Eine andere Spielart des Ikonoklasmus beließ die Bilder in situ, entzog sie aber der Öffentlichkeit: Als Alternative bot sich das Verschließen des Altarretabels an, um die Skulpturen den Blicken der Gläubigen zu entziehen. Das prominenteste

Beispiel dürfte wohl der Creglinger Marienaltar Tilman Riemenschneiders sein, der auf diese Weise die Zeitläufte bis in das 19. Jahrhundert relativ unbeschädigt im „Winterschlaf“ überstand.

Die konfessionellen Spannungen hinterließen auch am größten Schriftaltar Ostfrieslands, dem Schrifttriptychon von 1577 in der lutherischen Kirche von Norden in Gestalt eines Schlosses eine Spur: Nachdem 1577 der reformierte Nordener Pastor Larletanus gestorben war, eskalierten die Streitigkeiten in der von Lutheranern und Reformierten bewohnten Stadt und gipfelte 1579 später in der Ausweisung der reformierten Prediger – drei Stadtdiener hatten die Geistlichen samt ihren Möbeln buchstäblich auf die Straße gesetzt. Im selben Jahr ließ man am Schrifttriptychon in der Nordener Kirche ein Schloss anbringen, um die „reformierten“ Abendmahlsinschriften auf der Mitteltafel unter Verschluss zu halten, während die unverfänglichen Zehn Gebote auf den Außenseiten der Altarflügel für die Gemeinde weiterhin sichtbar blieben. Der Sieg des Luthertums wurde auch anderweitig aktenkundig: Das Rechnungsbuch verzeichnet einen Ausgabeposten für den Einkauf von „lutherischen“ Oblaten. In späterer Zeit, wohl gegen Ende des 17. Jahrhunderts, entschloss man sich, die – wieder geöffnete – Mitteltafel mit lutherischen Engeln zu verzieren, welche zu dem manieristischen Schriftbild einen deutlichen Gegensatz bilden, und 1785 brachte man über den drei Innenseiten Darstellungen des letzten Abendmahls, der Kreuzigung und der Kreuzabnahme an, „überbilderte“ also den als unzureichend empfundenen Text.

Andernorts verschärfte sich die bilderfeindliche Einstellung nach 1600: Mit der Verbrennung einer Statue der Muttergottes mit dem Jesuskind endete der Ikonoklasmus in Emden am 2. Februar 1624. Calvinisten und Lutheraner hatten in der Zwischenzeit unterschiedliche Wege eingeschlagen, was sich darin manifestierte, dass im selben Zeitraum ein aus katholischer Zeit stammender Marienaltar, den nun ein Katechismus „bekrönte“, in einer Kirche des lutherischen Harlingerlandes aufgestellt wurde.

In der Stadt und dem Erzstift Bremen setzte der Ikonoklasmus 1522 mit dem Aufenthalt des niederländischen Reformators Heinrich von Zütphen ein, der unter dem Schutz des Bremer Rates stand und dazu aufrief, die Heiligenbilder zu verbrennen; laut Bericht des erzbischöflichen Offizials seien nach einer Predigt Zütphens die *Imagines* ins Wasser geworfen und symbolisch ertränkt worden.

Auch mehrere Jahrzehnte nach dem Beginn der Reformation in Bremen regte sich in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts Widerstand gegen die Entfernung von Altären aus der Bremer Kirche St. Stephani. Die passive Opposition konnte aber 1581/82 nicht verhindern, dass im Zuge der „Kreuzesstürme“ sukzessive auch die letzten Kruzifixe und Altartafeln aus den Gotteshäusern Bremens verschwanden. Bis in die 80er Jahre des 16. Jahrhunderts hatten sich die Verehrung der Kruzifixe und Passionsbilder offensichtlich auch in Bremen behauptet, bis die Bildwerke durch das Eingreifen der Obrigkeit ohne Öffentlichkeit und „zuthun

des gemeinen Volks“ (zitiert S. 214) aus den Kirchen genommen bzw. zerstört wurden. So entfernte man 1582 aus der Bremer Kirche St. Martini das Altarretabel, während Triumphkreuz und Apostelbilder „in Stücke gehauen“ (zitiert S. 213) und ein Epitaph „gereinigt“ wurde.

Der „Consensus Bremensis“ von 1595 schlug anstatt der „abgeschafften“ Bilder die Aufstellung von Schriftaltären vor, deren Flügel die „hauptstücke des Christlichen Catechismi, mitt feinen leserlichen buchstaben geschrieben, und für augen gestellt“ (zitiert S. 215) zieren sollten. Verantwortlich für den Text war Christoph Pezel, reformierter Prediger an St. Ansgarii und maßgeblicher Theologe der Hansestadt, der auch Überlegungen über den Nutzen der Bilder anstellte und diese als zulässig betrachtete, wenn sie der „erinnerung“, dem „politischen brauch“ oder dem „Zirath“ dienten. Diese differenzierte, obschon reformierte Haltung gegenüber dem Bild erklärt auch, warum bereits 1592, zehn Jahre nach dem Bildersturm, die Aufstellung einer mit Tugendallegorien verzierten Kanzel in St. Ansgarii möglich war, der 1597 eine vergleichbare Kanzel in St. Martini folgte. Im öffentlichen Raum gewann das Bild ebenfalls an Gewicht, als die städtische Obrigkeit die Fassade des Bremer Rathauses im Zeitraum von 1608 bis 1620 mit einem umfangreichen Bildprogramm schmücken ließ, das auf das himmlische Jerusalem als Vorbild des christlichen Staates verwies.

Im Gegensatz zu den vier „städtischen“ Kirchen fand im Bremer Dom, der von 1561 bis 1638 geschlossen war, kein nachweisbarer Bildersturm statt. Dennoch gingen sämtliche 33 Altäre verloren, und vom ursprünglich vorhandenen Bilderbestand zeugen nur noch neun Bankwangen des Chorgestühls, sieben Holzskulpturen und einige Steinmetzarbeiten. Dass der von 1694 bis 1696 gefertigte Hochaltar des lutherischen Doms im 19. Jahrhundert als „schlecht gerathen und sehr geschmacklos“ beurteilt und aus diesem Grund 1840 durch einen neugotischen Lettner-Altar ersetzt wurde, verwundert nicht: Der verschwundene barocke Hochaltar kopierte den Aufbau des Baldachins Gianlorenzo Berninis über dem Petrusgrab in St. Peter zu Rom – wollte man damit das wahre Petrus-Grab im Bremer Petri-Dom verorten? Ironie der Geschichte: Ein lutherischer Hochaltar fiel wohl auch aufgrund seines prominenten katholischen Vorbilds einem post-ikonoklastischen Ikonoklasmus zum Opfer.

Der Verdienst des ausführlich beschreibenden und großzügig bebilderten Bandes, der erstmals einen detaillierten Katalog aller 18 Schriftaltäre der zwei Untersuchungsregionen vorstellt, liegt in der kompakten Präsentation einer typisch protestantischen Kunstgattung am Beispiel zweier überschaubarer Räume, deren komplexe konfessionelle Entwicklung sich in der kirchlichen Kunst niederschlug. Das spannungsreiche Verhältnis von Luthertum und Reformierten zum Bild und die Erhebung des Wortes zur Ehre der Altäre, Voraussetzung und Folge des Ikonoklasmus, lassen sich hier exemplarisch nachvollziehen.

Stefan W. Römmelt

James Buchan: Capital of the Mind. How Edinburgh Changed the World. London: John Murray 2004. ISBN 13: 978-0719565441. xi + 436 S., £ 9,99.

Das Forschungsthema der schottischen Aufklärung erfreut sich vor allem seit den letzten zehn Jahren auch über die schottischen Gelehrtenkreise hinaus großer Beliebtheit. Insbesondere Philosophen, Historiker und Sozialwissenschaftler, die an den schottischen Ursprüngen ihres Fachgebietes interessiert sind, befassen sich vermehrt mit den intellektuellen Strömungen im Schottland des 18. Jahrhunderts und ihrer Bedeutung für die Entstehung der modernen Welt. Erst kürzlich erschien eine umfangreiche Studie des Amerikaners Arthur Herman zur schottischen Aufklärung unter dem bezeichnenden Titel *How the Scots Invented the Modern World* (2001), die ein internationaler Bestseller wurde.

In seinem neuen Buch *Capital of the Mind* schließt sich James Buchan, der bislang weniger als Historiker denn als Romancier, Journalist und Literaturkritiker in Erscheinung trat, der Hauptthese Hermans an, das intellektuelle Potential der schottischen literati im 18. Jahrhundert habe entscheidend zur Entstehung der modernen Welt beigetragen. Im Zentrum seiner Untersuchungen steht die Geschichte Edinburghs im 18. Jahrhundert, das schon von den Zeitgenossen im Europa der Aufklärung für seine hohe Konzentration an Talenten als ‚hotbed of genius‘ gerühmt wurde. Mit *Capital of the Mind* wagt Buchan einen neuen und eigenständigen Zugriff auf die Geschichte Schottlands im 18. Jahrhundert, der, gestützt auf ein überaus weitgefächertes Quellenmaterial und unter Ausschluss fast der gesamten Forschungsliteratur, in elf chronologisch angeordneten Kapiteln die Geistesgeschichte der schottischen Aufklärung mit der Stadtgeschichte Edinburghs zu verbinden sucht.

Die ersten Kapitel machen deutlich, dass Edinburgh noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts weit davon entfernt war, eine Hochburg der kultivierten Gelehrsamkeit zu werden. Religiöse Bigotterie und Orthodoxie bestimmten das Alltagsleben in einer Stadt, in der noch im Jahre 1696 der Student Thomas Aikenhead wegen blasphemischer Äußerungen von der Generalsynode der radikal puritanischen presbyterianischen Scottish Kirk zum Tode verurteilt wurde. Das politische Klima war geprägt von einem aggressiven patriotischen Diskurs, der sich mit dem Problem der schottischen Identität im Kontext von Union und Jakobitismus auseinandersetzte. Die anglo-schottische Union von 1707, die die politische Souveränität Schottlands systematisch aushöhlte und zunächst auch keinen wirtschaftlichen Aufschwung zu versprechen schien, wurde von vielen Schotten mit Argwohn betrachtet oder von Grund auf abgelehnt. Die Sehnsucht nach Unabhängigkeit fand ihr radikales Pendant in der Bewegung der Jakobiten, die vor allem in den Jahren 1715 und 1745 in gewaltsamen Aufständen versuchten, eine Restauration der Stuart-Monarchie in Schottland durchzusetzen. Buchan schließt seine ersten Ausführungen mit der These, dass Edinburgh nur nach einem politischen Sieg

über die Jakobiten und einem religiösen Sieg über die bigotte Fraktion in der schottischen Kirche zu einer kulturellen Vormachtstellung in Europa der Aufklärung avancieren konnte.

Die politisch-militärische Niederlage der Jakobiten nach der Entscheidungsschlacht bei Culloden am 16. April 1746 sowie die erfolglosen Hetzkampagnen der orthodoxen Geistlichen gegen die Philosophen David Hume und Lord Kames in den Jahren 1755 und 1756 markieren den historischen Wendepunkt in Buchans Werk. Die schottischen Gelehrten, zu denen neben gebildeten Rechtsanwälten, universalgelehrten Professoren und literarisch ambitionierten Adelligen nun auch viele Mitglieder einer neuen, gemäßigten Generation von Geistlichen zählten, entwarfen ein modernes nationales Kulturprofil, das sich weder von der englischen Kultur abgrenzen noch sich ihr unterwerfen sollte, „by making it more general, cosmopolitan, classical, businesslike, polite and loyal“ (S. 128). In Edinburgh etablierte sich ein Theater, in wachsendem Maße gründeten sich literarische, gemeinnützige und naturwissenschaftlich-orientierte Clubs und Sozietäten zum Zweck des geselligen Miteinander und Informationsaustauschs, es gab mehr und mehr Buchhandlungen und Leihbüchereien. Die Aufklärer in Edinburgh beteiligten sich an städtischen Sanierungs- und Modernisierungsprojekten, mit dem Ziel, die schottische Hauptstadt in ein fortschrittliches Zentrum von Handel und Bildung zu verwandeln. Im Zuge dieser Erneuerungsprojekte entstand die georgianische New Town als neuer Wohnbezirk im Norden Edinburghs, der als Beispiel neoklassizistischer Architektur in Schottland schlechthin bekannt ist.

Innerhalb dieses metropolitanen Rahmens verfassten die schottischen Aufklärer ihre wichtigsten Werke, die in unterschiedlichen wissenschaftlichen Ansätzen den menschlichen Fortschritt und Zivilisationsprozess in der Geschichte thematisieren. Buchan analysiert dabei nicht nur die wichtigsten Thesen der heute populärsten Schriften – so David Humes politische und moralphilosophische *Essays* (1753-54), Adam Smiths *Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (1776), William Robertsons historiographische Werke (1759-77), Adam Fergusons *Essay on the History of Civil Society* (1767) und John Millars *Origin of the Distinctions of Ranks* (1771) –, sondern skizziert auch die wichtigsten Aspekte weniger bekannter Werke, etwa Sir James Steuarts *Inquiry into the Principles of Political Economy* (1767) oder Lord Monboddos *Of the Origin and Progress of Language* (1773). In einem gesonderten Kapitel stellt Buchan zudem die naturphilosophischen Abhandlungen und Ergebnisse unter anderem James Huttons und William Cullens kurz vor, um zu zeigen, dass neben der politischen Ökonomie, der Historiographie und Moralphilosophie auch die Naturwissenschaften zu den wichtigsten Forschungsdisziplinen im Schottland der Aufklärung gehörten. Buchan macht es sich nicht nur zur Aufgabe, die Werke und Ideen der schottischen literati vor dem Hintergrund ihrer spezifisch schottischen Erfahrung eizens zu interpretieren, sondern geht gleichsam auf ihre Rezeption und Adaption

im kontinentalen Europa ein. Schließlich widmet er sich in einer letzten Sektion dem neuen Sensibilitätskult in Philosophie und Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, welcher, so Buchan, in einem bizarren Gegensatz zur vernunftgeleiteten Aufklärung stand und die Epoche der Romantik einleitete.

Die erzählerische Kraft und der durchweg lebendige Stil in *Capital of Mind* deuten auf die großen literarischen Fähigkeiten des Autors hin. Buchans sehr detaillierte Ausführungen und zahlreiche Quellenverweise lassen darüber hinaus auf eine nahezu vollständige Kenntnis über die Primärliteratur der behandelten Epoche schließen. Das Stadtleben Edinburghs im 18. Jahrhundert wird überaus facettenreich dokumentiert: über Musik und Tanz, Architektur und Kunst, soziale Umgangsformen und gesellige Praktiken erfährt der Leser ebensoviel wie über die generellen Strömungen in Politik, Religion und Literatur. Daneben bietet sich das Buch auch als prosopographisches Nachschlagewerk an: die wichtigsten Charaktere Schottlands im 18. Jahrhundert – von David Hume, Adam Smith, Adam Ferguson und William Robertson über John Home, James Boswell und Hugh Blair bis hin zu Henry Mackenzie, Robert Burns und Sir Walter Scott – finden hier ihren Platz. Buchan thematisiert die schottischen Literati nicht nur im Kontext ihrer intellektuellen Aktivitäten, sondern stellt auch ihre sozialen und professionellen Beziehungsnetze heraus.

Nicht in allen Bereichen jedoch eignet sich *Capital of the Mind* als verlässliches Referenzmedium. Denn das, was eigentlich die Stärke des Buches ausmacht – nämlich die Methode, die Geschichte Edinburghs im 18. Jahrhundert allein auf der Basis von reichhaltigem Primärmaterial neu zu erschließen – entpuppt sich auch als dessen größte Schwäche. Buchan verweist nur sehr selten auf sekundäre Quellen und richtet sich somit auch eher an ein historisch interessiertes Publikum als an Fachexperten. Er wäre allerdings gut beraten gewesen, sich zumindest in einigen Sektionen mit der neueren Forschungsliteratur vertraut zu machen. So erfahren wir zum Beispiel, dass die schottische Schule des *Common Sense* mit ihren „disreputable prejudices“ den Philosophen David Hume nicht nur aus der Universität vertrieben hätte, sondern auch aus „the drawing-room in both Britain and North America. In the nineteenth century, he was barely read as an historian.“ (S. 76). Davon abgesehen, dass Buchan in Bezug auf die Philosophie des *Common Sense* weniger eine wissenschaftliche als vielmehr eine persönliche Meinung abgibt, ist seine Aussage, Humes englische Geschichte sei im 19. Jahrhundert kaum gelesen worden, schlichtweg falsch – denn gerade als Historiker war Hume bis weit in das 19. Jahrhundert bekannt. An anderer Stelle behauptet Buchan, der Niedergang der renommierten Gelehrtenengesellschaft *Select Society* (1754-64) hinge unter anderem mit ihrem Konzept zusammen, die englische Sprache in Schottland zu verfeinern und zu perfektionieren. „Its programme“, so führt Buchan weiter aus, „was the laughing-stock of the town“ (S. 97). Fakt ist, dass die *Select Society* für eben diesen Zweck 1761 eine eigene Tochtergesellschaft ins

Leben rief, die anfänglich sehr großen Zulauf fand. Initiiert wurde dieses Projekt mithilfe des irischen Gelehrten Thomas Sheridan, der Anfang der 1760er Jahre in mehreren öffentlichen Kursen alle rang- und namhaften Bürger Edinburghs in der englischen Rhetorik unterrichtete. Das Konzept der Select Society fiel also durchaus auf fruchtbaren Boden und kann daher auch nicht für den späteren Misserfolg der Sozietät verantwortlich gemacht werden. Was außerdem verwundert, ist die Tatsache, dass Buchan Glasgow und Aberdeen als periphere Zentren des Aufklärungsdenkens nicht erwähnt. Noch nicht einmal im Index tauchen diese beiden Städte auf. Zwar hat sich Buchan zum Ziel gesetzt, die Stadtgeschichte Edinburghs zu diskutieren, im weiteren Kontext der schottischen Aufklärung und ihrem Vermächtnis aber kann eine solche ausschließliche Fokussierung irreführend sein. Gerade im Hinblick auf die politisch-ökonomischen Schriften Adam Smiths, zum Beispiel, der nicht in Edinburgh, sondern in Glasgow residierte und auch an der dortigen Universität lehrte, ist ein Verweis auf Glasgow als merkantiles und kommerzielles Zentrum wie auch als Bildungsstandort im Schottland der Aufklärung unabdingbar.

Nichtsdestotrotz lässt sich *Capital of the Mind* als sehr gut lesbare, zugleich äußerst aspektreiche regional- und kulturgeschichtliche Lektüre vor allem denen empfehlen, die sich mehr als nur einen kurzen Überblick über den Themenkomplex der schottischen Aufklärung verschaffen wollen.

Iris Fleßenkämper

Leopold von Ranke: Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 1: 1813-1825. Hg. und eingeleitet von Ulrich Muhlack und Oliver Ramonat (= Gesamtausgabe des Briefwechsels von Leopold von Ranke. Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durch Klaus Hildebrand Bd. 1). München: R. Oldenbourg Verlag 2007. ISBN 13: 978-3-486-58097-6. 656 S., 10 Abb., € 79,80.

Die bisherige Befassung mit „dem Großmeister der historisch-kritischen Quellenforschung“ (Einleitung S. 8) war hinsichtlich des biographisch und werkgeschichtlich unverzichtbaren Briefwechsels auf Teileditionen angewiesen, die sich durch manche Eigenheiten und Mängel auszeichneten. Die vorliegende, in der Gestaltung höchst gediegene, nach Erscheinungszusammenhang und Herausgeberschaft quasi fachoffizielle Edition möchte diesen Defiziten abhelfen. „Sie führt“ nach Einschätzung ihres Herausgebers „in allen Beziehungen über den bisherigen Erkenntnisstand hinaus“ (S. 49) und „versetzt“ damit „die Ranke-Korrespondenz aus dem Dunst- oder Bannkreis Rankescher Traditionspflege auf das freie Feld der historischen Forschung; sie stößt, im Elementarsten wie im

Höchsten, zu der ‚ursprünglichsten Mitteilung‘ dieser Briefe vor; sie trägt damit zu jener Historisierung Rankes bei, die der Ranke-Forschung heute aufgegeben ist.“ (ebd.).

Wenn diese Historisierung freilich so verteidigt werden muss – sie „bedeutet nicht, dass Ranke irgendwie an den Pranger gestellt wird; Historisierung Rankes bedeutet vielmehr, dass Ranke auf seinen spezifischen Standort in der Geschichte der Geschichtswissenschaft zu stehen kommt“ (S. 41); „diese Historisierung hat nichts mit Entaktualisierung zu tun, im Gegenteil: sie erschließt uns die Bedeutung, die Ranke in der Geschichte der modernen Geschichtswissenschaft zukommt, und ist damit für uns ein notwendiger Akt historischer Selbstbesinnung, ganz gleich, welche Art von Historie wir gegenwärtig betreiben“ (S. 6) –, die Beschäftigung mit Ranke also zur Pflicht gemacht wird – „Um so mehr ist es heute an uns, diese Aufgabe mit noch ganz anderer Konsequenz zu ergreifen und ebenso umfassend wie eindringend durchzuführen“ (ebd.) –, die Bedeutung Rankes tautologisch unterstrichen werden muss – „Ranke geht uns bis heute deswegen etwas an, weil er ein Historiker war, dem wir bis heute, so oder so, Relevanz zubilligen“ (S. 47) –, außer mit dem „Großmeister“ auch noch merklich mit anderen Superlativen gehandelt wird und als letzte Versuche einer Historisierung Rankes „aus der jüngeren Zeit“ lediglich die Beiträge Ernst Schulins und Leonard Kriegers aus den ausgehenden 1970er Jahren genannt werden, dann scheint es mit dem Aufbruch zur tatsächlichen Historisierung der historistischen Lichtgestalt noch schwierig zu sein.

Die editorische Leistung ist gleichwohl mustergültig und in der Tat erfährt der Leser zur Biographie und zum Werk Rankes manch Neues und viel jetzt ungleich Präziseres, inhaltlich wie im Hinblick auf „die kommunikativen Strukturen [...], in den Rankes Leben und Wirken stattfindet“, wie der Herausgeber überzeugend darlegt (S. 47). Insgesamt sind 267 Briefe aufgenommen, ergänzt durch weitere Briefe und sonstige Materialien von Bildern bis zu genealogischen und chronologischen Übersichten im Anhang. Ihre Kommentierung erscheint durchweg überzeugend; die editorisch-kritischen Zusätze summieren sich auf nicht weniger als 1459 Fußnoten. Deutlich werden u.a. die ständige Geldknappheit der Familie und die damals sehr karg bemessenen Gehälter oder die obrigkeitliche Antrags- und Verbescheidungskultur des preußischen Staates, aber auch, dass der Finanznot gelegentlich mit Lotterielosen abgeholfen werden sollte und in diesem Zusammenhang bildungsbürgerliche Judendiskriminierung auftreten konnte (vgl. S. 251f.). Über Stecken hinweg könnte die Korrespondenz als Muster protestantisch-bildungsbürgerlicher Familienkonstitution und zur Rekonstruktion entsprechender Alltagsgeschichte aufgefasst und ausgewertet werden. Im Hinblick auf das Werk werden u.a. die enormen Schwierigkeiten der Quellenbeschaffung und dabei die entscheidende Bedeutung persönlicher Beziehungen und standesgemäßen Verhaltens fassbar. Dass Ranke das Geschäft der strategischen Freixemplarverleihung

(vgl. S. 521f. u.ö.) beherrschte, sich in eigentümlichem Kontrast zum sonst so gerne propagierten bürgerlichen Selbstbewusstsein bei Bedarf der einem Klienten zukommenden Sprache der Untertänigkeit gegenüber Höhergestellten befleißigte und den Erwartungen des zuständigen Ministeriums anpasste – „Ich bin gegenwärtig nicht in der Lage etwas zu thun, das dem Ministerium auf irgend eine Weise missfällig seyn könnte“ (S. 573) –, wird jetzt, im chronologischen Zusammenhang, ebenfalls noch klarer. Einige direkte und indirekte Äußerungen Rankes weisen darauf hin, dass seine christlich-religiöse bzw. protestantische Weltsicht und Motivation ernster genommen werden müssen als bisher üblich.

Heinrich Ranke betrachtete in seinem bisher ungedruckten Brief an Leopold vom 12. April 1825 Leopolds „Darstellung der Geschichte in Gottesfurcht“ als notwendigen Ausgleich dafür, dass „sonst [...] jede einzelne Seite der Wissenschaft an ihrem Teil zur Verbreitung der Gottlosigkeit beigetragen“ habe (S. 599). Von dem Bewusstsein darüber und der Abneigung dagegen, von der Nachfrage abhängig zu sein und deshalb nicht lediglich den selbst empfundenen Erfordernissen der Sache folgen zu können, zeugt ein Satz von 1825: „Es ist ein verwünschtes Ding, wenn man sich von der guten Meinung eines so beweglichen Studiosen Publikums abhängig sieht“ (S. 597).

Wolfgang E. J. Weber

Golo Maurer: Preußen am Tarpejischen Felsen. Chronik eines absehbaren Sturzes. Die Geschichte des Deutschen Kapitols in Rom 1817-1918. Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2005. ISBN 13: 978-3-7954-1728-7. 320 S., € 39,90.

Zu einem Erinnerungsort, der im kollektiven Gedächtnis der Deutschen heute kaum noch präsent ist, führt die hier zu besprechende Publikation *Preußen am Tarpejischen Felsen. Chronik eines absehbaren Sturzes* des Heidelberger Kunsthistorikers Golo Maurer. Im Zentrum des repräsentativen und mit zahlreichen historischen Photographien ausgestatteten Bandes steht die Geschichte des im Herzen Roms gelegenen Kapitols. Bereits in der Antike fungierte der Hügel nicht nur als politisches und religiöses Zentrum der Stadt Rom, sondern auch als Festung und Hinrichtungsstätte. Auf dessen südlichem Teil erhob sich seit dem späten 6. Jh. v. Chr. das bedeutendste Heiligtum der offiziellen römischen Staatsreligion: der Tempel der *Kapitolinischen Trias* Jupiter, Juno und Minerva. In unmittelbarer Nachbarschaft zum Tempel liegt der Tarpejische Felsen, von dem seit den Anfängen Roms Verräter und Verbrecher in den Tod gestürzt wurden. Während des Mittelalters krönte das römische Volk auf dem Kapitol seine Dichter mit Lorbeerkränzen und im 16. Jh. schuf Michelangelo hier eine der prächtigsten

Platzanlagen der italienischen Renaissance. Man muss die besondere historische Symbolik des Tarpejischen Felsens und den damit verbundenen Topos des „Fal-lens“ bzw. „Stürzens“ kennen, um die kulturgeschichtliche Bedeutung der im vorliegenden Band nachgezeichneten preußisch-deutschen Inbesitznahme der südlichen Kapitolskuppe zu verstehen, die Golo Maurer in den Mittelpunkt seiner Untersuchung stellt.

Auf dem Kapitol entwickelte sich seit dem frühen 19. Jahrhundert eines „der lebendigsten intellektuellen und gesellschaftlichen Zentren der Stadt.“ (S.7). Als erster Deutscher mietete sich im Jahre 1817 der damalige preußische Gesandtschaftssekretär und spätere Gesandte Christian Carl Bunsen in den 1584 über den Fundamenten des antiken Jupiter Tempels errichteten Palazzo Caffarelli ein. Seit 1829 bemühte sich das Königreich Preußen um den Ankauf der repräsentativen und weitläufigen Immobilie auf dem Kapitol. Diesem Ansinnen standen jedoch sowohl die Kommune von Rom, die im unmittelbar angrenzenden Senatorenpalast ihr Rathaus unterhielt, als auch die Leitung des Kirchenstaates ablehnend gegen-über. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand: die Stadt Rom war selbst am Erwerb des auf symbolträchtigen Gelände gelegenen Palazzos interessiert, während der päpstlichen Regierung eine derart exponierte Präsenz des protestantischen Preußen in der Hauptstadt des Kirchenstaates ein Dorn im Auge sein musste. Die Befürchtung, das Kapitol könnte sich zu einer Keimzelle des Protestantismus in Rom entwickeln, war nicht unbegründet. Hatte Bunsen doch im Palazzo Caffarelli eine großzügige Gesandtschaftskapelle einrichten lassen, die sich binnen kürzester Zeit innerhalb der kleinen protestantischen Gemeinde großer Beliebtheit erfreute. 1854 konnte der Palazzo schließlich käuflich erworben werden.

Entgegen aller kirchlichen und kommunalen Widerstände wurde der südliche Teil des Kapitols sukzessive zu einem politischen, gesellschaftlichen, sozialen aber auch kulturellen und wissenschaftlichen Zentrum des preußisch dominierten Deutschlands in Rom, ja in ganz Italien ausgebaut. Auf Initiative eines internationalen Gelehrtenkreises kam es im Jahre 1829 zur Gründung des *Instituto di Cor-rispondenza Archeologica*. Waren das Institut und die Kapelle zunächst noch in den Räumen der Gesandtschaft untergebracht, erhielt Ersteres 1835 in unmittelbarer Nähe des Palazzo Caffarelli ein eigenes Gebäude, dem nach der Reichsgrün-dung ein großzügiger Neubau für das nunmehr nationalisierte *Kaiserliche Deut-sche Archäologische Institut* folgte. Gleichfalls 1835 kam es zur Einrichtung der so genannten *Casa Tarpea*, einem Krankenhaus für protestantische Patienten, das im Zuge größerer Umbauten 1877-79 eine deutliche Erweiterung seiner räumli-chen Kapazitäten erfuhr. Daneben diente die Casa Tarpea den Stipendiaten des archäologischen Instituts und deutschen Künstlern als Gästehaus.

Mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 und dem damit verbunde-nen Fall des Kirchenstaates erhielt die Entwicklung des „Deutschen Kapitols“ eine zusätzliche Dynamik, wie die Neu- und Umbaumaßnahmen dokumentieren.

Aus der vergleichsweise unbedeutenden Gesandtschaft Preußens im Kirchenstaat war die Botschaft der größten europäischen Kontinentalmacht in der Hauptstadt des ebenfalls neu entstandenen und mit Berlin verbündeten italienischen Königreichs geworden. Diese veränderte politische Konstellation führte jedoch zu keiner verbesserten Wahrnehmung der deutschen Kolonie auf dem Kapitol. Im Gegenteil: die historische Bedeutung, ja Symbolik des Hügels wurde zu einem bestimmenden Element der sich formierenden nationalen Identität des jungen Italien. Seine vollständige Inbesitznahme blieb also auf der Agenda. Gleichzeitig trug die deutsche Seite zur Verschlechterung der gegenseitigen Wahrnehmung bei: der für diplomatische Feinheiten bekanntermaßen unsensible Wilhelm II. empfand auf seiner Romreise 1888 die dortige Repräsentation des Kaiserreichs als unzureichend. In seinen Augen benötigte die Stärke und kulturelle Überlegenheit des Reichs gerade in Rom – als der Wiege der abendländischer Kultur – neue Ausdrucks- und Repräsentationsformen. Sein eigenes Kaisertum verstand Wilhelm II. als eine legitime Fortsetzung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Dieser Anspruch implizierte eine politisch in dieser Form nicht durchsetzbare Suprematie gegenüber dem italienischen König. Der Kaiser wusste um die besondere Symbolik des Kapitols und um die mit der dortigen deutschen Präsenz verbundenen Chance, diesen Anspruch am Ursprung der römisch-italienischen Geschichte deutlich zu machen. Nur aus diesem Grund ist es zu verstehen, weshalb sich der deutsche Kaiser 1899 im Palazzo Caffarelli einen mit monumentalen Szenen aus der germanischen Edda-Sage dekorierten Thronsaal einrichten ließ. Ferner verstand es Wilhelm II., durch gezielte Demütigungen gegenüber dem italienischen Königshaus das Verhältnis der beiden Länder weiter zu trüben. So nahm der Kaiser die Kleinwüchsigkeit König Viktor Emanuels III. zum Anlass, stets groß gewachsene Emissäre und Botschafter nach Rom zu entsenden, zu denen der kleine König aufblicken musste.

Die schleichende Verschlechterung des Klimas betraf jedoch nicht nur das politisch-diplomatische, sondern auch das kulturelle Leben auf dem „Deutschen Kapitol“. War es seit Gründung des *Instituto di Corrispondenza Archeologica* aufgrund der internationalen Zusammensetzung der dort tätigen Gelehrtengemeinschaft über Jahrzehnte hinweg üblich gewesen, in Latein bzw. der Sprache des Gastlandes zu kommunizieren, kam es nach Umwandlung in ein Reichsinstitut im Jahre 1885 zum berühmten Bismarckschen Spracherlass, der fortan die Verwendung der deutschen Sprache festsetzte. In Italien wurde dieser Schritt als ein Versuch verstanden, das wissenschaftliche Leben zu einem Zeitpunkt zu germanisieren, als sich die italienische Altertumskunde selbst zu nationalisieren begann.

Trotz der formalen Allianz mit Deutschland herrschte mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 in weiten Teilen der italienischen Bevölkerung eine nicht zu unterschätzende Antipathie gegen das Kaiserreich. Die Stimmung schlug im April 1915 vollends um, als Italien den Dreibund von 1882 aufkündigte, um sich ein

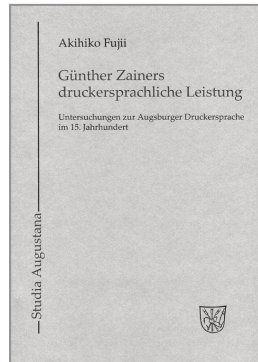
Jahr später der Entente anzuschließen. Im Mai 1915 verließ das deutsche diplomatische Korps mit einem Sonderzug die italienische Hauptstadt. In der italienischen Öffentlichkeit stieg nun der Druck auf die Regierung, den leer stehenden Palazzo Caffarelli zu enteignen und somit endgültig in italienischen Besitz zu überführen. Mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 wurde dieser Schritt schließlich vollzogen und die beinahe hundertjährige Geschichte des „Deutschen Kapitols“ in Rom beendet.

Zusammenfassend betrachtet hat Maurer ein solide recherchiertes und informatives Buch zu einem fast vergessenen, gleichwohl kulturgeschichtlich bedeutsamen Thema vorgelegt. Es darf als Hauptverdienst des Autors betrachtet werden, diese buchstäblich verortbare Episode deutscher Präsenz in Italien wieder ins Bewusstsein gerufen zu haben. Tatsächlich lässt sich an Hand der wechselvollen Geschichte des „Deutschen Kapitols“ wie unter einem Brennglas Entwicklungen und Brüche der deutschen Diplomatie-, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts exemplarisch veranschaulichen. Allein aus diesem Grunde ist dem Band eine breite Rezeption zu wünschen. Kritikwürdig sind dagegen einige, zudem stilistisch unglücklich formulierte Wertungen, die beim aufmerksamen Leser ein deutliches Befremden hervorrufen. So entsteht der Anschein, der Autor verlasse die Warte des objektiv beschreibenden Historikers und beklage selbst den zwangsläufigen Verlust vergangener deutscher ‚Größe‘ auf dem Kapitol. Diese subjektiv-nostalgische Note trübt leider den an sich positiven Gesamteindruck des Werkes und wäre bei etwas mehr objektiver Distanz zum Sujet sicherlich vermeidbar gewesen.

Stefan Paulus

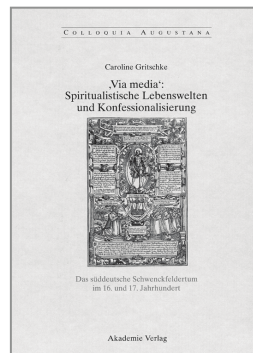
Neuerscheinungen aus dem IEK

Akihiko Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung. Untersuchungen zur Augsburger Druckersprache im 15. Jahrhundert (= Studia Augustana Bd. 15). Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007. ISBN 13: 978-3-484-16515-1. 248 S., € 58,-.



Die vielfach gerühmte Druckersprache der Augsburger Offizin Günther Zainers wird in der Untersuchung des an der Waseda-Universität (Tokyo) lehrenden Germanisten Fujii erstmals differenziert dargestellt. Die neuen Ergebnisse verdanken sich einer neuen Exzerptionsmethode, die den bislang vernachlässigten Setzerwechsel berücksichtigt. Das nunmehr genaue Bild von den Anfängen der Augsburger Druckersprache erhält durch den Vergleich mit den zeitgenössischen Augsburger Schreibsprachen noch weiter an Schärfe. Dieser Ansatz liefert ein Modell für die Untersuchung von Offizinen auch anderer Druckorte.

Caroline Gritschke: ‚Via Media‘. Spiritualistische Lebenswelten und Konfessionalisierung. Das süddeutsche Schwenckfeldertum im 16. und 17. Jahrhundert (= Colloquia Augustana Bd. 22). Berlin: Akademie Verlag 2006. ISBN 13: 978-3-05-004196-4. 480 S., € 59,80.



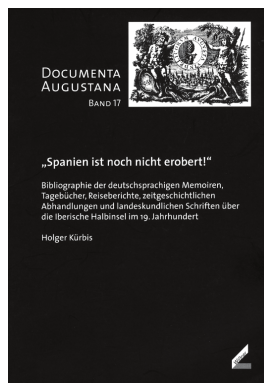
Der Spiritualismus im 16. und 17. Jahrhundert ist in der Forschungsdiskussion um Reformation und Konfessionalisierung bislang weitgehend vernachlässigt worden.

Thema des Bandes von Caroline Gritschke ist daher eine der größten spiritualistischen Gruppierungen im 16. und 17. Jahrhundert. Sie untersucht sowohl die internen Strukturen des Schwenckfeldertums als auch dessen Verbindungen zur Mehrheitsgesellschaft, die gerade ihr konfessionelles Profil entwickelte. Die Schwenckfelder im süddeutschen Raum bildeten keine fest zu umreißende sozio-religiöse Gruppe, sondern ein loses Netzwerk, das Beziehungen von unterschiedlicher Intensität

zuließ. In dieser lockeren Organisationsform war das süddeutsche Schwenckfeldertum als religiöse Gemeinschaft bis ins 17. Jahrhundert hinein lebensfähig.

Die Autorin analysiert die Selbstbehauptungsstrategien der Schwenckfelder, die den Kern ihrer Anliegen als „via media“ bezeichneten. Dieses Konzept der Mitte und des Maßhaltens bezogen sie auf theologische, lebensweltliche und religionspolitische Kontexte und umschrieben so ihre Bemühungen, gegensätzliche und widersprüchliche Aspekte ihres Lebens miteinander in Beziehung zu setzen. Die dissimulierenden Handlungsstrategien der Spiritualisten, die es ihnen ermöglichten, ihren Glauben gleichzeitig zu bekennen und zu verbergen, korrespondierten mit der dualistischen schwenckfeldischen Theologie. Das aktive teilnehmende Leben in der Welt einerseits und die schwenckfeldische Religiosität auf der anderen Seite, mittelalterliche Mystik und modern anmutender individuell erfahrbare Glaube von Christi Wirken im Herzen, wurden in der schwenckfeldischen „via media“ ebenso möglich wie die Existenz zwischen den Konfessionen.

Holger Kürbis: „Spanien ist noch nicht erobert!“ Bibliographie der deutschsprachigen Memoiren, Tagebücher, Reiseberichte, zeitgeschichtlichen Abhandlungen und landeskundlichen Schriften über die Iberische Halbinsel im 19. Jahrhundert (= Documenta Augustana Bd. 17). Augsburg: Wißner Verlag 2006. ISBN 13: 978-3-89639-527-6. 158 S., 12 Abb., € 14,-.



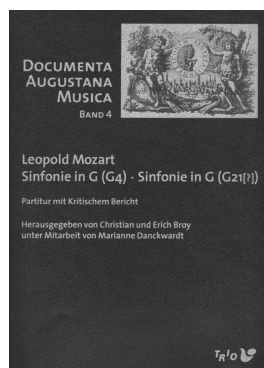
Die spanische Geschichte des 19. Jahrhunderts gehört nicht gerade zu den hauptsächlichen Arbeitsfeldern der gegenwärtigen deutschsprachigen Historiographie. In der internationalen Forschung hingegen, zumal in der angelsächsischen, haben die Ereignisse auf der Iberischen Halbinsel vor allem während der Napoleonischen Kriege eine intensive Beachtung erfahren. Vor dem Hintergrund der Bedeutung der Auseinandersetzung für Großbritannien kann dieser Umstand kaum verwundern. Auch liegen von den englischen Teilnehmern an diesen Ereignissen zahlreiche Selbstzeugnisse vor, die auch in jüngster Zeit neu aufgelegt wurden.

Der vorliegende Band von Holger Kürbis verdeutlicht nun, dass auch dem deutschsprachigen Raum zahlreiche Berichte und Augenzeugen bzw. zeitgenössische Arbeiten zu dieser Thematik vorliegen. Dieser Umstand dokumentiert das Interesse, das diesen Ereignissen noch während des gesamten 19. Jahrhunderts entgegengebracht wurde. Auch aus diesem Grund erfasst die Bibliographie Themenfelder, die mit den Ereignissen am Beginn des

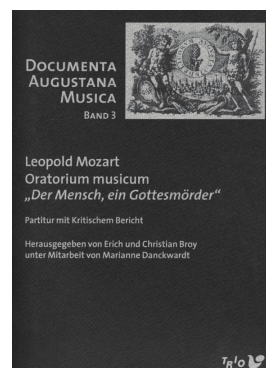
Jahrhunderts nichts oder nur wenig zu tun haben. Das gilt besonders für die Reiseberichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die zunehmende Zahl von Veröffentlichungen gerade in diesem Bereich dokumentiert auch das allgemeine Publikumsinteresse an spanischen Themen, das keineswegs auf die Zeitgeschichte bzw. Landeskunde beschränkt war, sondern auch die Literatur, Malerei und spanische Geschichte insgesamt umfasste.

Christian und Erich Broy (Hg.): Leopold Mozart. Sinfonie in G (G4) und Sinfonie in G (G21[?]). Partitur mit Kritischen Berichten (= Documenta Augustana Musica Bd. 4). Mettenheim: TRIO Musik Edition 2006. (Keine ISBN vergeben.) 28 S., € 24,50.

Dies. (Hg.): Leopold Mozart. Oratorium musicum. „Der Mensch, ein Gottesmörder“. Partitur mit Kritischem Bericht (= Documenta Augustana Musica Bd. 3). Mettenheim: TRIO Musik Edition 2006. (Keine ISBN vergeben.) 80 S., Preis wird im Sommer 2007 bekanntgegeben.



Die Reihe Documenta Augustana Musica veröffentlicht Werke Leopold Mozarts, die bislang gar nicht oder nur in unzulänglichen bzw. schwer erreichbaren Ausgaben vorlagen. Das Ziel ist es, einen Querschnitt durch das umfangreiche Schaffen dieses bedeutenden Musikers



der Übergangsphase zur musikalischen Klassik zu erstellen.

Die Editionen wurden an der Universität Augsburg erarbeitet. Sie vereinen eine spielbare Fassung des Notentextes mit einem ausführlichen quellenkritischen Kommentar und genügen somit gleicherweise den Anforderungen des Musikers wie der Wissenschaft. Der nicht zu hohe Schwierigkeitsgrad macht diese Sinfonien zum idealen Repertoire für Schul- und Laiensembles; gleichzeitig bieten die Editionen dem der historischen Aufführungspraxis verpflichteten Musiker eine verlässliche Grundlage für seine Interpretation. Zu jedem Werk ist sorgfältig erstelltes Stimmenmaterial erschienen, das den heutigen Lesegewohnheiten entspricht.

Colloquium Augustanum

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS

SOMMERSEMESTER 2006

Prof. Dr. Barbara Stollberg-Rilinger
Münster
 (22. Mai 2006)

Verfassungsgeschichte als Ritualgeschichte

Wie kann man eine angemessene Verfassungsgeschichte derjenigen Epochen schreiben, die noch keine systematischen geschriebenen Verfassungen kannten? Wie kann man vermeiden, die vormodernen Strukturen durch die Brille der modernen Verfassungskategorien wahrzunehmen? Die „kulturalistische Wende“ der Geschichtswissenschaft bietet eine andere Perspektive an, denn sie interessiert sich gerade für das Fremde, nicht für das Vertraute. Das Heilige Römisch-Deutsche Reich stellt sich aus dieser Perspektive als ein institutionelles Gebilde dar, das weniger durch formale Verfahren als vielmehr durch rituelle zusammengehalten wurde. Verfahren stellen kollektiv verbindliche Entscheidungen her; Rituale stellen verbindliche Ordnungen dar. Je weniger sich eine Gesellschaft auf Konsens stützen kann und je komplexer sie wird, desto weniger reichen Rituale für ihren Zusammenhalt aus. Am Beispiel der feierlichen Thronbelehrung der Reichsvasallen durch den Kaiser lässt sich das veranschaulichen. Die Fürsteninvestitur war die ganze Frühe

Neuzeit hindurch das Ritual, das die Ordnung des Reiches immer aufs Neue vergegenwärtigte. Es verlor seine ordnungsstiftende und integrierende Wirkung mehr und mehr, konnte aber nicht preisgegeben werden, weil es keine Alternativen dafür gab.

* * *

Dr. Claire Gantet
Paris/München
 (19. Juni 2006)

Seele und Person. Konzeptionen der persönlichen Identität in Deutschland 1500 bis ca. 1750

Der Vortrag erläuterte die Entwicklung des Verständnisses der „Seele“ im Zusammenhang mit der konfessionspolitischen Diskussion und den Einordnungen der Wissenschaften und unterschied dabei drei Perioden: erstens die Zerstückelung und Zerstreuung der Person im 16. Jahrhundert, zweitens die zunehmend undurchsichtige Grenze zwischen Körper und Seele und ihre vielfache Hinterfragung im 17. Jahrhundert, und abschließend die Diskussion über die Selbsterkenntnis im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Bis in die Frühe Neuzeit war der Mensch als eine substanzielle Verbindung von Seele und Körper angesehen worden. Erst im Todesfall trennten sich vorläufig die Seele und der Körper, bevor sie sich im verklärten Zustand am Tage der Auferstehung wieder vereinigten. Das heißt: Die persön-

liche Identität bestand aus der Einheit der Seele und des Körpers. Die Seele selbst wurde, der aristotelischen Tradition folgend, einerseits als ‚Form des Körpers‘, Prinzip des Lebens und der Bewegung, andererseits als rationaler, trennbarer und ewiger ‚Geist‘ angesehen. Als ‚Form des Körpers‘ bzw. ‚Form der Materie‘ war die Seele eine Substanz. Die Gedanken selbst waren als Produkt der Vermittlung der Wahrnehmung der fünf äußeren Sinne über die Imagination zu Gedächtnis und Verstand definiert. Oder wie es Thomas von Aquin prägnant formulierte: „Der Mensch kann ohne Körper nicht denken“. Da die Verbindung des Körpers und der Seele substanziell war, und da sie es war, die Gedanken und Erkenntnis erlaubte, bestand in dem Verständnis der damaligen Zeit das Problem der Erkenntnis des eigenen Körpers schlichtweg noch nicht.

Dieses entstand erst, als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Übereinstimmung der Seele und des Körpers eher harmonisch oder interaktiv statt substanziell konzipiert wurde. Als im 17. und 18. Jahrhundert die Definition von Substanz vielfach hinterfragt wurde, als auch eine korpuskulare Philosophie der Materie sich entwickelte, die nicht mehr die materielle Kontinuität als Bedingung der Identität postulierte, wurde die Interaktion von Körper und Seele zu einem Hauptproblem der Philosophie und der Naturwissenschaften. Von nun an ging es weniger um die metaphysische und theologische Bestimmung des Menschen, als um die angemessene Me-

thode, die Qualitäten, Eigenschaften, Talente, Neigungen, später die Funktionen seiner Psyche zu untersuchen. Im Laufe dieser Entwicklung wurde die persönliche Identität zunehmend durch die Seele und deren geistiges Vermögen gekennzeichnet: Der Mensch sei vor allem eine Seele, ein Geist, sogar ein Gehirn. Der Mensch sei nicht mehr ein Körper, sondern habe einen Körper.

* * *

Prof. Dr. Jürgen Wilke
Mainz
(3. Juli 2006)

Die „Newe Zeytung“ als Medium der Kriegsberichterstattung

Kriegsberichterstattung ist so alt wie die neuzeitlichen Massenmedien. Schon in den „Newen Zeytungen“, den noch unregelmäßig erscheinenden Vorläufern der späteren periodischen Zeitungen sind Kriege das Hauptthema. Bereits das erste Druckwerk, das diese Bezeichnung (im Zwischentitel) aufwies, handelte von einem militärischen Konflikt im Mittelmeer. Im Rahmen des Vortrags wurde zunächst das Medium „Newe Zeytung“ vorgestellt, das seine Blüte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erlebte. Welchen Raum die Kriegsberichterstattung einnahm, wurde anhand inhaltsanalytischer Daten belegt. Es interessierte ferner, über welche kriegerischen Auseinandersetzungen berichtet wurde. Bemerkenswert ist, dass

zahlreiche „Newe Zeytungen“ Kriege nicht nur verbal schilderten, sondern diese auch durch bildliche Darstellungen illustrierten. Anhand einer ganzen Reihe von Beispielen konnte gezeigt werden, welche Bilder vom Krieg schon in diesem frühen Medium der Massenkommunikation geprägt und verbreitet wurden.

* * *

Prof. Dr. Thomas Dittelbach
Augsburg/Bern
(10. Juli 2006)

Normannenkunst und Islam in Sizilien: Prolegomena zu einer west-östlichen Kulturgeschichte

Europa war seit dem 9. Jahrhundert geprägt von der Überlagerung der verschiedenen kulturellen, sprachlichen und ethnischen Identitäten zweier Kontinente. Die aristotelische Logik, die kosmologischen und optischen Schriften des Ptolemaios und das „Buch von der Heilung der Seele“ des arabischen Philosophen Avicenna gehörten in den Kathedralschulen und frühen Universitäten Europas zum Kern der akademischen Ausbildung. Die Schriften stellten die Frucht einer regen Übersetzertätigkeit dar, die seit Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst in Sizilien nachweisbar ist. Die neuen Schriften verbreiteten sich rasch und bildeten die Grundlage für neue Forschungs- und Kunstaufträge an den Höfen Europas.

Die Rezeption und Adaption islamischer Elemente am normannischen Hof erreichte ihre Blütezeit in den Jahren um 1160. Die Normannenherrscher ließen sich auf ihren Münzen in arabischer Sprache nicht als Vasallen des Papstes sondern Gottes feiern. An Beispielen aus der Epigraphik, der Numismatik, der Buchmalerei und Architektur wurde im Rahmen des Vortrags die gegenseitig befruchtende Überlagerung der christlichen und islamischen Kultur des 12. Jahrhunderts in Sizilien gezeigt. Neuere Erkenntnisse aus der Bauforschung des Referenten in der normannischen Palastkapelle von Palermo konnten mit neuesten Forschungen aus dem Bereich der Kleinkunst kombiniert und zum ersten Mal öffentlich vorgestellt werden.

Abschließend galt es, diejenige eminente historische Rolle Siziliens herauszuarbeiten, die es für die „Wissensfelder der Neuzeit“ spielte. Das siculo-normannische Sizilien wurde der ideale Nährboden für politische Experimente und künstlerische Entwicklungen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, ein Nährboden, auf dem eine breite Produktion und Speicherung von Wissen ihren Ausgang nahm.

Siehe hierzu auch in der Rubrik „Aufsätze“ in diesem Heft, S. 30-58.

WINTERSEMESTER 2006/2007

Prof. Dr. Werner Röcke
 Berlin
 (6. November 2006)

Drohung und Eskalation. Das Wechselspiel von sprachlicher und körperlicher Gewalt in Heinrich Wittenwilers „Ring“

Drohung und Eskalation bedingen einander. Während Drohungen sich auf künftiges Handeln festlegen und dabei die möglichen Taten des Gegners in Rechnung stellen („wenn Du dies oder das tust oder nicht tust, werde ich dieses oder jenes tun“), folgen sie meist auch einer Logik der Steigerung, welche die Drohungen der Gegenseite nicht einfach mit Gegendrohungen beantwortet, sondern noch zu übertrumpfen sucht. Damit aber schaffen Drohung und Eskalation einen Rahmen sozialer Kommunikation, in welchem die Grenzen zwischen Sprechen und Handeln durchlässiger werden und der in den unterschiedlichsten politischen, sozialen und kulturellen Kontexten – in Vergangenheit und Gegenwart – zu beobachten ist.

Der Vortrag hatte sich zum Ziel gesetzt, diese Übergänge von Sprache der Gewalt und Gewalt der Sprache am Beispiel von Heinrich Wittenwilers „Ring“ (frühes 15. Jh.) deutlich zu machen: einem Laboratorium aggressivster Sprachspiele; einer Werkstatt der permanenten Grenzverwischung von körperlicher und sprachlicher Gewalt.

Der Vortrag gliederte sich dabei in drei Teile: Erstens wurde nach den

Regeln oder sogar der „Grammatik“ der Eskalation von Gewalt in Wittenwilers Text gefragt. Zweitens ging es um die Rolle des Erzählers, der dieses Spiel mit der Gewalt in Szene setzt. Dabei ist fraglich, ob dieser nur Regie führt oder selbst Partei ergreift bzw. an den Gewaltphantasien beteiligt ist. Am Ende der Ausführungen stand schließlich die im Grunde offene Frage, ob und inwieweit im Wechselspiel von sprachlicher und körperlicher Gewalt die Sprache selbst zerstört, ja zum Schweigen gebracht wird.

* * *

PD Dr. Olaf Blaschke
 Trier
 (27. November 2006)

Verleger und ihre Historiker seit 1945

Ohne Geschichtsschreibung wären wir blind für die Vergangenheit, die vor allem durch Geschichtsbücher vermittelt wird. Durch sie erfährt die Öffentlichkeit, womit sich ernsthafte Historikerinnen und Historiker beschäftigen. Doch auch die fachwissenschaftliche Kommunikation innerhalb der Zunft würde zusammenbrechen, wenn angemessene Publikationsmöglichkeiten fehlten. Ohne Verlage hätte der einzelne Geschichtswissenschaftler keine Möglichkeit, sich im Feld einen Namen zu machen. Der Buchmarkt ist Teilnehmer des akademischen Spiels. Hier nehmen Verleger eine wichtige Rolle ein: bei der Selektion und Distribution historischen Wissens sowie der Auf- und Abwertung fachwissenschaftlicher Produkte. Verleger fördern

bestimmte Tendenzen und beeinflussen damit das fachwissenschaftliche Wissen. Trotzdem widmet sich die Historiographiegeschichte noch immer bevorzugt der Auslegung schon veröffentlichter Texte meist namhafter Historiker und blendet die am Produktionsprozess beteiligten Verleger aus. Wer waren überhaupt diese Verleger und Lektoren? Was hat sich im Kräftefeld zwischen Verlagen und Historikern seit 1945 verändert? Lassen sich spezifische Sondertraditionen im deutschen Buchhandel erkennen? Verlage und ihr Name bleiben ein wichtiges Element in der Wahrnehmung von Qualität und im Kampf um Reputation. Wer das als Leser oder Autor missachtet, kann einen schweren Fehler begehen.

* * *

Prof. Dr. Aloys Winterling
Freiburg i. Br.
(11. Dezember 2006)

Wahn oder Sinn? Der Kaiser Caligula

Der Kaiser Caligula (37–41 n. Chr.) gilt als Musterfall des römischen Cäsarenwahnsinns: Er trieb Inzest mit seinen Schwestern, wollte sein Pferd zum Konsul machen und plante, seinen Herrschaftssitz von Rom nach Alexandria zu verlegen. Er verfolgte die römischen Senatoren grausam und ohne Anlass, ja er wollte schließlich als Gott von ihnen verehrt werden. So behaupten es zumindest die antiken Quellen. Ihr denunziatorischer, von nachweisbaren Falschaussagen gepräg-

ter Charakter ist zwar längst erkannt, ihrer Suggestion war jedoch auch die moderne Forschung immer wieder erlegen.

Der Vortrag schilderte die kurze, ereignisreiche Herrschaft Caligulas in neuer Deutung: Sie war durch eine dramatische Konfliktgeschichte geprägt, in deren Verlauf senatorische Verschwörungen und die kaiserlichen Reaktionen darauf die Ereignisse eskalieren ließen. Der junge Kaiser nutzte mit zynischer Konsequenz den Opportunismus und die Desintegration der alten Oberschicht zur Durchsetzung einer offenen Alleinherrschaft und setzte die senatorische Gesellschaft nie zuvor erlebten traumatischen Erfahrungen von Angst, Machtlosigkeit und Selbstzerstörung aus.

Nach der Ermordung Caligulas durch eine Palastverschwörung verarbeiteten die Vertreter der gedemütigten Aristokratie mit „frischem Haß“ (Tacitus) das Erlebte. Die Konstruktion eines „wahnsinnigen“ Kaisers eignete sich zu dessen nachträglicher Entwertung und sollte die eigene Beteiligung an dem, was vorgefallen war, rechtfertigen.

* * *

PD Dr. Reinhard Blänkner
Frankfurt/Oder
(22. Januar 2007)

Historische Kulturwissenschaften im Zeichen der Globalisierung

Seit gut einem Jahrzehnt prägen Kontroversen über „Globalisierung“ und

„Kulturwissenschaft(en)“ die Debatten der politischen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit. Der rasche Aufstieg beider zu orientierungsleitenden Begriffen der Gegenwart hat die anfängliche skeptische Vermutung entkräftet, es handle sich hierbei lediglich um modische Wortgeplänkel. Die Intensität der Diskussionen lässt statt dessen eher vermuten, dass es hier um Verständigungsversuche über neuartige Problemfelder geht. Zudem legt die Gleichzeitigkeit der Debatten über „Kulturwissenschaften“ und „Globalisierung“ die Vermutung nahe, dass es sich um miteinander verknüpfte Problemlagen handelt. Erstaunlicherweise sind diese miteinander verflochtenen Problemlagen jedoch bislang nur selten aufeinander bezogen worden.

Dies gilt nicht zuletzt für die Geschichtswissenschaft. Wo über die Konzeptualisierung der Geschichtswissenschaft als einer historischen Kulturwissenschaft nachgedacht wird, kommt das Problem der Globalisierung selten ins Spiel, und umgekehrt finden auf dem sich formierenden Feld der historischen Globalisierungsforschung die Debatten über Historische Kulturwissenschaft nur marginale Berücksichtigung. Um aus dieser Sackgasse herauszukommen, wird die Geschichtswissenschaft sich zunächst der Problemstellungen einer Historischen Kulturwissenschaft vergewissern, wie sie um 1900 Max Weber, Ernst Troeltsch u. a. formuliert haben, um diesen Problemhorizont mit gegenwärtigen Erfahrungsräumen der Globalisierung zu kontrastieren. Dies öffnet nicht nur den Blick auf neue

transnationale Forschungsfelder und „Beziehungsgeschichten der Welt“. Darüber hinaus wird insbesondere durch die postkoloniale Erfahrung des Eintritts der „geschichtslosen Völker“ in das Weltgeschehen das Problem der Universalisierbarkeit der „Geschichte“ als spezifisch europäische Wissensform aufgeworfen: Wie ist eine Historie jenseits des eurozentristischen Konzepts von „Geschichte“ zu konzipieren und zur Darstellung zu bringen?

Forschungsveranstaltungen

Hellenismus. Eine Kulturgeschichte

Tagung vom 20. bis 22. Februar 2006 an der Universität Augsburg

Leitung: Prof. Dr. Gregor Weber (Universität Augsburg, Lehrstuhl für Alte Geschichte), in Zusammenarbeit mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg

Die wissenschaftliche Erforschung der Epoche des Hellenismus hat in den vergangenen Jahren kontinuierlich zugenommen – ein Forschungstrend, der in allen fachlichen Teilbereichen (Alte Geschichte, Klassische Archäologie, Klassische Philologie und Orientalistik) seinen Niederschlag gefunden hat. Dabei sind neben der materiellen Erweiterung der Wissensbestände vor allem methodisch innovative Ansätze entwickelt worden, die die zentralen Charakteristika der hellenistischen Zeit betreffen: Die Ausbreitung der griechischen Welt in bis dahin unbekannte Kulturräume, die Vernetzung und Vereinheitlichung der griechischen Kultur und die verstärkte Ausbildung von Kontaktzonen zu den indigenen Bevölkerungen des Vorderen Orients. Ziel der Tagung, die vom Lehrstuhl für Alte Geschichte in Zusammenarbeit mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg veranstaltet wurde, war es, diese auf Mechanismen der Identitätsbildung, Berührungen mit dem Fremden und Wahrnehmungen des Anderen abzielenden Ansätze unter dem in den letzten Jahren etablierten Paradigma der Kulturgeschichte miteinander zu verbinden und im Sinne einer umfassenden Bestandsaufnahme eine Forschungsbilanz zu ziehen. Dabei sollten die unterschiedlichen Felder von Politik, Gesellschaft und Kultur der hellenistischen Epoche systematisch erfasst, zueinander in Beziehung gesetzt und auf ihre spezifischen Eigenheiten hin untersucht werden, die es erlauben, den Hellenismus als historische Epoche zu begreifen.

In seinem einleitenden Vortrag („Alexander der Große und der Beginn eines neuen Zeitalters“) unternahm *Hans-Joachim Gehrke/Freiburg* den Versuch, den seit Droysen als Epochenbegriff etablierten Begriff des ‚Hellenismus‘ einer Prüfung zu unterziehen. Der erste Teil des Vortrags widmete sich theoretisch-konzeptionellen Überlegungen zu prinzipiellen Fragen von Epochenschwellen und der Einheit historischer Epochen. Herausgearbeitet wurde die Komplexität und Problematik der mit dem Epochenbegriff verbundenen Grenzziehungen, da der im Spannungsfeld zwischen Essentialisierung und arbiträrer Festlegung stehende Epochenbegriff politische, gesellschaftliche und kulturelle Felder mit unterschiedlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten unter dem Signum einer einheitlichen

Epoche zusammenfasst. Trotz der damit verbundenen Probleme, die Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Prozesse zu kategorisieren, plädierte Gehrke für den Gebrauch des Epochenbegriffs als sinnvolles Instrumentarium des Historikers, um aus der Vergangenheit Geschichte – verstanden als eine durch Denken generierte Ordnung historischer Wirklichkeit – entstehen zu lassen.

Der zweite Teil des Vortrags galt der Frage, wie sich vor diesem Hintergrund eine Epoche ‚Hellenismus‘ sinnvoll konstituieren und abgrenzen lässt. Dabei nahm Gehrke eine Konzeptualisierung von drei Feldern vor, die unter den Kategorien des Politisch-Sozialen, des Ästhetisch-Intellektuellen sowie – gleichsam in der Summe – des Kulturellen gefasst wurden. Wie Gehrke besonders anhand des politisch-sozialen Feldes deutlich machte, setzten sich zwar in zentralen Bereichen wie der institutionellen Entwicklung der Polis in hellenistischer Zeit Entwicklungen des 4. Jh.s v. Chr. fort; dennoch kam es in Auseinandersetzung mit den Monarchien zu einer neuartigen Vernetzung und Intensivierung im Verhältnis der griechischen Städte untereinander, die es nahe legen, den Hellenismus als eigene Epoche mit spezifischen Charakteristika zu begreifen.

Der anschließende Vortrag von *Jürgen Malitz/Eichstätt* („Im Schatten Alexanders des Großen – Diadochen und Epigonen“) widmete sich der ersten Generation der Nachfolger Alexanders und den Diadochenkämpfen, in deren Verlauf das Alexanderreich in schließlich drei Königreiche zerfiel. Ziel des Vortrags war es, anhand eines personengeschichtlichen Zugangs die Handlungsspielräume der einzelnen Akteure in Alexanders ‚Leichenspielen‘ auszuloten (Ophellas, Krateros, Perdikkas, Leonnatos, Ptolemaios, dazu Antigonos, Seleukos und Lysimachos). Die gewaltsamen Auseinandersetzungen um die Macht waren geprägt von selbstbewussten Männern aus dem engsten Umfeld des Königs, die bestenfalls ihresgleichen als Konkurrenten anerkannten („Explosion des Ehrgeizes“). Die völlig veränderten Verhältnisse der neuen Zeit, der nach früheren, makedonischen Maßstäben exotische Reichtum, der für den Kampf um die Macht zur Verfügung stand, und schließlich die unveränderte Kampfbereitschaft der Veteranen von Alexanders Armee ermöglichten es, Machtpositionen anzustreben, die nur ein Jahrzehnt früher unvorstellbar gewesen wären. In dieser Vielzahl von konkurrierenden Bestrebungen spielten in den ersten Jahren nach Alexanders Tod die Frauen des makedonischen Königshauses keine geringe Rolle; erst die Auslöschung aller Frauen (und Männer) der Argeaden-Dynastie ermöglichte es den Nachfolgern, Könige nicht nur dem Namen nach zu werden. Manche, denen die Zeitgenossen die größten Erfolge zugetraut hätten, scheiterten an fehlender *fortune* oder, aufgrund der Nachahmung von Alexanders persönlichem Mut, an mangelnder Vorsicht. So war die Ausbildung der Diadochenreiche nicht das Ergebnis weit vorausschauender Planung, sondern das Resultat einer Vielzahl von Zufällen und Gewalttaten. Das Königtum der ersten Generation gründete sich auf dem auch von Philosophen der Zeit bemühten, durch „Speererwerb“ gesicherten Recht des Stär-

keren. Die dynastischen Nachfolger der ersten Generation, die ‚Epigonen‘, mussten dagegen schon zu Lebzeiten der Väter sorgsam legitimiert werden.

Stärker strukturgeschichtlich ausgerichtet war der Vortrag von *Gregor Weber/Augsburg* („Alexander und die Folgen. Hauptstädte und Höfe in Entwicklung und Vergleich“). Ausgehend von der Weihung des Pharos von Alexandria durch den ptolemäischen Königsfreund Sostratos von Knidos wurden die Fragen gestellt, warum derartige Stiftungen getätigt wurden, ob es sich um eine isolierte Praktik gehandelt hat und ob sich weitere vergleichbare Fälle finden lassen. Den Rahmen für dieses Agieren der königlichen *philoï* gab die hellenistische Monarchie ab, genauer: die höfische Interaktion, die den Schwerpunkt von Webers Vortrag bildete. Für die Mitglieder der höfischen Gesellschaft war es wesentlich, die Gunst des Königs zu erhalten bzw. zu bewahren. Ausgehend von einer Gliederung der hellenistischen Epoche in vier ‚höfische‘ Phasen – zwei unter Alexander dem Großen (Beginn des Feldzugs und Etablierung in Babylon), zwei unter den Diadochen und Epigonen (3. Jh. und 2./1. Jh. v. Chr.) – stellte Weber im Verhältnis von Königen und Freunden nicht die Perspektive der Könige zur Herrschaftssicherung heraus, sondern umgekehrt die ihrer Umgebung mit Blick auf Handlungsspielräume und den Prestigegewinn, der sich aus der Königsnähe erzielen ließ. Dabei erwies sich die erhebliche Konkurrenz zwischen den *hetairoi* bzw. *philoï* um die Gunst des Königs in einem kompetitiven Zusammenspiel einer ‚Leistungsgesellschaft‘ als Konstante, während es für die ethnische Zusammensetzung der Gruppen verschiedene Möglichkeiten gab. Die Handlungsoptionen der königlichen Helfer hingen von mehreren Faktoren ab: Zum einen spielte eine Rolle, welche Fähigkeiten aktuell gefragt waren, ob das Militärisch-Organisatorische überwog, ob eine internationale Vernetzung vorhanden war oder ob auch für die herrscherliche und höfische Repräsentation wichtige Kompetenzen zum Zuge kamen; letztere spielten zu Beginn der Epoche und mit Blick auf den ‚Hof unterwegs‘ noch eine vergleichsweise geringe Rolle, während im Zuge der Konsolidierung der Höfe und Königreiche auf Dauer angelegte Stiftungen, Kunstwerke und Literatur Prestige einbrachten – für die Helfer und den König. Zum anderen war wichtig, welche Alternativen für Prestige, Erfolg und materiellen Gewinn sich der königlichen Umgebung boten, etwa in Form von besseren Bedingungen an anderen Höfen. Schließlich war die Fähigkeit des König zu einer austarierten Gunstvergabe von wesentlicher Bedeutung, was wiederum von seinem Interesse, Alter und Erfolg abhing.

Nach dem hellenistischen Königshof wurde im Vortrag von *Peter Funke/Münster* („Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Die staatliche Neuformierung Griechenlands“) ein anderes Feld politischer Interaktion und Institutionenbildung thematisiert: die bundesstaatliche Organisation, die sich im Hellenismus zu einem bedeutsamen Instrument der Sicherung von Polisinteressen entwickelte. Ausgehend von der Feststellung, dass Griechenland in der hellenistischen

Zeit einem grundlegenden Wandel unterworfen war und sich zu einer Welt von Bundesstaaten verschiedener rechtlicher Ausprägungen entwickelte, stellte Funke die Frage nach dem Stellenwert dieses Phänomens für eine hellenistische Kulturgeschichte. Auch wenn die politische Bedeutung der griechischen Bundesstaaten in den zeitgenössischen Quellen unterschiedlich wahrgenommen und reflektiert wurde, waren die politischen Entscheidungsprozesse in einer bundesstaatlich geprägten Welt anderen Rahmenbedingungen unterworfen als in einer Welt von Poleis. Dabei lassen sich spezifisch hellenistische Entwicklungen ausmachen: Das Instrumentarium föderalstaatlicher Organisationsstrukturen war zwar auch schon in klassischer Zeit verfügbar und keineswegs ein Produkt erst der hellenistischen Zeit. Jedoch erhielt die Anwendung föderalstaatlicher Prinzipien durch die politischen Veränderungen im Hellenismus eine besondere Dynamik, die sich einerseits im Vergleich zur vorangegangenen Zeit rein quantitativ bemessen und funktionalistisch beschreiben, andererseits aber auch in einem kulturgeschichtlichen Sinne einen qualitativen Wandel und entsprechende Folgewirkungen erkennen lässt, die sich mit diesen Veränderungen verbanden. Zentral war dabei das Spannungsgefüge zwischen den Gliedstaaten (= Poleis) der Bünde und der Bundesgewalt, das sich in einer stets prekären Balance befand, das aber in seiner Ausgestaltung auch die offenkundige Attraktivität föderalstaatlicher Ordnungen ausmachte. Funke verwies in diesem Zusammenhang auf mehrere Aspekte: zum einen auf die Rolle der Bundesstaaten als Motor von Verstärkerprozessen in zuvor wenig urbanisierten Gebieten und die damit eng verbundene Entstehung neuer Zentren bzw. die Umgestaltung alter Zentren als Orte politischer Kommunikation, zum anderen auf die dadurch bedingten Veränderungen des Interaktionsraumes der politischen Führungsschichten. Dabei erwies sich das Beziehungsgeflecht zwischen den Gliedstaaten und der Bundesgewalt nicht als starr, sondern lässt einen dialektischen Wandel erkennen, der durch eine zunehmende Stärkung der Repräsentative in den Entscheidungsorganen auf der jeweiligen Bundesebene letztlich auf eine Sicherung der politischen Identität der Gliedstaaten abzielte und damit zu einer Revitalisierung der Poleis in hellenistischer Zeit beitrug.

Einer anderen Seite der griechischen Polisstruktur, nämlich der Beziehung der Stadt zu ihrem ländlichen Territorium, galt der Beitrag von *Christof Schuler/München* („Die hellenistische Polis und ihr Umland. Siedlungsstrukturen, Bauern und Großgrundbesitzer“). Ausgehend von der Beobachtung, dass Polis und Chora, die Stadt und das von ihr kontrollierte Territorium, nicht nur in der hellenistischen Zeit eine untrennbare Einheit bildeten, ging Schuler der Frage nach, ob es eine spezifische Wahrnehmung des Umlandes durch die hellenistische Polis gegeben habe. Literarische und epigraphische Quellen beleuchten aus jeweils sehr einseitigen Perspektiven bestimmte Ausschnitte der Chora, die auch in der Synthese lediglich ein fragmentarisches Bild ergeben und keine Grundlage für eine umfassende Alltagsgeschichte bieten – nicht zuletzt deswegen, weil mit

erheblichen regionalspezifischen Unterschieden und Besonderheiten zu rechnen ist. Dennoch erweisen sich gerade die verschiedenen Perspektiven der Quellen als aufschlussreich, da sich aus ihnen unterschiedliche Haltungen und Wahrnehmungsweisen gegenüber dem Land rekonstruieren lassen. In den Inschriften zeigen sich die Polisterritorien vor allem als vom Menschen geprägte Kulturlandschaft, als rechtlich und baulich, sichtbar und unsichtbar vielfach gegliederter und intensiv genutzter Raum. Da sie die materielle Grundlage sowohl der Bürgergemeinde als Kollektiv wie auch des individuellen Bürgerstatus bildeten, hatten Veränderungen der ländlichen Struktur unmittelbare Auswirkungen auf die Polis als Ganzes. Dazu zählen unter anderem die Ausbildung und Verfestigung eines städtischen Honoratiorenregimes, das in auffälliger Weise mit der verstärkten Errichtung von Turmgehöften, dem Verschwinden kleinerer Höfe und der daran ablesbaren Eigentumskonzentration von Land in den Händen einer vermögenden Schicht von Großgrundbesitzern korreliert. Die Ursachen für diese wirtschaftliche Umschichtung, die tief greifende Folgen für das gesellschaftliche und politische Gefüge der Polis hatten, sind u.a. im Krieg zu suchen, der durch Schäden und Einquartierungen kleineren Bauern die Existenz entzog, andererseits in Form des Söldnerdienstes attraktivere Möglichkeiten des Erwerbs bot.

Der Frage nach der gesellschaftlichen Keimzelle – der Hausgemeinschaft und der familiären Struktur – ging der Vortrag von *Linda-Marie Günther/Bochum* („Oikos und Familie – was hat sich in hellenistischer Zeit geändert?“) nach. Für die hellenistische Antike kann anhand des Bürgerstatus für Personen verschiedenen Geschlechts und verschiedenen Alters beobachtet werden, in welcher Weise in diversen Einzelfällen Familie und Oikos aufeinander bezogen waren. Exemplarisch erörtert wurde dies von Günther anhand von Beispielen aus Milet aus der Zeit um 200 v. Chr. Dort lassen sich unterschiedliche Tendenzen im Umgang mit dem Bürgerrecht und der Möglichkeit, es zu erwerben, fassen. Einerseits verfuhr die Polis – im Unterschied zu Athen, das seit dem 3. Jh. v. Chr. vom Prinzip abging, dass beide Eltern den Bürgerstatus besitzen mussten, um ihn an die Kinder weiterzugeben – zwar vergleichsweise restriktiv. Andererseits war man aber auch bestrebt, Kinder aus unehelichen Verbindungen (*nothoi*) in den Bürgerverband aufzunehmen. Die Zugangsvoraussetzungen zum Bürgerrecht waren lokal verschieden. Insgesamt ist jedoch vor allem bei kleineren Städten – gerade vor dem Hintergrund erheblicher Migrationsströme während der hellenistischen Zeit – die Tendenz zu Epigamievereinbarungen und der Ermöglichung legitimer Ehen zwischen einem Bürger und einer Frau aus einer anderen hellenischen Stadt erkennbar. Sie sind ihrerseits Ausdruck und eine Spielart der zunehmenden Verflechtung griechischer Poleis, die als Charakteristikum der hellenistischen Zeit gelten kann.

Angelos Chaniotis/Heidelberg unternahm in seinem Beitrag („Was ist hellenistisch in Mythos und Religion der hellenistischen Welt?“) den anregenden Ver-

such, das typisch Hellenistische in der Religion und der religiösen Erfahrungswelt des hellenistischen Zeitalters zu erfassen. Ausgehend von den zentralen Kategorien Emotionalität, Intensität, Expressivität, Übersteigerung und Widersprüchlichkeit, die Chaniotis anhand der bildenden Kunst entwickelte, wies er nach, dass sich diese Elemente auch in epigraphischen Quellen in einer Vielzahl unterschiedlicher Kommunikationszusammenhänge (Fluchtexte, Kultvorschriften eines privaten Kultvereins, Volksbeschlüsse) wieder finden. Auch der Herrscherkult, der meist als eine primär politische Zuweisung von Ehrungen der Stadt an den Herrscher interpretiert wird, enthielt eine starke emotionale Bindungskraft, die in der Epiphanie des Herrschers, dem Einbruch des Außeralltäglichen ihren deutlichsten Ausdruck fand; in zunehmendem Maße wurden damit gerade auch die Könige und Königinnen zu Garanten für das Gelingen religiöser Kommunikation überhaupt. Durch ihre Präsenz in unterschiedlichen Kommunikations- und Interaktionszusammenhängen lassen sich die von Chaniotis entwickelten Kategorien als ein kulturgeschichtlicher Schlüssel zum Verständnis der Wahrnehmungen und Haltungen fassen, die sich in hellenistischer Zeit auf unterschiedlichen Feldern der politischen, religiösen und gesellschaftlichen Entwicklung bemerkbar machten.

Klaus Bringmann/Frankfurt am Main („Judentum und Hellenismus. Zur Geschichte einer spannungsreichen Beziehung“) nahm die Beziehung der ptolemäischen und seleukidischen Dynastien zum Judentum in den Blick. Mit der Eroberung des Perserreiches durch Alexander den Großen gerieten alle Juden, ob sie in dem kleinen Jerusalemer Tempelstaat, in der benachbarten Peripherie Palästinas oder in der Diaspora Mesopotamiens lebten, unter die Herrschaft makedonischer Königsdynastien. Sie erlitten Fremdherrschaft, aber sie profitierten auch von ihr. Deportationen und Kolonisation bewirkten eine Ausweitung der Diaspora, in der den Juden eine Selbstverwaltung zur Wahrung ihrer Lebensordnung in einer polytheistischen Umwelt gewährt wurde. Nicht nur die Diaspora, sondern auch das Jerusalemer Zentrum gerieten in den Bannkreis der hellenistischen Kultur – der materiellen ebenso wie der geistigen – und unter den Einfluss der Mentalität der herrschenden griechischen Eliten. Dieser Prozess der Selbsthellenisierung erhielt zusätzlichen Auftrieb durch den Versuch der hellenisierten Priesteraristokratie Jerusalems, die traditionelle theokratische Verfassung in eine Polis des griechischen Typs mit Gymnasium und Ephebie umzuwandeln. Aufgrund kontingenter Umstände endete diese hellenistische Reform in dem Verbot der jüdischen Religion durch den seleukidischen Oberherrn Antiochos IV. und einer Reaktion von jüdischer Seite, die über die religiöse Selbstbehauptung hinaus zu politischer Selbstständigkeit und territorialer Expansion führte. Dies hatte weit reichende Folgen sowohl für das Verhältnis von Juden und hellenistischer Umwelt als auch für die innere Geschichte des jüdischen Volkes.

In seinem Beitrag „Die Literatur als Spiegel epochalen Wandels“ stellte *Bernd Effe/Bochum* Grundlinien der literarischen Entwicklung in der hellenistischen Zeit

dar. Ausgehend von einem generellen Panorama des durch fundamentale politisch-soziale Veränderungen bewirkten epochalen Mentalitätswandels legte Effe die Konsequenzen dieses Wandels im Bereich der Literatur dar und hob wesentliche Tendenzen und Spezifika hervor, die das Eigene und Neue der hellenistischen Literatur ausmachten: die Konzentration auf den Alltag und die damit verbundene ‚Privatisierung‘ der Sujets, die gestiegene Bedeutung der Erotik sowie die Begrenzung des Adressatenkreises auf einen exklusiven Bereich von Kennern, die der literarischen Kunst eine Autonomie verlieh und sie durch die gestiegene Selbstreferentialität zu einem ‚l’art pour l’art‘ machte. Dieses allgemeine Bild wurde in einem Überblick über die einzelnen literarischen Gattungen in Dichtung und Prosa und deren repräsentative Autoren konkretisiert. Der Schwerpunkt der Darstellung lag auf der Dichtung und der durch sie repräsentierten Genres. Während in der Tragödie die Wiederaufführung der Klassiker des 5. Jh.s v. Chr. bestimmend wurde, erwuchs mit dem Mimos eine neue dramatische Gattung, deren derbe Inhalte in Form des Kunstmimos auf den Geschmack eines kleineren und exklusiveren Publikums zugeschnitten wurden. Die Ablehnung der Großform des homerischen Epos führte zu kleineren epischen Formen wie dem Kollektivgedicht und dem Epyllion; auch im Götterhymnus macht sich durch die Ästhetisierung und Lösung des Kunstwerks aus den kultischen Bezügen ein Traditionsbruch bemerkbar. Den Abschluss bildeten kürzere Ausblicke auf die Prosaformen (Biographie, Historiographie und Roman), die prinzipiell geringere Anforderungen an die Bildung des Lesers stellten und durch das Anwachsen eines lesekundigen Publikums in hellenistischer Zeit eine vergleichsweise breite Rezeption fanden.

Im Anschluss daran unternahm *Peter Scholz/Frankfurt am Main* („Institutionen, Ideen und Innovationen. Philosophieren und wissenschaftliches Forschen in hellenistischer Zeit“) den Versuch, sich der Wissenskultur der hellenistischen Zeit anzunähern, indem er die philosophischen Systeme und die wissenschaftliche Praxis in ihrer langfristigen Entwicklung, ihren institutionellen Anfängen, Erweiterungen und Neuausrichtungen analysierte und diese dabei in den allgemeinen historischen Wandel einordnete. Die entscheidenden ideellen und praktischen Grundlagen für jedwede philosophische und wissenschaftliche Betätigung waren bereits im 4. Jh. v. Chr. gelegt worden, mit der Propagierung und Institutionalisierung der theoretischen Lebensform durch Platon und Aristoteles. Diesem Entwicklungsschritt folgte in hellenistischer Zeit die innere wie äußere Entfaltung der griechischen Wissenskultur: die Ausdifferenzierung in Fachdisziplinen, die Archivierung und Popularisierung von Formen und Inhalten. Eine erste wichtige Voraussetzung für die Ausbreitung griechischer Philosophie und Gelehrsamkeit bildete die weite Verbreitung der Institution des Gymnasions, das der Sozialisation in den Bürgerverband diente und für jede griechische Stadt ein unverzichtbares Element von Urbanität darstellte. Ein weiteres Merkmal der Philosophie und Wissenschaft dieser Epoche war ihre Förderung durch die hellenistischen Könige,

die allerdings zumeist aus Gründen der Repräsentation erfolgte. Anhand des Mouseions in Alexandria wies Scholz darauf hin, dass sich vor allem die Königshöfe zu Zentren entwickelten, an denen Wissen akkumuliert wurde und die ein fruchtbares Feld für Innovationen darstellten, auch wenn technischer ‚Fortschritt‘ im Selbstverständnis der dort tätigen Philosophen und Fachgelehrten keine Rolle spielte. Im Unterschied dazu lassen sich in den Städten erst seit dem 2. Jh. v. Chr. öffentliche Bibliotheken nachweisen, die auf eine veränderte Wissenskultur auch in den griechischen Poleis der hellenistischen Zeit hinweisen.

„Kriegführung und Kriegserfahrung in hellenistischer Zeit“ waren das Thema der Ausführungen von *Burkhard Meißner/Hamburg*. Der Vortrag befasste sich mit den Spezifika hellenistischer Kriegführung, wie sie im Unterschied zur Kriegführung der klassischen Epoche hervortreten. Dabei nahm Meißner sowohl die kulturellen Voraussetzungen des militärischen Wandels als auch die kulturellen Reaktionen darauf bzw. die Folgen dieses Wandels in den Blick. Unter den zahlreichen Aspekten dieser facettenreichen Thematik kamen fünf Bereiche zur Sprache.

1. Die Intensivierung und Häufung des Belagerungs- und Festungskrieges und die systematische Bedrohung städtischer Siedlungen, die in den Städten zu einer Vielzahl von Veränderungen (Mauerbau; Aufwertung des Kampfsports) führte.
2. Die Ausbildung schärferer, sich in späthellenistischer Zeit relativierender Unterschiede zwischen denjenigen Mächten, die Ressourcen zur Führung langer und teurer Kriege transferieren und konzentrieren konnten, und solchen, die dazu nicht in der Lage waren.
3. Die Vervielfältigung der taktischen, technischen und strategischen Optionen, die mit einer militärfachlichen Spezialisierung einherging.
4. Die Literarisierung und Verwissenschaftlichung der Kriegführung.
5. Die Scheidung der literarischen Perspektiven auf den Krieg als Schicksal bzw. Verhängnis einerseits, als Ergebnis geplanten Vorgehens andererseits. Insgesamt hob Meißner die Ubiquität und Intensität der Kriegserfahrung in hellenistischer Zeit hervor, die den Krieg in besonderer Weise zu einem haltungs- und wahrnehmungsbestimmenden Faktor in dieser Epoche gemacht habe.

Der Beitrag von *Sitta von Reden/Augsburg* („Indigene Strukturen und griechische Innovation in der hellenistischen Wirtschaft“) ging auf die kulturgeschichtlichen Voraussetzungen der Wirtschaftsgeschichte in hellenistischer Zeit ein. Obwohl betont wurde, dass angesichts der ausgeprägten regionalen Differenzierungen unterschiedlicher hellenistischer Wirtschaften die Rede von ‚der‘ Wirtschaft in der Epoche des Hellenismus problematisch sei, hob von Reden drei Grundtendenzen der hellenistischen Wirtschaft hervor: die besitzrechtlichen Eingriffe in die landwirtschaftlichen Bodenrechte, die Einführung von Münzgeld und die Urbanisierung. Dabei betonte sie zum einen die Verbindung von indigenen Strukturen und griechischer Innovation, zum anderen die Grenzen der Innovation im wirt-

schaftlichen Leben. Den stärksten Innovationsschub brachte eine ausgeprägte Monetarisierung im Ptolemäer- und Seleukidenreich seit dem 3. Jh. v. Chr., die u.a. auf die Finanzierung kostspieliger Bauprojekte und das Besteuerungswesen zurückzuführen ist und Impulse für den Handel brachte. Abschließend wurde argumentiert, dass von einem begrenzten wirtschaftlichen Wachstum im hellenistischen Einflussgebiet ausgegangen werden kann, was allerdings nicht auf Produktivitätssteigerung, sondern eher auf eine effiziente Verwaltung der infrastrukturellen Bedingungen (Bewässerung, Transport- und Kanalsysteme, politische Vereinheitlichung, etc.) zurückzuführen ist und sich vor allem auf die griechische politische Elite auswirkte: Luxusstandards stiegen an, der Grad an ‚conspicuous consumption‘ nahm zu.

Der Beitrag von *Hilmar Klinkott/Tübingen* („Griechen in der Fremde – Fremde und die Griechen“) hatte ein in den letzten Jahren zunehmend diskutiertes Thema, die Beziehung der griechisch-makedonischen Eroberer zu den indigenen Bevölkerungen, zum Inhalt. Anhand archäologischer Funde lässt sich die Verbreitung der Griechen in den östlichen hellenistischen Reichen von Baktrien und dem indischen Mauryareich bis Ägypten vielfältig nachvollziehen, wobei nicht selten griechische Kulturelemente auch in die einheimische Kunst Einzug fanden. Allerdings ist aus diesem Material kaum etwas über das Verhältnis von den Griechen zu den Fremden und die dauerhafte Gestaltung des Zusammenlebens zu erfahren. In der Grundtendenz bildeten die Griechen und Makedonen als kleine, in sich geschlossene Gruppe und Fremdherrscher die gesellschaftliche Oberschicht der Reiche, die seit den Eroberungen Alexanders des Großen entstanden. Aus ihnen wurden die führenden Ämter in Militär und Verwaltung besetzt; Einheimische in diesen Ämtern sind regelmäßig erst im 2. Jh. v. Chr. zu fassen. Diese Ausrichtung auf eine Gräzisierung und die damit verbundene scheinbare Segregation der Griechen erklärt freilich nicht die erfolgreiche Ansiedlung und dauerhafte Etablierung von griechischen Gemeinden auf lokaler Ebene. Um dieses Zusammenleben besser greifen zu können, stellte Klinkott der griechischen Perspektive – vorgeführt an seleukidischen und ptolemäischen Beispielen – eine einheimische Wahrnehmung gegenüber, die allerdings von den speziellen lokalen Verhältnissen abhängig und nur vereinzelt bezeugt ist, während die Gräzisierung der hellenistischen Reiche als eine allgemeine Entwicklung reichlich belegt ist. Wo sich nicht-griechische Quellen fassen lassen, geben sie Hinweise auf die Integration der Griechen im anfangs fremden Lebensumfeld und beleuchten die Variationsbreite des griechisch-indigenen Zusammenlebens. Darüber hinaus zeigt die Verbindung von griechischen und orientalischen bzw. ägyptischen Quellen, dass die multikulturelle Konvivenz von Austauschprozessen geprägt war, welche auf beide Seiten, die griechische und die indigene, gleichermaßen einwirkten. Der Erfolg des dauerhaft friedlichen Zusammenlebens scheint in einer gegenseitigen Offenheit gelegen zu haben, die nicht mit der Aufgabe oder einer Verschmelzung von kulturel-

len und ethnischen Identitäten gleichzusetzen ist. Das Resultat war u.a. ein verändertes Verständnis des/der Fremden sowie eine Bedeutungsverlagerung bei den Faktoren, durch die sich die jeweils eigene Identität definieren ließ. Letztendlich, so Klinkott, konnte damit auch der Barbarenbegriff, losgelöst von einer ethnischen Bindung, als negativer ‚Spiegel‘ auf die griechische Welt gerichtet und kultur- und völkerübergreifend für eine Abgrenzung funktionalisiert werden.

Die beiden anschließenden Vorträge nahmen die Frage nach den kulturgeschichtlichen Implikationen des Hellenismus aus einer archäologischen Perspektive in den Blick. Der Beitrag von *Hans-Ulrich Cain/Leipzig* („Hellenisierung und Romanisierung aus archäologischer Sicht“) befasste sich mit dem viel diskutierten Begriff der Akkulturation und der Frage, welchen Beitrag Analysen und Interpretationen der materiellen Kultur zum Verständnis dieses Phänomens leiten können. Im Mittelpunkt standen die Hellenisierung Roms und Mittelitaliens während des 2./1. Jh.s v. Chr. und die gleichzeitig beginnende Romanisierung der westlichen Hälfte des Imperium Romanum. Anhand einzelner Baukomplexe wie des Pompeiustheaters machte Cain deutlich, dass Hellenisierungstendenzen in der stadtrömischen Architektur bereits längere Zeit vor Augustus stattfanden und durch die Konkurrenzsituation innerhalb der Senatsaristokratie befördert wurden. Auf diese Weise ergaben sich schon vor der augusteischen Zeit deutliche Ansätze zur Hellenisierung Roms, auch wenn umfassendere Umgestaltungen des römischen Stadtbildes nicht vor der augusteischen Zeit angesetzt werden können. Als besonders aussagekräftig für eine Hellenisierung erwies sich die Untersuchung einzelner Bereiche wie der Bogenarchitektur, des statuarischen Typus und der Innenausstattung von Häusern.

Gerhard Zimmer/Eichstätt („Die Nähe der Macht. Neue Aufgaben für die Kunst“) unternahm den Versuch, die Kennzeichen der hellenistischen Kunstentwicklung wie Realismus, emotionale Beeinflussung des Betrachters, aber auch Standardisierung von Arbeitsgängen unter dem Aspekt einer neuen Aufgabe der Kunst und des Kunsthandwerks zu betrachten, nämlich der Verbreitung der neuen Herrschaftsideale der hellenistischen Monarchie. Vermittels dieses Ansatzes, der Kunst als Teil nonverbaler Kommunikation im rituellen und machtpolitischen Bereich mit großer Wirkmächtigkeit in die ‚bürgerliche Bilderwelt‘ hinein interpretiert, zog Zimmer Verbindungslinien zwischen den archäologischen Zeugnissen und den althistorischen und religionsgeschichtlichen Befunden. Bestimmende Themen der Kunst wie Emotionalität, augenblicksbezogene Überraschung und die Nähe und Erfahrbarkeit der Götter lassen spezifisch hellenistische Aspekte hervortreten, wie sie auch in der literarischen und religiösen Verarbeitung der Epiphanie des Herrschers umgesetzt wurden. Zimmer plädierte dafür, die darin liegenden Ansatzpunkte für eine interdisziplinär ausgerichtete, kulturwissenschaftliche Herangehensweise an die Epoche des Hellenismus stärker zu nutzen.

Der abschließende Beitrag von *Boris Dreyer/Frankfurt am Main* („Neue Quellen zum Hellenismus. Bestand, Kontexte, Intentionen“) stellte eine Reihe von technischen Neuerungen und Neufunden der letzten Jahre vor, die das Bild in einzelnen Forschungsbereichen entscheidend verändert haben und deutlich machen, wie sehr gerade die Epoche des Hellenismus, die durch eine fragmentarische Überlieferungslage charakterisiert ist und keine fortlaufende historiographische Darstellung aufweist, durch einzelne Neufunde bereichert werden kann. Dreyer stellte zum einen erste Ergebnisse der Anwendung neuer photographischer Techniken an Palimpsesten vor, die bereits beträchtliche Stücke aus dem gänzlich verlorenen Werk Arrians über die Diadochen erneut zugänglich gemacht haben. Zum anderen verwies er auf epigraphische Neufunde aus Metropolis in Ionien, mit deren Hilfe bereits bekannte Sachverhalte zu Kalender- und Asylfragen in augusteischer Zeit modifiziert und ergänzt werden können. Die typische Arbeit eines in der Epoche des Hellenismus tätigen Spezialisten – dies machte Dreyers Beitrag in methodischer Hinsicht deutlich – besteht in dem steten Versuch, aus disparatem Quellenmaterial verschiedenster Provenienz eine Rekonstruktion mit adäquater Gewichtung der jeweiligen Einzelaussagen zu gewinnen.

Die gemeinsame Abschlussdiskussion griff einige bereits im Verlauf der Tagung angesprochene Fragenkomplexe auf, die deutlich machten, dass sich für die Epoche noch durchaus neue Verstehenshorizonte auf tun können. Dabei ging es nicht allein darum, welche Fragestellungen und methodischen Zugriffsweisen sich für eine künftige hellenistische Kulturgeschichte als sinnvoll erweisen und bei welchen Themen sich die interdisziplinäre Zusammenarbeit noch verstärken lässt. In den Blick genommen wurden vielmehr nochmals die Epochengrenzen zusammen mit den entsprechenden Kriterien für eine Abgrenzung, für die durchaus unterschiedliche Möglichkeiten in Betracht gezogen wurden. Als ein epochenspezifisches Phänomen wurde die enorme Kommunikationsdichte ausgemacht, die sich nicht zuletzt an den konkreten, schriftlich formulierten Beziehungen zwischen weit entfernt gelegenen Städten, zwischen Königen und Städten, migrierenden Einzelpersonen sowie Künstlern und Literaten aufzeigen lässt. Thematisiert wurde ferner das Phänomen der ‚Stadt‘ samt ihren urbanen Strukturen, die sich in hellenistischer Zeit zu einem regelrechten ‚Exportschlager‘ entwickelt hat, aber auch wesentlich nach unterschiedlichen Typen – Megapolen/Metropolen, Residenzorte/Höfe, Vororte, ‚normale‘ Poleis, indigene Städte, Militärsiedlungen etc. – zu differenzieren ist. Wesentliche Bedeutung wurde schließlich der Frage zugemessen, wie die in vielen Beiträgen benannten Veränderungen überhaupt zustande kamen und welche Faktoren hier eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Die einzelnen Tagungsbeiträge werden in leicht modifizierter Form als Sachbuch im Verlag Klett-Cotta publiziert werden. Diese Veröffentlichung soll sich – so die mit dem Verlag getroffene Vereinbarung – bewusst auch an ein breiteres Publikum richten. In diesem Band werden die im vorigen nur knapp resümierten

Ergebnisse eine ausführlichere, in manchen Details noch stärker auf einen übergreifenden kulturwissenschaftlichen Ansatz ausgerichtete Darstellung erfahren.

Steffen Diefenbach

Gelehrtes Wissen, Kunst und städtische Gesellschaft im Zeichen des Humanismus. Augsburger Kultur im Umfeld der Gründung des Gymnasiums bei St. Anna (1531)

Interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Tagung vom 11. bis 14. Oktober 2006

Leitung: Dr. Gernot Michael Müller (Universität Augsburg, Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“ am Institut für Europäische Kulturgeschichte) in Kooperation mit dem Augustana-Forum, Evangelische Stadtakademie Augsburg

Vom 11. bis 14. Oktober 2006 fand im historischen Hollbau des Augustana-Forums in Augsburg eine interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Tagung mit dem Titel „Gelehrtes Wissen, Kunst und städtische Gesellschaft im Zeichen des Humanismus. Augsburger Kultur im Umfeld der Gründung des Gymnasiums bei St. Anna (1531)“ mit insgesamt zweiundzwanzig Vorträgen statt. Anlass der Tagung, die von der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg, der „Kurt und Felicitas Viermetz Stiftung“ und dem Kulturbüro der Stadt Augsburg gefördert wurde, war das 475. Gründungsjubiläum des ersten Augsburger Gymnasiums, das seinen Ursprung im Herbst des Jahres 1531 hat. Sie reihte sich damit zum einen in die Feierlichkeiten ein, die anlässlich des Schuljubiläums im Herbst 2006 stattfanden, beanspruchte zum anderen aber auch ein spezifisch eigenes Profil. Während ein von der „Societas Annensis“, der Vereinigung ehemaliger Schüler des Gymnasiums, herausgegebener und soeben erschienener Sammelband die Schulgeschichte im Speziellen abhandelt (Das Gymnasium bei St. Anna in Augsburg. 475 Jahre von 1531 bis 2006. Herausgegeben im Auftrag der Societas Annensis zum 475. Jubiläum des Gymnasiums und zum 80. Jubiläum der Societas Annensis von Karl-August Keil. Augsburg 2006), konzentrierte sich die Tagung auf das kulturelle Umfeld, in dem die Gründung des Gymnasiums erfolgte, wobei der Begriff „Umfeld“ in einem weiten Sinn verstanden wurde und das gesamte 16. Jahrhundert mit Ausblicken in das vorangehende 15. und das beginnende 17. Jahrhundert meinte. Ziel der Tagung war es, aus interdisziplinärer Perspektive sowie im Rückgriff auf aktuelle Fragestellungen und Interessenschwerpunkte der

an ihr beteiligten Disziplinen die spezifische Signatur der humanistischen Kultur Augsburgs herauszuarbeiten und deren Stellung im europäischen Kontext aufzuzeigen. Dabei wurde Humanismus als eine ab Mitte des 15. Jahrhunderts nach Augsburg ausgreifende Bewegung erkennbar, die neben Kunst, Literatur und Gelehrsamkeit alle Bereiche städtischer Kultur und Gesellschaft erfasst und nachhaltig beeinflusst hat.

So nahe liegend eine Tagung zur Augsburger Kultur im 15. und 16. Jahrhundert auf den ersten Blick auch ist, vor dem Hintergrund der Forschungssituation zur Augsburger Stadtgeschichte erweist sie sich dennoch als Desiderat. Denn obwohl die herausragende Bedeutung dieser beiden Jahrhunderte für die Geschichte Augsburgs keiner weiteren Betonung bedarf, hat es seit geraumer Zeit an fächerübergreifenden Initiativen gefehlt, die die zentrale Rolle der freien Reichsstadt am Lech bei der Rezeption von Humanismus und Renaissance in Deutschland in ihrer ganzen Breite in den Blick nehmen. Zwar ist zuzugestehen, dass es in den einzelnen historischen und literaturwissenschaftlichen Disziplinen durchaus nicht an kontinuierlicher und intensiver Forschungstätigkeit fehlt, einzelne Aspekte Augsburger Geschichte und Kultur im ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert aus der jeweiligen Fachperspektive heraus zu untersuchen und ihre je spezifische Bedeutung für die Entwicklung von Humanismus und Renaissance nördlich der Alpen und mithin für Europa insgesamt zu bestimmen. Die Konzentration auf fachspezifische Themen und Fragestellungen zeitigt allerdings die Konsequenz, dass sich die Erforschung Augsburger Kultur in Humanismus und Renaissance auf – freilich teilweise sehr gut erschlossene – Einzelbereiche beschränkt und dementsprechend fragmentiert ist.

Ein erneutes Zusammenführen der verschiedenen, auf unterschiedliche Disziplinen verteilten Forschungsfelder zu einer Gesamtbetrachtung Augsburger Kultur im ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert war umso mehr vonnöten, als die Historischen Wissenschaften, Philologien und ihre Nachbardisziplinen seit geraumer Zeit wieder verstärktes Interesse an dieser Epoche europäischer Kulturgeschichte zeigen und Humanismus und Renaissance dabei dezidiert als Bewegungen begreifen, die nicht nur Kunst und Literatur, sondern alle Bereiche von Kultur und Gesellschaft erfassen. Die Erforschung Augsburgs als eines der bedeutendsten Zentren humanistischer und rinascimentaler Kultur nördlich der Alpen hat von diesem Aufschwung bisher allerdings nicht profitieren können. Dabei stellt gerade die spezifisch kulturwissenschaftliche Perspektive, welche der Humanismus- und Renaissanceforschung inzwischen eignet, die adäquate Voraussetzung dar, um die disparate wie heterogene Forschung zu Augsburg im ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert zu einem Gesamtbild Augsburger Kultur in den betreffenden zwei Jahrhunderten zusammenzuführen. Dies zu leisten war Anliegen der Tagung.

Die Tagung näherte sich ihrem Gegenstand in insgesamt acht Sektionen, deren erste von *Gernot Michael Müller* (Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“,

Augsburg) geleitet wurde und grundlegenden Charakter hatte. *Bernd Roeck* (Zürich) hielt den Einführungsvortrag („Die Augsburger Kunst der Frührenaissance: Europäische Horizonte“) und sprach über die europäischen Voraussetzungen der Augsburger Frührenaissance. Dabei wandte er das Konzept des Kulturtransfers auf die Augsburger Kunst des beginnenden 16. Jahrhunderts an und warf die Frage auf, welche Einflüsse in den Werken jener Zeit wirksam wurden und auf welche Weise es zur Adaptation avantgardistischer Formen kam. Dabei standen neben Beziehungen zu Italien auch solche zu Spanien zur Diskussion. Denn zum Abschluss seiner Ausführungen formulierte Roeck die suggestive These, dass die Fuggerkapelle bei St. Anna, gemeinhin als das erste Dokument rinascimentaler Kunst nördlich der Alpen angesehen, ihr Vorbild im Dom zu Granada habe. Im Anschluss daran spürte *Caspar Hirschi* (Freiburg/Schweiz) dem Verhältnis von Humanismus und Stadt nach und lotete anhand einer Diskussion verbreiteter Konzepte von Humanismus die Bedeutung städtischer Kultur für diesen aus. In einer kontrovers geführten Diskussion von Hirschis Beitrag wurde deutlich, dass weiterhin Klärungsbedarf darüber besteht, ob ‚der‘ Humanismus als städtisch-urbanes und/oder als höfisches Phänomen zu erfassen sei. Im abschließenden Beitrag der Sektion wandte sich *Klaus Unterburger* (Münster) dem „Einfluss des Humanismus auf die Ausbildung konfessioneller Wissenskulturen“ zu. Luther habe in Augsburg nicht zufällig in humanistischen Kreisen seine ersten Anhänger gefunden, seien Reformation und Humanismus doch zunächst vielfach verschränkte Reformbewegungen gewesen, so Unterburger. Detailliert wies Unterburger nach, wie sich die Kontroverstheologie dann im Zuge der Konfessionalisierung den Humanismus dienstbar machte. Erst durch dessen historisch-kritisches Methodeninstrumentarium sei die christliche Theologie zu Höchstleistungen fähig gewesen. An ein weiteres Publikum richtete sich der Abendvortrag des Augsburger Landeshistorikers *Rolf Kießling* („...ein lobliche Schuel aufzerichten und ze erhalten...“). Die ostschwäbische Schullandschaft und die Gründung des Gymnasiums bei St. Anna). Kießling entwarf ein breites Panorama der Bildungslandschaft des 16. Jahrhunderts und rekonstruierte vor dieser Folie die Gründung des Anna-Gymnasiums im Herbst 1531. Kießling zufolge stand die reichsstädtische Schulgründung, dem alle bestehenden Schulen untergeordnet wurden, vor allem für die frühe Durchsetzung reformatorischer Ideale, die die bischöfliche Schulaufsicht auffällig unterminierte.

Die erste Sektion des zweiten Tages („Humanistisches Wissen und städtische Gesellschaft“) griff die am Vortag innig geführte Debatte um das Verhältnis von Humanismus und urbanen Eliten in Einzeldarstellungen vertiefend auf. *Wolfgang E. J. Weber* (Augsburg) fragte nach der Verbindung von „Humanistischem Wissen und städtischer Politik“ und zeigte facettenreich auf, wie sehr Techniken und Formen städtischer Aristokratisierung das Ergebnis humanistischer Neuorientierung waren. Nicht nur politische Entscheidungsfindungsprozesse seien durch

„machiavellistische“ Handreichung beeinflusst worden, sondern auch andere Normbereiche wie das städtische Zeremoniell. Als noch offene Frage formulierte Weber, wie sehr das neue Methoden-, Sach- und Orientierungswissen des Humanismus die städtische Oligarchie geprägt habe. *Mark Häberlein* (Bamberg) wertete die Figur des Augsburger Arztes und Orientreisenden Leonhard Rauwolf (1535/40-1596) in Hinblick auf ihren exemplarischen Charakter für den Zusammenhang von botanischem Wissen sowie ökonomischem und sozialem Aufstieg in der reichsstädtischen Gesellschaft aus. Rauwolf unternahm seine Reisen zur botanischen Inventarisierung im Dienst einer Augsburger Handelsgesellschaft. Da sich auch weitere ökonomische und humanistische Eliten mit dem potentiellen Ertrag exotischer Pflanzen befassten, konnte Häberlein am Beispiel Rauwolfs die Verzahnung von wissenschaftlichen, sozialen und ökonomischen Praktiken nachzeichnen.

Die zweite Sektion des Vormittags wandte sich dem Feld „Humanistische Gelehrsamkeit und Klosterkultur“ zu. *Harald Müller* (Berlin) vermaß den „Beitrag der Mönche zum Humanismus im spätmittelalterlichen Augsburg“ und fragte nach den Partizipationschancen zweier Benediktiner am literarischen Leben der Reichsstadt. Am Beispiel von Sigismund Meisterlin und Veit Bild und ihrer Teilhabe an humanistischen Zirkeln präziserte Müller die Frage nach den Bedingungen, denen ein sich innerhalb der Klostermauern formierendes humanistisches Interesse unterlag. *Wolfgang Augustyn* (München) untersuchte darauf das „Historische Interesse und die Chronistik in St. Ulrich und Afra im Zeitalter des Klosterhumanismus“ im Fall von Wilhelm Wittwers ‚Catalogus abbatum‘. Dabei zeigte er auf, wie sehr auch jene Mönche von humanistischer Methode im weiteren Sinne beeinflusst waren, deren Arbeiten noch nicht als humanistisch bezeichnet werden können.

In der Nachmittagssektion rückte „Augsburg als Zentrum humanistischer Netzwerke“ in den Mittelpunkt. Das Referat von *Thomas Ososinski* (Warschau) spürte anhand der Beziehungen der Welser zum polnischen Humanisten Johann Dantiscus (1485-1548) einem bislang kaum beachteten Punkt der Netzwerkbildung in der Reichsstadt nach („Kontakte des polnischen Humanisten Johann Dantiscus mit der Firma Welser [1527-1537]“). Ososinkis Referat skizzierte die verschiedenen Phasen der Kontakte des Dantiscus mit den Augsburger Handelshäusern und ging der Frage nach, inwiefern der polnische Humanist diese Kontakte für seine Intentionen zu instrumentalisieren gewillt war. *Florian Schaffenrath* (Innsbruck) schloss mit einem Einblick in den kulturellen Transfer zwischen Augsburg und Tirol („Vom Elend, ein Student zu sein. Die Familie Geizkofler zwischen Augsburg und Innsbruck“) an. Am Beispiel der zahlreichen Schriften des weit gereisten Lucas Geizkofler, schließlich im Dienste Ferdinands II. in Innsbruck, erläuterte Schaffenrath dieses Verhältnis exemplarisch. Den spezifischen Bezug zum Ort der Tagung stellte darauf *Helmut Zäh* (Augsburg/Heidelberg) durch den Briefwechsel

des Augsburger Humanisten Hieronymus Wolf (1516-1580) erneut her („Der Briefwechsel des Hieronymus Wolf, Rektor bei St. Anna. Umriss eines Forschungsprojekts“). Das DFG-geförderte Projekt begreift Wolfs Briefnetzwerk als beispielhaft für die Traditionen und Wendepunkte in der Entwicklung des deutschen Frühhumanismus. Auf ein weiteres Editionsprojekt kam *Alois Schmid* (München) im letzten Beitrag des Tages zu sprechen („Die Korrespondenz zwischen Marcus Welser und P. Matthäus Rader“). Schmid entwarf am Beispiel eines Ausschnitts aus dem gelehrten Briefwechsel von Rader und Welser (1597-1614) editorische Probleme und die erhoffte Aussagekraft des Dialogs im Hinblick auf den reichsstädtischen Kulturbetrieb um 1600.

Die erste Sektion des dritten Tages richtete den Fokus auf poetische Produktionen und ihren Konnex zur urbanen Sphäre: „Humanistische Literatur und Augsburg“. Zunächst untersuchte *Wilhelm Kühlmann* (Heidelberg) die Rolle gelehrter Literaten, Redner und Dichter auf den Augsburger Reichstagen des 16. Jahrhunderts („Der Kaiser und die Literaten. Augsburger Reichstage als literarisches Forum“). Kühlmann arbeite ein reziprokes Verhältnis heraus: Einerseits konnte sich die prestigebeladene Obrigkeit mit den Poeten eine wortgewaltige Klientel sichern; andererseits sei den Humanisten, so Kühlmann, in Gestalt reichstagspezifischer Kasualyrik die Möglichkeit gegeben gewesen, indirekt mehr Geltung auf dem Forum der Reichstage zu entfalten als bislang angenommen. *Stefan Römmelt* (Würzburg) erörterte anschließend die Geschichte der Zensur in Augsburg um 1600 am Beispiel zweier Texte des Matthäus Rader. Der Jesuit veröffentlichte 1599 eine Martialausgabe und einen Martialkommentar, anhand derer Römmelt im weiteren Fokus nach den Mechanismen und Funktionen späthumanistischer (Selbst-)Zensur nachging. Besonders lebendig erwies sich die Diskussion des Referats: Ist die Veröffentlichung Martials ohne dessen ‚obszöne‘ Abschnitte als ‚Zensur‘ oder, anders gewendet, als ‚Rettung‘ des Autors für das Sittlichkeits- und Moralempfinden der Zeit zu werten?

Die zweite Vormittagssektion widmete sich der „Geschichtsschreibung und Altertumswissenschaft im humanistischen Augsburg“. *Gernot Michael Müller* (Augsburg) unternahm eine Verortung der Rolle Augsburgs für die Entstehung humanistischer Historiographie im 15. Jahrhundert am Beispiel der Augsburger Chronik des Mönchs Sigismund Meisterlin („Die Augsburger Chronik des Sigismund Meisterlin im Kontext frühhumanistischer Geschichtsschreibung“). Diese sei, trotzdem sich die Geschichte der Geschichtsschreibung jüngst auch der Leistung des Humanismus auf diesem Sektor zugewandt habe, bislang kaum berücksichtigt. Müller diskutierte eingangs grundlegende Aspekte und Entstehungszusammenhänge der Historiographie des Humanismus, um auf dieser Grundlage eine thesenhafte Taxierung der Chronik Meisterlins im Hinblick auf Tradition und Innovation vorzunehmen. Dem Gebiet des Antiquarismus näherte sich der folgende Vortrag von *Marcus Ott* (München). So habe der Augsburger Humanist

Konrad Peutinger auch Bedeutendes auf diesem Gebiet geleistet. Peutinger schuf in Form einer Epigraphik eine Topographie Augsburgs, die sich mit einer Wirkungsgeschichte weit über die Stadtgrenzen hinaus als äußerst einflussreich erwies und selbst in Verona rezipiert wurde. Im dritten Sektionsbeitrag („Von Augsburg nach Paris. Die reichsstädtische Byzantinistik in der Rezeption der französischen Bearbeiter der Louvreausgabe 1645 bis 1711“) ging *Markus Völckel* (Rostock) der Frage nach, wie in Augsburg erarbeitete Editionen von byzantinischen Historikern von französischen Gelehrten wahrgenommen wurden und wie dieses Wissen unter der Regierung von Ludwig XIV. zum Einsatz kommen sollte. Die Konjunkturen byzantinischer Forschung brachte Völckel mit der Ausprägung spezifischer Geschichtsbilder in Zusammenhang, die in der schwäbischen Reichstadt von denen im Umfeld absolutistischer Monarchen erheblich divergieren konnten.

Den Bedingungen literarischer Produktion im konfessionellen Augsburg widmete sich die letzte Sektion des Tages: „Humanistisches Schuldrama in der bikonfessionellen Stadt“. *Silvia Serena Tschopp* (Augsburg) zeigte am Beispiel ausgewählter Dramen von Sixt Birck, seit 1536 Rektor am Gymnasium St. Anna, dass sich die Funktion protestantischer Theaterstücke nicht in ihrer didaktischen Dimension erschöpfte. Vielmehr habe sich in formaler und inhaltlicher Gestaltung der Dramen regionale, konfessionelle und auch politische Kontexte niedergeschlagen, die zum angemessenen Verstehen jener ‚Schuldramen‘ unerlässlich seien und gleichzeitig deren weiten Horizont aufzeigen. Der Folgebeitrag („Das katholische Theater im 16. Jahrhundert und seine Bezüge zum Humanismus“) von *Bernhard Jahn* (Magdeburg) diskutierte ergänzend eine verwandte Thematik für die katholische Seite. Zunächst spürte Jahn den mittelalterlichen Wurzeln des Theaters nach und strich jene Elemente heraus, die nicht humanismuskonform gewesen seien. Auf dieser Grundlage skizzierte Jahn die Entwicklung des Augsburger Jesuitentheaters, dessen Diskrepanzen zum protestantischen Schuldrama sowie die Frage, wo in diesem Feld humanistische Züge zu verorten sind.

Die Kunstproduktion der Renaissance stand im Mittelpunkt der letzten Sektion am Folgetag („Augsburg und die Kunst der Renaissance“). Einleitend äußerte sich *Christoph Bellot* (Köln/Passau) zur Rezeption neuer künstlerischer Formen aus Italien im Augsburg des frühen 16. Jahrhunderts („Schöne neue Formen. Ornament und Architektur in Augsburg nach 1500“). An zahlreichen Beispielen stellte Bellot die hervorgehobene Stellung Augsburgs im Hinblick auf eine tiefgehende, schnelle und puristische Aneignung der neuen Ästhetik heraus und ging der Frage nach der ikonographischen Relevanz des neuen Stils exemplarisch nach. *Brigitte Sölch* (Augsburg) vermaß anschließend ein noch unbeschrittenes Terrain („Klöster und ihre Nachbarn – Konkurrenz im Blick? Neubauprojekte des 16. Jahrhunderts in Augsburg“): Trotz des Baubooms im frühen 16. Jahrhundert sei die Bauwirtschaft und gleichermaßen die Augsburger Sakralarchitektur noch kaum er-

forscht. Dass vor allem Bettelorden als Stifter von Kirchenbauten tätig wurden, nahm Sölch zum Anlass, den Punkten nach Auftraggeberschaft, Stiftungs-Praxis und etwaig denkbarem Konkurrenzverhalten in weiteren Zusammenhängen nachzugehen. Die Referentenliste beschloss *Dietrich Erben* (Bochum) mit einem Beitrag, in dem er am Falle Augsburgs und Münchens die Konkurrenz zwischen reichsstädtischer und höfischer Kunstpatronage herausarbeitete („Die Kunstpatronage in Augsburg und die Höfe“). In einem Ausblick auf die Gegenwart kontrastierte Erben schließlich die gelungene Gestaltung des öffentlichen Raumes im Augsburg des 16. und 17. Jahrhunderts mit weniger geglückten Beispielen aus der Gegenwart.

Die stets anregenden und konstruktiv geführten Diskussionen machten durchweg deutlich, wie sehr die Erforschung Augsburger Kultur im behandelten Zeitraum sowie von deren Bedeutung im europäischen Kontext durch die angelegte interdisziplinäre Perspektive profitieren kann. Es ist zu hoffen, dass der geplante Tagungsband nach seinem Erscheinen die Humanismus- und Renaissance-Forschung in diesem Sinne befördern wird.

Flemming Schock

„Kommunikation und Integration“

Interdisziplinärer Workshop der Graduiertenkollegs „Kontaktzone Mare Balticum. Fremdheit und Integration im Ostseeraum“ (Universität Greifswald) und „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ (Universität Augsburg) an der Universität Augsburg, 13. und 14. November 2006

Der erstmalig veranstaltete gemeinsame Workshop der Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ (Universität Augsburg) und „Kontaktzone Mare Balticum. Fremdheit und Integration im Ostseeraum“ (Universität Greifswald) hatte sich das ambitionierte Ziel gesetzt, die für die jeweiligen Forschungsfelder der Kollegs zentralen Leitthemen und -begriffe der *Kommunikation und Integration* aus interdisziplinärer Perspektive kritisch zu erörtern. In drei verschiedenen Sektionen wurden zum einen Grundlagen und historische Perspektiven der Kommunikations- und Integrationsforschung, zum anderen verschiedene Kommunikationsformen und Medienfelder gelehrten und kulturellen Wissens diskutiert.

In einer kurzen Begrüßungsrede präsentierten die Sprecher der Graduiertenkollegs, *Prof. Dr. Johannes Burkhardt* (Augsburg) und *Prof. Dr. Michael North* (Greifswald), zunächst die jeweiligen Forschungskonzepte und beteiligten Fachdisziplinen der Kollegs; dabei hoben sie auch die langjährigen Beziehungen zwischen beiden Einrichtungen hervor. Nach der anschließenden inhaltlichen Einführung von *Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber* begann mit dem Beitrag von *Oswald Bauer* (beide Augsburg) zur *Kaufmännischen Berichterstattung im 16. Jahrhundert am Beispiel der Georg Fuggerischen Erben und der Fuggerzeitungen* die Grundlagensektion. Anhand ausgewählter Berichterstattungsfälle machte der Nachwuchswissenschaftler deutlich, dass sich bereits zu Beginn der frühen Neuzeit eine Informationskultur konstituierte, die mit der systematischen Archivierung, Speicherung, Sammlung und Verarbeitung von Informationen und Wissen befasst war. Einen Bogen zur Gegenwart und damit zu aktuellen informations- und medienwissenschaftlichen Fragestellungen schlug dann der Linguist *Sebastian Knospe* (Greifswald) mit dem methodisch-systematischen Vortrag *E-Learning aus medienlinguistischer und -didaktischer Sicht*. Der Referent stellte heraus, dass sich die didaktisch-methodischen Lehr- und Lernkonzepte im Zuge der digitalen Medialisierung von Lernmaterialien nicht verändert hätten, sondern in vielen Hinsichten grundsätzlich gleich blieben. Dass E-Learning-Projekte vor allem im Hochschulbereich zu regionaler Integration beitragen können, verdeutlichte demgegenüber *Stefan Ewert* (Greifswald) in seinem Vortrag über das *E-Learning als Element der Hochschulintegration im Ostseeraum*. Am Beispiel von vier virtuellen Gemeinschaftshochschulen im Ostseeraum vermochte der Politikwissenschaftler anschaulich zu zeigen, dass die akademischen E-Learning-Projekte zwar Anregungen zu einem intensivierten regionalen Wissensaustausch und -transfer geben können, als neue Bildungsträger aber kaum die bewährten Konzepte universitärer Wissensvermittlung infrage stellen. Auf die grundsätzlichen Grenzen menschlichen Verstehens in der Kommunikation wies schließlich *Ekaterina Polyakova* (Greifswald) in ihrem Abendvortrag *Das Verstehen und Missverstehen in der Kommunikation als philosophisches Problem* hin: jede zwischenmenschliche Interaktion und Verständigung, so Polyakova, beruhe ‚nur‘ auf Zeichen, die letztlich keinen absoluten Wahrheitsgehalt vermitteln, aber ein Rezeptionsangebot bedeuten.

Den ersten Arbeitstag ließen die TeilnehmerInnen bei einem gemeinsamen Abendessen in der Augsburger Innenstadt ausklingen.

Mit der zweiten Sektion am Folgetag rückten weitere Medien- und Kommunikationsformen gelehrten Wissens in den Mittelpunkt des Workshops. In einem gemeinsamen Vortrag befassten sich zunächst *Gabi Pahnke* und *Maria Stuiber* (beide Augsburg) mit der indirekten Korrespondenz zwischen dem Literaten *Johann Gottfried Seume* und dem römischen Kardinal *Stefano Borgia* im ausgehenden 18. Jahrhundert. Sie hoben in diesem Kontext die sozial-integrativen und

kommunikativen Funktionen frühneuzeitlicher Empfehlungsschreiben paradigmatisch hervor. Dass die Zeitschrift nicht nur der Kommunikation und Verbreitung von Informationen diene, sondern auch auf eine soziokulturelle Vernetzung regionaler und überregionaler Öffentlichkeiten zielte, stellte darauf *Klara Deecke* (Greifswald) in ihrem Referat über die *Greifswalder Gelehrten- und Territorialzeitschriften* aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraus. Mit dem Beitrag von *Iris Fleßenkämper* (Augsburg) über die *Select Society in Edinburgh 1754-1764* rückten schließlich die Aufklärungsgesellschaften als Medien zur Generierung, Verbreitung und Legitimation neuen Wissens in den Vordergrund. Über ihren demokratischen Verfassungen bildeten die Sozietäten neue Kommunikationsformen aus, die einen Informations-, Meinungs- und Wissenstransfer auch über soziale Grenzen hinweg ermöglichten und den Kreis der an der Kommunikation Beteiligten erheblich erweiterten.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen eröffnete die Kunsthistorikerin *Ulrike Feist* (Augsburg) mit einem Vortrag über die *Wissenskabinette im Rom der Frühen Neuzeit* die letzte Sektion des Workshops, die sich mit dem Thema *Geschichte der Kommunikation kulturellen Wissens* befasste. Anhand ausgewählter Beispiele (Galeriedekorationen, wissenschaftliche Instrumente, Bibliothekssammlungen von Kardinälen) stellte Feist die These auf, dass die katholische Kirche der frühneuzeitlichen Wissenschaft keineswegs feindlich gegenüberstand, sondern Entwicklungen vor allem im Bereich der Naturwissenschaften maßgeblich unterstützte und förderte. Während sich anschließend *Hielke van Niewenhuize* (Greifswald) in seinem dichten Vortrag zur *Integration der niederländischen Nautik im Ostseeraum* hauptsächlich mit dem Transfer nautischen Wissens zwischen Staaten im Nord- und Ostseeraum beschäftigte, ging die Literaturwissenschaftlerin *Monika Kuleczka* (ebenfalls Greifswald) auf die gesellschaftlich-integrative Funktion des *frühneuzeitlichen Theaters* am Beispiel des königlichen Preußen ein. In einem letzten Sektionsbeitrag widmete sich schließlich *Bjarke Moe* (Greifswald) der *Musik als multifunktionellem Medium*, wobei er insbesondere die interkulturelle Medialität von frühneuzeitlichen Musikdrucken unterstrich.

Nach einer kurzen Zusammenfassung der Sektionsergebnisse gingen die TeilnehmerInnen unter der Moderation von Wolfgang E. J. Weber zur Schlussdiskussion über. Sie orientierte sich im Wesentlichen an der Frage nach dem Gesamtertrag und Erkenntnisgewinn des Workshops für die Beteiligten. Hervorgehoben wurde vor allem der kritische Ertrag des intensiven und erstmals thematisch gebündelten Austauschs über die Leitbegriffe ‚Integration‘ und ‚Kommunikation‘; sowohl das Begriffs- als auch das Methodenverständnis der KollegiatInnen sei erheblich erweitert worden und habe dazu beigetragen, die eigenen Dissertationsprojekte methodisch exakter verorten zu können. Dabei spielte es eine untergeordnete Rolle, dass ein vollständiger Konsens über die inhaltlich-semantiche wie methodische Gewichtung des Kommunikations- und Integrationsbegriffs letztlich

nicht gefunden werden konnte. Obwohl die von den ReferentInnen angeführten Begriffsdefinitionen je nach Fach, Zugriff und Forschungsperspektive mehr oder weniger divergierten, war es gerade die Pluralität der Konzeptionen, welche die TeilnehmerInnen dazu animierte, die eigene Begriffsbestimmung in Abgrenzung zu alternativen Modellen zu schärfen.

In ihrem Schlusswort bedankten sich die Sprecher beider Graduiertenkollegs für die interessanten Vorträge und anregenden Diskussionen im Rahmen des Workshops. Sie bekräftigten ihre Absicht, den wissenschaftlichen Austausch zwischen Augsburg und Greifswald auch in Zukunft fortzuführen und nach dem nunmehr erprobten Modell zu forcieren. Danach trafen die StipendiatInnen, Mitarbeiter und Träger der Kollegs erneut zu einem gemeinsamen Abendessen zusammen, um ihre Kontakte und Diskussionen weiter zu vertiefen. Alle brachten dabei auch ihre Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen bei der Frühneuzeittagung in Greifswald im September 2007 zum Ausdruck.

Iris Fleßenkämper

Stipendiatinnen und Stipendiaten (Stand: April 2007)**DoktorandInnen**

- Bauer, Oswald
Die Informationspolitik von Unternehmern in der Frühen Neuzeit: Räume, Themen, Netzwerke. Die Georg Fuggerischen Erben und die „Fuggerzeitung“ (1568-1605)
Förderungszeitraum: 01.10.2005 – 31.09.2007
- Feist, Ulrike
Wissenskabinette im Rom der Frühen Neuzeit: Visualisierung und Instrumentalisierung naturwissenschaftlichen Wissens durch die Katholische Kirche
Förderungszeitraum: 01.01.2006 – 30.09.2007
- Fieseler, Christian
Macht, Wissen, Raum. Kartographie, Raumdarstellung und Raumwahrnehmung um 1800
Förderungszeitraum: 01.11.2005 – 30.09.2007
- Koller, Ariane
Die Offizin Blaeu und die Kartographie des Manierismus. Weltbilder und die Ästhetik der Geographie
Förderungszeitraum: 01.03.2005 – 31.08.2007
- Pahnke, Gabi
Das europäische Medien- und Wirkungsspektrum eines Literaten der Spätaufklärung am Beispiel Johann Gottfried Seumes (1763–1810)
Förderungszeitraum: 01.05.2004 – 10.12.2007
- Petry, David
Reichshofratsprozesse als Medienereignisse. Zur Wahrnehmung und Rezeption reichsstädtischer Verfassungskonflikte im 18. Jahrhundert
Förderungszeitraum: 01.09.2006 – 30.09.2007
- Schmidt, Sven
Kaufmännisches Wissen als Praxiswissen: Das Schuldbuch der Gesellschaft Christoph Welsers und Gebrüder (1554-1560)
Förderungszeitraum: 01.06.2006 – 30.09.2006
- Schock, Flemming
Wissen, Wunder und Unterhaltung: Eberhard Werner Happsels (1647-1690) Relationes Curiosae und die Frühgeschichte der deutschen Zeitschrift
Förderungszeitraum: 01.03.2005 – 31.08.2007

- Stüber, Maria
Stefano Borgia und seine Korrespondenten. Ein europäisches Gelehrtennetzwerk im 18. Jahrhundert
Förderungszeitraum: 01.11.2005 – 30.09.2007

Postdoktorand

- Müller, Gernot Michael
Otto Melander: Idea sive exegesis universi studii politici. Edition, Übersetzung, Kommentar. Ein Beitrag zur politischen Theorie um 1600.
Förderungszeitraum: 01.01.2006 – 30.09.2007

Promotions- und Forschungsprojekte

In dieser Rubrik bietet sich den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Graduiertenkollegs die Möglichkeit, sich selbst und ihr Projekt vorzustellen.

Reichshofratsprozesse als Medienereignisse. Zur Wahrnehmung und Rezeption reichsstädtischer Verfassungskonflikte im 18. Jahrhundert

David Petry



Zur Person

Geboren 1979 in Erlangen, Abitur 1998. Seit Sommersemester 2000 Studium der Germanistik und Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg. Wissenschaftliche Mitarbeit am Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte (Prof. Dr. W. Wüst). WS 2005/06 Magisterabschluss mit der Arbeit „Patronage, Spionage und Kolportage im Reichshofratsprozess Nürnberg contra Nürnberg (1722-1730)“. Seit September 2006 Stipendiat am Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“.

Projektbeschreibung:

1. Allgemeines

Im 18. Jahrhundert kam es in zahlreichen Reichsstädten zu einer Welle von teils spektakulären und mitunter gewalttätigen Verfassungskonflikten, die oftmals vor dem Reichshofrat verhandelt und friedlich geschlichtet wurden. Entgegen der Negativbewertung der preußisch-nationalstaatlichen Historiographie und ihrer Erben intervenierte das Wiener Reichsgericht hier überaus erfolgreich, wirkte gleichermaßen stabilisierend und modernisierend bzw. demokratisierend. Die zahlreichen Reichshofratskommissionen beseitigten, so neuere Einschätzungen der Forschung, dabei keinesfalls nur die Symptome einer allgemeinen reichsstädtischen Strukturkrise. Vielmehr wurden im Zuge der Reformen, die sich vor dem Hintergrund eines beim Reichshofrat vorherrschenden „Anfangsverdacht[s] des Despotismus“ (Schmidt 1999, S. 243) vollzogen, oftmals grundlegende Veränderungen im Bereich Verwaltung und Politik implementiert. „Stabilisierung durch

Modernisierung“ – so fasst Siegrid Westphal diese aktuelle Interpretation reichshofrätlicher Rechtssprechung zusammen (Westphal 2006).

Dabei beinhaltete die Arbeit des Gremiums weit mehr als die oberste Jurisdiktion im Alten Reich, agierte der Reichshofrat doch eher wie eine kaiserliche Aufsichtsbehörde als ein Appellationsgericht. So wie das Vorgehen des Reichshofrats also nur allzu oft politischer Art war, konnten die hier verhandelten Prozesse zu Politika von reichsweiter, teilweise sogar internationaler Bedeutung werden, mit denen ein großes Medienecho und eine kommunikative Verdichtung zwischen dem Reich und seinen Regionen einhergingen. Da diese Aspekte der Verfassungskonflikte bislang nur unzureichend aufgearbeitet wurden, ist es das vorrangige Ziel der Dissertation, Reichshofratsprozesse als Medien- und Kommunikationsereignisse zu erforschen. Insbesondere die herausragende Bedeutung der Medien für die Modernisierung von Staat und Gesellschaft soll am Beispiel einer Auswahl von bürgerschaftlichen Protesten und Unruhen in süddeutschen Reichsstädten dargelegt werden.

Zeitlicher Schwerpunkt werden dabei die Jahre 1711 bis 1740, also die Regierungszeit Karls VI., sein. In dieser Phase kam es nicht nur zu einem ersten Höhepunkt der vielerorts schwelenden und mitunter eskalierenden Verfassungskonflikte, sondern auch zum ersten Versuch seit 1548, eine Verwaltungsrevision und Vereinheitlichung der reichsstädtischen Regierungsform einzuleiten, bei der insbesondere die Reichshofratsurteile im Augsburger Prozess beispielhaft sein sollten (Lau 1999, S. 146). Auch deswegen bildet Augsburg neben Nürnberg den räumlichen Schwerpunkt der Untersuchung. Hinzukommen kleinere fränkische bzw. schwäbische Reichsstädte wie Weißenburg, Dinkelsbühl oder Nördlingen. Ausgehend von einem weiten Medienbegriff werden anhand eines breiten Quellspektrums die Kategorien ‚Rezeption‘ und ‚Wahrnehmung‘ herangezogen, um folgende Themen zu erörtern.

2. Rezeption

Dem Untersuchungsbereich Rezeption liegt die Annahme zu Grunde, dass erst eine Vielzahl unterschiedlichster Medien die reichsweite Rezeption der Reichshofratsurteile und damit die dauerhafte des Präsenz des Reiches in der Region garantierte: Nicht nur, dass die gedruckten Conclusa des Reichsgerichts in unterschiedlichster Form veröffentlicht wurden, ihre Publikation wurde darüber hinaus in der Reichspublizistik kommentiert und diskutiert. Begleitet wurden die Urteile also von einem gewaltigen Medienecho, dessen Beschaffenheit und Bedeutung es zu untersuchen gilt. So gesehen umfasst der Begriff Rezeption die (eher) ‚objektive‘ Seite dieses Kommunikationsereignisses, also die Frage, welche Medien zur Verbreitung beitrugen, in welchem Verhältnis diese zueinander standen, wie groß

ihr Wirkungskreis war, wie aktuell ihre Inhalte waren etc. Letztlich werden Besonderheit und ‚Leistung‘ der jeweiligen Medientypen fokussiert.

2.1 Reichsstädtische Informationsnetzwerke

Zum Bereich Rezeption gehören insbesondere die Kommunikation zwischen dem Reich und seinen Territorien sowie die Korrespondenzen der betroffenen Reichsstädte untereinander. Durch zahlreiche personelle Verflechtungen (Gesandte, Agenten, Patronageverhältnisse usw.) kam es zu einem intensiven Nachrichtenaustausch, der die Verfahren erst zu Medienereignissen machte. So entstanden näher zu erforschende überterritoriale Informationsnetzwerke, in denen politisches und juristisches Wissen verschiedenster Art (Rechtsbeistand, Fahndungshilfe etc.) ausgetauscht wurde. Der seit dem Mittelalter bestehende Gedanke einer auf Gegenseitigkeit beruhenden reichsstädtischen Interessens- und Solidargemeinschaft (Borst 1997, S. 26) führte so zu einer intensiven Kooperation zwischen den Magistraten der betroffenen Obrigkeiten mit dem Ziel, die bedrohten Herrschaftsansprüche gemeinsam zu behaupten. Zwar ist der Nachweis einer besonders in Krisenzeiten ausgeprägten Solidarität zwischen den Reichsstädten kein Novum (Endres 1987, S. 70), weitgehend unerforscht ist dagegen die Kommunikation auf Ebene der Untertanen. Es ist aber davon auszugehen, dass die Aufstände bzw. Aufstandsversuche erweiterte und verdichtete Kommunikationsnetze voraussetzten (Weber 2001, S. 51). Erste Belege für derartige Netzwerke klagender Bürger- und Bürgerschaften, deren gemeinsames Ziel die Erneuerung, mitunter sogar die Abschaffung der reichsstädtischen Regierungsform war, sind für den Fall Nürnberg contra Nürnberg bereits nachgewiesen. Im Zuge der Dissertation soll eine Gegenprobe aus der Perspektive anderer Regionen und des Reiches weitere Belege erbringen.

Hervorzuheben ist zudem die Rolle der gedruckten Medien. Beispielhaft sei hier die öffentlichkeitswirksame Aktion eines Bürgerdeputierten genannt, der eigene Erfolge beim Reichshofrat in die Zeitung setzen ließ, „um (...) andern Reichsstädtischen Bürgern einen desto größeren Muth zu machen, daß sie seinem Exempel nachfolgen möchten.“ (Staatsarchiv Nürnberg [künftig: StAN] Rep. 26/5, Nr. 125) Das Quellenzitat belegt, dass das auf unterschiedliche Weise gewonnene und reichsweit kommunizierte Wissen gezielt und ‚medienkompetent‘ eingesetzt wurde, mit dem primären Ziel, die frühmoderne Öffentlichkeit zu beeinflussen.

2.2 Medienereignisse und Öffentlichkeit

Mit dem Forschungsterminus Öffentlichkeit ist eine seit langem geführte fächerübergreifende Kontroverse verbunden, zu der die geplante Dissertation einen Beitrag leisten wird. Vorausgegangen ist eine Vielzahl von Publikationen, die sich mit Beschaffenheit und Entstehung der frühmodernen Öffentlichkeit befassen und die das von Jürgen Habermas beschriebene Bild einer lediglich passiven, nur als Staffage fungierenden frühmodernen Öffentlichkeit relativieren oder widerlegen (Habermas 1962). Vorbildhaft an dieser Stelle sind die Forschungsergebnisse von Andreas Würzler, der anhand zahlreicher Fallbeispiele aus dem 18. Jahrhunderts nachweisen konnte, dass sich Untertanen keineswegs nur passiv, sondern oftmals aktiv, kritisch und fordernd gegenüber dem (aus ihrer Sicht) unrechtmäßigen obrigkeitlichen Gebaren verhielten. Öffentlichkeit schaffende Medien wie Zeitungen dienten dabei als wichtige Politisierungsforen (Würzler 1995).

Damit ist die für die Arbeit grundlegende Frage aufgeworfen, warum und mit welchen Folgen bestimmte Konflikte bzw. Prozesse zu Medienereignissen wurden, so etwa, ob Zeitungen, Zeitschriften und Flugschriften eine befriedende oder eskalierende Wirkung hatten. Wie konnten die Prozessparteien in ihrer Auseinandersetzung um die öffentliche Meinung die jeweiligen Medien nutzen? Zur Strategie der protestierenden und prozessierenden Untertanen gehörten beispielsweise der Erwerb und die Publikation der *Arcana Imperii*. Indem aufbegehrende Bürger Staatsgeheimnisse und Herrschaftswissen einem breiten Publikum zugänglich machten, gelang es ihnen, die reichsstädtischen Obrigkeiten systematisch zu diskreditieren. Ein wesentliches Untersuchungsziel des Projektes ist daher die Frage, wie und wo – Stichwort: Kommunikationsräume (z.B. potentiell subversive Lokalitäten wie Zunft- oder Gasthäuser) – es protestierenden Bürgerschaften gelang, ‚Gegenöffentlichkeiten‘ (Schwerhoff 2004, S. 116) zu bilden und den obrigkeitlichen Monopolanspruch auf die öffentliche Meinung zu konterkarieren. Davon ausgehend, dass die zeitgenössischen Medien zu allererst ‚Kampfmedien‘ waren und dass der richtige Einsatz für den Erfolg politischer Bewegungen maßgeblich war (Faulstich 1998, S. 299, 301), ist ferner zu prüfen, ob sich auf Seiten der protestierenden Bürgerschaften ein besonders progressiver Medieneinsatz nachweisen lässt, der die Verfahren und die Verfassungskonflikte maßgeblich beeinflusste. Denn generell ging mit steigender Publizität eine Machtverschiebung zugunsten der Bürgerschaft einher. Gezeigt werden soll, dass diese Medienereignisse schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts maßgeblich zur Entstehung einer kritischen und rasonierenden Öffentlichkeit beitrugen, einer Öffentlichkeit, die über ein breites Medienspektrum an relevante Informationen aller Art, an aktuelle Nachrichten ebenso wie an – für einen rechtlichen Protest unabdingbares – (staats-)rechtliches Wissen gelangte.

Diese überaus bedeutsame Vermehrung und Verbreitung von Wissen und Informationen wirft erneut die Frage nach dem mediengeschichtlichen Hintergrund auf. Bedeutung, Leistung und Entwicklung der Schriftlichkeit sollen hier herausgearbeitet werden. So ist die seit 1648 feststellbare Tendenz zur Verrechtlichung, also zum friedlichen juristischen Konfliktaustrag, ohne die damit einhergehende Tendenz zur Verschriftlichung nicht denkbar (Schlögl 2004, S. 45). Mehr noch: Johannes Burkhardt hat das *Sacrum Imperium Romanum* jüngst als ein „Reich der Schriftlichkeit“ bezeichnet und die noch näher zu erforschende integrative Wirkung der deutschen Sprache („Reichsstil“) (Burkhardt 2006, S. 442-460) akzentuiert. In diesem Sinne wird die Leistung der Literalität ebenfalls einen der thematischen Schwerpunkte der Arbeit bilden, ohne dass die Bedeutung oraler Kommunikation (z.B. von ‚Gerede‘ oder gezielter Gerüchteverbreitung) ausgeklammert wird. Eine offene Frage bleibt dabei jedoch, wie sich die Prozesse der Verrechtlichung oder der Integration messen lassen.

3. Wahrnehmung

Um die Arbeit des Reichshofrats und seine bedeutende integrative Leistung zu eruieren, wird die Frage nach der Wahrnehmung die Untersuchungskategorie der Rezeption ergänzen; beispielhaft seien hier Studien zur politischen und kulturellen Integration im Ostseeraum genannt, in welchen den Reichsgerichten ebenfalls eine bedeutende Rolle zugewiesen wird (North 2000, S. 6-7). Wahrnehmung umfasst in unserem Fall eher ‚subjektive‘ und damit weitaus schwerer messbare Aspekte, wie die Frage nach der Präsenz und der Reputation des Reichshofrats in der Region. So sollen insbesondere Thesen verifiziert werden, nach denen das Wiener Gericht das Rechts- und Reichsbewusstsein in weiten Teilen der Bevölkerung entscheidend vorantrieb. Welche Erfahrung – eine mit Wahrnehmung verwandte Kategorie (Münch 2001, S. 12) – machte man in der Region mit der Reichsjustiz? Welche Folgen hatte dies für das Konfliktverhalten? Eine Annäherung erfolgt hier auch über sogenannte Ego-Dokumente, die sich für diese Zwecke besonders eignen, d.h. Quellentypen wie Briefe (Kempe 2004, S. 408) oder die von der neueren Forschung besonders beachteten Suppliken und Gravamina (Fuhrmann et al. 1998, S. 322). Neben Aspekten wie der räumlichen Verortung oder der Beurteilung von Kaiser und Reichshofrat ist hier das Politik- und Rechtsverständnis (Normen, Werte, Argumentationsmuster) der Beteiligten von Interesse; methodisch werden kommunikations- und sprachwissenschaftliche Verfahren (z.B. Schlagwortanalyse) als historische Hilfswissenschaften genutzt werden.

Erste Nachweise für eine zunehmende Verrechtlichung des Konfliktverhaltens konnten für den Fall Nürnberg contra Nürnberg bereits erbracht werden: So zeugen Ratsbeschlüsse davon, dass der Magistrat auf Druck des Reichshofrats von despotischen und oppressiven Maßnahmen zunehmend absah und stattdessen

beschloss, sich zukünftig rechtskonform und überdies „lieblich und freundlich“ (StAN, Rep. 26/I, Nr. 12) gegenüber der Bürgerschaft zu zeigen. Die Gegenprobe bestätigt diese Entwicklung auf der Ebene der Untertanen: So beförderte ein ausgeprägter Reichspatriotismus und das Vertrauen auf die kaiserliche Gerichtsbarkeit auch hier juristische Protestformen, etwa wenn Nürnberger „Reichsbürger“ sich im Vertrauen auf die „heilsamen Reichsgesetze“ (StAN, Rep. 26/I, Nr. 80a, 83) nach Wien zuwandten.

4. Literaturverzeichnis

Borst, Otto (1997): Demokratie in den Reichsstädten? In: Borst, Otto: Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Südwestdeutschland – die Wiege der deutschen Demokratie. Tübingen (Stuttgarter Symposium, 5), S. 24-42.

Burkhardt, Johannes (2006): Vollendung und Neuorientierung des frühmodernen Reiches. 1648-1763. Zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, 11).

Endres, Rudolf (1987): Die soziale Problematik in den kleineren Reichsstädten. In: Müller, Rainer A. (Hg.): Reichsstädte in Franken. Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. München (Veröffentlichungen zur bayerischen Geschichte und Kultur, 15/2), S. 70-83.

Faulstich, Werner (1998): Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400-1700). Göttingen (Die Geschichte der Medien, 3).

Fuhrmann, Rosi; Kümin, Beat; Würzler, Andreas (1998): Supplizierende Gemeinden. Aspekte einer vergleichenden Quellenbetrachtung. In: Blickle, Peter (Hg.): Gemeinde und Staat im Alten Europa. München (Historische Zeitschrift Beihefte (Neue Folge), 25), S. 267-323.

Habermas, Jürgen (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt am Main.

Kempe, Michael (2004): Gelehrte Korrespondenzen. Frühneuzeitliche Wissenskulturskultur im Medium postalischer Kommunikation. In: Crivellari, Fabio et. al. (Hg.): Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive. Konstanz (Historische Kulturwissenschaft, 4), S. 407-429.

Lau, Thomas (1999): Die Reichsstädte und der Reichshofrat. In: Sellert, Wolfgang (Hg.): Reichshofrat und Reichskammergericht. Ein Konkurrenzverhältnis. Köln,

Weimar, Wien (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, 34), S. 129-153.

Münch, Paul (2001): Einleitung. In: Münch, Paul (Hg.): 'Erfahrung' als Kategorie der Frühneuezeitgeschichte. München (Historische Zeitschrift Beihefte (Neue Folge), 31), S. 11-30.

North, Michael (2000): Die Integration des südlichen Ostseeraumes in das Alte Reich. In: Jörn, Nils; Ders. (Hg.): Die Integration des südlichen Ostseeraumes in das Alte Reich. Köln, Weimar, Wien (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, 35), S. 1-11.

Schlögl, Rudolf (2004): Vergesellschaftung unter Anwesenden. Zur kommunikativen Form des Politischen in der vormodernen Stadt. In: Schlögl, Rudolf (Hg.): Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuezeitlichen Stadt. Konstanz (Historische Kulturwissenschaft, 5), S. 9-62.

Schmidt, Georg (1999): Geschichte des Alten Reichs. Staat und Nation in der Frühen Neuzeit 1495-1806. München.

Schwerhoff, Gerd (2004): Öffentliche Räume und politische Kultur in der frühneuezeitlichen Stadt: Eine Skizze am Beispiel der Reichsstadt Köln. In: Schlögl, Rudolf (Hg.): Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuezeitlichen Stadt. Konstanz (Historische Kulturwissenschaft, 5), S. 113-136.

Weber, Wolfgang E. J. (2001): Die Bildung von Regionen durch Kommunikation. Aspekte einer neuen historischen Perspektive. In: Hoffmann, Carl A.; Kießling, Rolf (Hg.): Kommunikation und Region. Konstanz (Forum Suevicum. Beiträge zur Geschichte Ostschwabens und der benachbarten Regionen, 4), S. 43-67.

Westphal, Siegrid (2000): Zur Erforschung der obersten Gerichtsbarkeit des Alten Reiches. Eine Zwischenbilanz. Online verfügbar unter <http://www.ahf-muenchen.de/Forschungsberichte/Berichte2000/Westphal.shtml>, Stand: 08.11.2006.

Würgler, Andreas (1995): Unruhen und Öffentlichkeit. Städtische und ländliche Protestbewegungen im 18. Jahrhundert. Tübingen (Frühneuezeit-Forschungen, 1).

Das Schuldbuch der Gesellschaft Christoph Welser und Gebrüder (1554-1560) und die Transformation kaufmännischer Informationskultur in der Frühen Neuzeit

Sven Schmidt



Zur Person:

Geboren 1978 in Forchheim i. Ofr. Ausbildung zum Maurer 1994-1997, Abitur 2001 in Bayreuth. Ab Wintersemester 2001 Studium der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Neueren Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Bamberg. Im Wintersemester 2005 Abschluss des Studiums mit der Magisterarbeit „Das textile Sortiment der Nürnberger Preiscourants (1586-1640)“. Seit Juni 2006 Stipendiat des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit“ unter der Betreuung von Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber.

Projektbeschreibung:

Fernhandelskaufleute waren seit dem Mittelalter bemüht ihre an Komplexität und Weiträumigkeit zunehmende Handelstätigkeit durch die Fortentwicklung bekannter sowie die Innovation und Adaption neuer Formen der Wissensproduktion, -verbreitung und -speicherung zu bewältigen. Bisherige Forschungen haben gezeigt, dass sich bis zur Neuzeit zwei Phasen beschleunigten Wandels kaufmännischer Informationskultur unterscheiden lassen:

1. Für den Zeitraum von 950 bis 1350 hat Robert Lopez den Begriff „kommerzielle Revolution“ geprägt. Die Anwendung verschiedenster skriptographischer Medien wie Buchhaltung und Korrespondenz ermöglichte die Ablösung des Karawanenhandels durch den Faktoreihandel. Der Kaufmann organisierte nun von seiner Zentrale aus, was die räumliche und zeitliche Disposition seiner Geschäfte mit Hilfe geeigneter Medien voraussetzte.

2. Die Periode von der zweiten Hälfte des 16. bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts besetzt die Forschung mit dem Begriff Kommunikations- oder Medienrevolution. Sie umfasste eine „Demokratisierung“ des Informationszugangs und Dezentralisierung kaufmännischer Geschäftstätigkeit sowie Kommunikation im Fernhandel.

Möglich wurden beide Prozesse durch die Verbreitung neuer kaufmännischer Techniken, die Fortentwicklung des Handelsrechts und die massenhafte Verbrei-

tung neuer kaufmännischer Medien, die nun mehr und mehr auch typographische Form annahmen. Die Entwicklung und Diffusion dieser Innovationen bildete die Voraussetzung dafür, dass nun auch vermehrt kleinere, dezentraler organisierte Handelsunternehmen weiträumige Geschäftsbeziehungen unterhalten konnten und großen Familiengesellschaften wie den Welsern bzw. Fuggern zunehmend Konkurrenz bereiteten.

Die Analyse der Wechselwirkungen zwischen solchen medialen und technischen Entwicklungen sowie wirtschaftlichem Wandel im Europa der Frühen Neuzeit stellt nach wie vor ein Desiderat historischer Forschung dar. Diese Studie möchte die Lücke schließen und Antwort auf die Frage geben, ob und in wie weit eine der bedeutendsten Unternehmungen dieser Zeit, die Gesellschaft der Augsburger Welser, in einer Transformationsphase kaufmännischer Kommunikation und Geschäftstätigkeit durch Adaption neuer Formen der Wissensproduktion, -verbreitung und -speicherung, kommerzieller Institutionen und Techniken sowie die Umstrukturierung von Beziehungsnetzen und das Verfolgen neuer unternehmerischer Strategien eine ökonomische und soziale Anpassung an die sich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stark verändernden globalen Rahmenbedingungen bewältigte.

Grundlegende Quelle stellt ein bisher noch unerforschtes Handlungsbuch der Gesellschaft Christoph Welser und Gebrüder (1554-1560) dar. Das in der Staatsbibliothek Bamberg fragmentarisch erhaltene Schuldbuch diente in der Buchhaltung der Augsburger Zentrale als zusammenfassender Wissensspeicher und dokumentiert umfassend ihr Geschäftsnetz. Damit stellt dieses Handlungsbuch eine bedeutende Quelle zur Geschichte der Welser-Gesellschaft im Speziellen und des Welthandels sowie der Entwicklung der Buchhaltung im Allgemeinen dar.

Zum einen soll die quellentechnische Aufbereitung sowie qualitative und quantitative Interpretation der enthaltenen Geschäftsvorfälle eine umfassende und aussagekräftige Rekonstruktion und Interpretation der Handels-, Beziehungs- und Kommunikationsnetzwerke einer bisher von der historischen Forschung nur stiefmütterlich behandelten Epoche des Welser'schen Handels ermöglichen. Die Zeit von 1554 bis 1560, die sich der Blütezeit der Gesellschaft in der Ära Karls V. anschloss, wurde im Sinne der insbesondere von Jacob Strieder vertretenen und in neueren Forschungen zunehmend revidierten Niedergangsthese des Augsburger und oberdeutschen Handels bisher der „Verfallsperiode“ der Gesellschaft bis zum Bankrott 1614 zugerechnet. Die Jahre 1546 bis 1557 stellten in der Unternehmensentwicklung der Welser generell eine Zeit des Umbruchs dar, die sich schlagwortartig durch den Rückzug aus dem Venezuela-Unternehmen (1546), gerichtliche Auseinandersetzungen um spekulative Finanzgeschäfte des Welser-Schwiegersohns Hieronymus Sailer in Lyon und Antwerpen (seit 1546), die spanischen und französischen Staatsbankrotte (1557) und eine schwere Krise auf dem niederländischen Kapitalmarkt (1557/58) umschreiben lässt. Zwar setzten diese

Entwicklungen die Welser-Gesellschaft unter erheblichen Anpassungs- und Umstrukturierungsdruck, doch deutet die Weitläufigkeit der Geschäftsbeziehungen von 1554-1560, wie sie das Schuldbuch enthüllt, zumindest auf keinen plötzlichen wirtschaftlichen Abstieg hin. Eine Analyse des Schuldbuches soll einen genauen Einblick in die Entwicklung der Gesellschaft von 1554-1560 ermöglichen. Die so gewonnenen Ergebnisse dienen als Ausgangsbasis, unter Berücksichtigung bisheriger Forschungen zur Gesellschaft der Welser-Vöhlin und Bartholomäus (V.) Welser hinsichtlich der Fragestellung eine diachrone Forschungsperspektive wahrzunehmen.

Zum anderen soll die Buchhaltung der Welser hinsichtlich ihrer betriebswirtschaftlichen Entwicklungsstufe beurteilt werden. Im Gegensatz zur Buchhaltung der Fugger, die aufgrund erhaltener Geschäftsbücher und die als Lehrbuch verfasste Musterbuchhaltung ihres Hauptbuchhalters Matthäus Schwarz relativ gut erforscht ist, fand die Buchhaltung der Welser bisher kaum Beachtung. Hinsichtlich der Fortentwicklung des betrieblichen Rechnungswesens ist die Periode von den 50er Jahren des 16. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts von besonderer Relevanz, denn die bereits erwähnten Transformationsprozesse im europäischen Handel stellten auch das kaufmännische Wissensmanagement und die Buchhaltung vor neue Herausforderungen.

Bisherige Untersuchungen lassen vermuten, dass die Buchhaltung der Welser um 1550 derjenigen der Fugger technisch überlegen und an den Handel in einem offeneren Netzwerk angepasst war. Hingegen führte die Kapitalrechnung der Fugger die überkommene mittelalterliche Tradition des hierarchischen Faktoreisystems fort. Eine Analyse des Schuldbuches der Gesellschaft Christoph Welser und Gebrüder möchte Einblicke in die Fortentwicklung der Welser'schen Buchführungstechnik dieser Epoche geben und einen Beitrag zur Geschichte der Buchhaltung des 16. Jahrhunderts im Allgemeinen leisten.

Folgende Fragen stehen im Zentrum dieser Untersuchung: In welcher Weise veränderten sich Kommunikations- und Beziehungsnetze sowie die Organisationsstruktur der Welser-Handlung in der Ära nach Bartholomäus (V.) Welser? Ist von einer veränderten Geschäftsstrategie auszugehen und wie gestaltete sich diese? Welche Rolle spielten dabei neue Wissensformen bzw. Wissensstrategien? Wie gestaltete sich die Buchhaltung der Gesellschaft (1554-1560) und wie ist sie im europäischen Vergleich einzuordnen? Treten deutliche Anpassungen kaufmännischer Kapitalrechnung an neue Gegebenheiten hervor? Gab es europäische Vorbilder für die verwendete Kapitalrechnung? Wie wirkte die Anwendung neuer Wissensformen insgesamt auf die Gesellschaft der Welser zurück?

Um die fragmentarische Quelle einer Interpretation zugänglich zu machen, soll zunächst eine möglichst weitgehende Rekonstruktion des ursprünglichen Schuldbuches unternommen werden. Die Auswertung der im Schuldbuch enthaltenen Geschäftsvorfälle erfolgt dann mit Hilfe von Datenbanken. Zur Interpretation der

Ergebnisse möchte sich diese Arbeit unter Hinzuziehung weiterer Quellen zu den im Schuldbuch genannten Personen eines zweifachen Netzwerkansatzes bedienen, der sowohl die Makroebene als auch die Mikroebene des Welser-Handels anzeigt und es erlaubt Wechselwirkungen zwischen abstrakten Marktbedingungen, neuen Kommunikations- und Wissensformen und sozialem Handeln nachzuspüren. Damit möchte diese Untersuchung einen Beitrag leisten, das wissenschaftliche Verständnis der Wechselwirkungen von medialem Wandel und wirtschaftlicher Entwicklung historisch zu fundieren.



Abb. 1: Johannes von Tepl, „Der Ackermann aus Böhmen“. Bamberg, Albrecht Pfister, um 1463. Ex. Berlin, Kupferstichkabinett SMPK Inv. Nr. 2616, fol. 4v.

**Abschlussbericht zur Dissertation:
Frühe Inkunabelillustration und Medienwandel***Sabine Häußermann***Vorbemerkung**

Die Dissertation „Frühe Inkunabelillustration und Medienwandel. Die Bilderzyklen der Bamberger Pfisterdrucke“ entstand im Rahmen eines Stipendiums des DFG-Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationsgesellschaft“ an der Universität Augsburg unter der Betreuung von Frau Prof. Dr. Gabriele Bickendorf (September 2002 bis Februar 2005). Die Arbeit wurde im April 2005 von der Philologisch-Historischen Fakultät der Universität Augsburg zur Promotion angenommen, im Januar 2006 fand die Disputation statt. Der Bericht liefert einen knappen Überblick über die Zielsetzung und die wesentlichen Ergebnisse der Arbeit.

Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Dissertation befasst sich mit dem Medienwechsel von der Handschrift zum Druck und deren Auswirkungen auf die Buchillustration des 15. Jahrhunderts. Es wird aufgezeigt, dass sich dieser Wandel weder als klare Zäsur noch als reine Fortführung der Tradition, sondern vielmehr als allmählicher Prozess vollzog, der von Brüchen und Kontinuitäten gleichermaßen geprägt war. Exemplarisch wird die Untersuchung an den illustrierten Inkunabeln durchgeführt, die zu Beginn der 1460er Jahre in der Offizin des Albrecht Pfister in Bamberg verlegt worden sind. Den Drucken kommt eine wegbereitende Rolle im Entstehungsprozess der frühneuzeitlichen Informationsgesellschaft zu. Es sind die ersten mit beweglichen Lettern gedruckten und von Anfang an mit Holzschnitten ausgestatteten Bücher. Als typische Werke des Übergangs vereinen sie sowohl tradierte als auch innovative Komponenten in sich und erfüllen somit eine Art Scharnierfunktion zwischen der handgefertigten, ‚exklusiven‘ Buchmalerei und der mechanisch vervielfältigten und daher breiter rezipierbaren Druckillustration.

Die Sonderstellung der Inkunabeln manifestiert sich vor allem in drei Bereichen: [1] In der Pfisterschen Offizin kamen ausschließlich solche Werke zum Druck, die bereits in handschriftlicher Form weit verbreitet waren. Dabei schlossen die Inkunabeln in den Textversionen, im Seitenlayout und in der Ikonografie der Illustrationen an die vorgegebenen Standards an, ohne diese unmittelbar zu kopieren. [2] Zusätzlich sind die Bilderzyklen der Pfisterdrucke durch einen betonten Vermittlungsanspruch gekennzeichnet. Die Holzschnitte leiten den Betrachter in der Rezeption der Bilder und der Texte entweder unmittelbar an oder

sie geben zumindest ein deutliches Rezeptionsangebot. Diese explizite Bilddidaxe ist ein Charakteristikum der Werke in der medialen Umbruchphase der 1450er bis 1470er Jahre. [3] Außerdem finden sich bereits in diesen ersten gedruckten und bebilderten Büchern konsequente Bildwiederholungen. Damit schließen die Inkunabeln an die Rationalisierungstendenzen der Buchmalerei des 14. und 15. Jahrhunderts an und weisen gleichzeitig auf die Praxis späterer Drucker voraus, die mit einigen wenigen Holzschnitten ganze Bücher illustrierten, indem sie diese immer wieder neu kombinierten.

Methode und Vorgehensweise

Die Arbeit verfolgt einen sowohl medienpezifischen als auch medienhistorischen Ansatz aus kunsthistorisch-bildwissenschaftlicher Perspektive. Im Zentrum der Analyse stehen die Illustrationen selbst, ihre bildeigenen Gestaltungs- und Vermittlungsstrategien sowie ihr Verhältnis zum Text. Es wird danach gefragt, welche Inhalte die Bilder vermitteln und vor allem auf welche Weise sie diese vermitteln. Gleichzeitig werden diese Ergebnisse konstant an das übergeordnete Phänomen des Wechsels von der Handschrift zum Druck rückgebunden. Es wird aufgezeigt, in welcher Form sich die Inkunabeln und ihre Illustrationen an der handschriftlichen Tradition orientieren und inwieweit sie bereits auf spätere Standards der Druckillustration vorausweisen.

Im Verlauf der Arbeit wird zunächst die Gruppe der Bamberger Pfisterdrucke vorgestellt und der konkrete Forschungsstand dargelegt. Dies schließt Fragen nach der Werkstattorganisation, der Chronologie der Drucke, der stilkritischen Einordnung der Holzschnitte und der Identität des Drucker-Verlegers Albrecht Pfister mit ein. Dem Einleitungskapitel folgen grundsätzliche methodische und theoretische Überlegungen, bei denen sowohl die Frage nach der Verortung der Studie innerhalb der kunsthistorisch-bildwissenschaftlichen Forschung als auch ihre Beziehung zu medienwissenschaftlichen, buchkundlichen und philologischen Ansätzen diskutiert wird. Anschließend werden die illustrierten Pfisterdrucke in den Kontext der jeweiligen Werküberlieferung eingeordnet. Dabei werden die Inkunabeln und ihre Bildfolgen jeweils eingehend vorgestellt. Danach rücken die Illustrationen selbst in das Zentrum der Untersuchung. Die einzelnen Bilderzyklen werden hinsichtlich ihrer narrativen Strategien, ihrer Integration mit dem Text und ihrer spezifischen Funktionen innerhalb des Buches betrachtet. Anschließend wird, ausgehend von der Zeigefigur in den Textillustrationen des „Edelstein“-Drucks, der betonte Vermittlungsanspruch der Pfisterschen Holzschnitte fokussiert und in Bezug sowohl zur vorausgehenden und zeitgleichen Buchmalerei als auch zur nachfolgenden Druckillustration gesetzt. Zuletzt wird das Phänomen der konsequenten Bildwiederholungen als Möglichkeit des neuen Mediums themati-

siert und vor dem Hintergrund der Rationalisierungstendenzen der Buchillustration des 15. Jahrhunderts betrachtet.

Die illustrierten Bamberger Pfisterdrucke

Die so genannten Bamberger Pfisterdrucke sind eine Gruppe von Inkunabeln, die sich sowohl durch formale als auch durch inhaltliche Homogenität auszeichnen. Die Bücher sind zu Beginn der 1460er Jahre in der Bamberger Offizin des Albrecht Pfister entstanden. Der Text der eher schmalen Bände ist mit den bereits abgenutzten Typen der 36-zeiligen Bibel auf Papier im Folioformat gedruckt. Die verlegten Werke sind mit nur einer Ausnahme in der Volkssprache verfasst. Sie folgen einer jeweils langen handschriftlichen Überlieferungstradition und sind der moralisch-didaktischen Erbauungsliteratur zuzurechnen. Bis auf eine Ausnahme sind alle Inkunabeln mit Holzschnittillustrationen versehen. Diese sind gerahmt, in einfachen Umrisslinien geschnitten und nachträglich koloriert. Jede der über hundert äsopischen Fabeln oder moralisierenden Kurzgeschichten in Ulrich Boners Fabelsammlung „Der Edelstein“ ist mit wenigstens einem Streifenbild versehen, das die Erzählung einleitet. Der Druck der „Vier Historien“, der im Stil der volkssprachlichen Historienbibeln über die alttestamentlichen Geschichten Josefs, Daniels, Judiths und Esthers berichtet, wird durchgehend von Holzschnitten des gleichen Formats begleitet, welche den biblischen Stoff in narrativen Bildsequenzen veranschaulichen. Die einzelnen Seiten in den drei verschiedenen Ausgaben zur „Biblia pauperum“ setzen sich jeweils aus einer Kombination aus Bild- und Textbausteinen zusammen. Das typologische Konzept wird durch die Bilder dargestellt und durch den begleitenden Text erläuternd unterstützt. „Der Ackermann aus Böhmen“ des Johannes von Tepl, in dem ein Witwer mit dem personifizierten Tod über den Sinn von Leben und Sterben in der Ordnung der Welt streitet, ist dagegen nur mit fünf Holzschnitten illustriert. Diese beanspruchen jedoch eine ganze Seite und akzentuieren die wesentlichen Stellen im Verlauf des drastischen Disputs (Abb. 1).¹

Die Illustrierung der Pfisterschen Inkunabeln ist daher so bemerkenswert, als alle anderen Offizinen zu der Zeit, wie etwa Fust-Schöffner in Mainz oder Johan-

¹ Die Arbeit enthält einen ausführlichen Katalog der illustrierten Bamberger Pfisterdrucke und sämtlicher Exemplare: Ulrich Boner, „Der Edelstein“, 1461, GW 4839; „Vier Historien“, 1462, HAIN 8749; „Biblia pauperum“, deutsch, um 1462, GW 4325; „Biblia pauperum“, lateinisch, um 1462, GW 4326; Johannes von Tepl, „Der Ackermann aus Böhmen“, um 1463, GW 194; „Biblia pauperum“, deutsch, um 1463, GW 4327; Ulrich Boner, „Der Edelstein“, um 1463/64, GW 4840; Johannes von Tepl, „Der Ackermann aus Böhmen“, um 1470/71, GW 193. Der einzige Druck aus der Bamberger Offizin, der unillustriert blieb, ist die deutsche Übersetzung von Jacobus de Theros „Processus Belial“ (um 1464, COP 5785). Aus diesem Grund wird er in der Arbeit kaum berücksichtigt.

nes Mentelin in Straßburg, auf eine Holzschnittausrüstung ihrer Druckwerke vollständig verzichteten. Das gedruckte und illustrierte Buch trat seinen wahren ‚Siegesszug‘ im Grunde erst ein rundes Jahrzehnt später mit den Brüdern Zainer in Augsburg und Ulm an.² Trotz dieser exponierten Stellung war die Pfistersche Inkunabelillustration bislang ein Desiderat der kunsthistorischen Forschung. Zwar ist den Drucken von buchkundlicher und medienwissenschaftlicher Seite Aufmerksamkeit geschenkt worden, zu nennen sind vor allem die Studien von Gottfried Zedler, Ferdinand Geldner, James C. Thomas und Michael Giesecke.³ Von kunsthistorischer Seite existierte aber lediglich eine knappe Auseinandersetzung

² Vgl. Eberhard König, *New Perspectives on the History of Mainz Printing: A Fresh Look at Illuminated Imprints*, in: Sandra Hindman (Hg.), *Printing the Written Word: The Social History of the Books, circa 1450-1520*, Ithaca, London 1991, S. 143-173; Cornelia Schneider, *Mainzer Drucker – Drucken in Mainz (II)*, in: *Gutenberg. aventure und kunst. Vom Geheimunternehmen zur ersten Medienrevolution*, Katalog zur Ausstellung der Stadt Mainz anlässlich des 600. Geburtstages von Johannes Gutenberg im Gutenberg-Museum vom 14. April bis 3. Oktober 2000, Mainz 2000, S. 212-235, bes. S. 220-224; Horst Kunze, *Geschichte der Buchillustration in Deutschland. Das 15. Jahrhundert*, Bd. 1, Leipzig 1975, S. 233-238 u. S. 253-263; Peter Amelung, *Der Frühdruck im deutschen Südwesten 1473-1500*, Katalog zur Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Stuttgart-Bad Canstatt 1979, S. 15-32.

³ Gottfried Zedler, *Die Bamberger Pfisterdrucke und die 36zeilige Bibel*, Mainz 1911 (Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft, X. XI); ders., *Der Ackermann aus Böhmen. Das älteste, mit Bildern ausgestattete und mit beweglichen Lettern gedruckte deutsche Buch und seine Stellung in der Überlieferung der Dichtung*, in: *Gutenberg-Gesellschaft. Sechzehnter und siebzehnter Jahresbericht über die Geschäftsjahre 1916/17 und 1917/18*, Mainz 1918, S. 1-65; Ferdinand Geldner, *Die Buchdruckerkunst im alten Bamberg 1458/59 bis 1519*, Bamberg 1964, S. 23-39; James C. Thomas, *Die Umdatierung eines Wolfenbütteler Frühdruckes des ‚Ackermann aus Böhmen‘ (GW 193) aufgrund beta- und elektronenradiographischer Untersuchungen seiner Papierwasserzeichen*, in: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 13 (1988), S. 106-111; ders., *Die Rationalisierung des frühen Buchdrucks in Bamberg*, in: Peter Rück/Martin Boghardt (Hg.), *Rationalisierung der Buchherstellung in Mittelalter und Frühneuzeit. Ergebnisse eines buchgeschichtlichen Seminars der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 12.-14. November 1990*, Marburg/Lahn 1994 (*elementa diplomatica*, 2), S. 165-171; Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt/Main 1998 (*Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft*, 1357), S. 298-312. Darüber hinaus wurden einzelnen Inkunabeln der Pfisterschen Offizin besondere Aufmerksamkeit zuteil. Zu erwähnen sind hier vor allem die Arbeiten zum ‚Edelstein‘ und zum ‚Ackermann‘: Ulrich Boner, *Der Edelstein. Faksimile der ersten Druckausgabe Bamberg 1461*. 16.I Eth. 2° der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Einl.v. Doris Fouquet, 2 Bde., Stuttgart 1972; Christian Kiening, *Schwierige Modernität. Der ‚Ackermann‘ des Johannes von Tepl und die Ambiguität historischen Wandels*, Tübingen 1998 (*Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters*, 113), bes. S. 98-107.

von Herbert C. Schulz, die sich ausschließlich mit stilkritischen Fragen der geografischen Zuordnung befasst.⁴

Die illustrierten Inkunabeln im Kontext der Werküberlieferung

Die illustrierten Werke, die in der Pfister-Offizin verlegt wurden, basieren alle auf einer langen handschriftlichen Tradierung. Ulrich Boners „Edelstein“ war das wohl beliebteste Fabelbuch des ausgehenden Mittelalters und hat sich in 36 Manuskripten erhalten.⁵ Die „Vier Historien“ stellen eine Teilfassung der im Spätmittelalter weit verbreiteten Historienbibel-Handschriften dar.⁶ Die „Biblia pauperum“ ist in unzähligen Varianten in Kodizes und Blockbüchern überliefert.⁷ Und auch zu dem Trost- und Erbauungsbuch des Johannes von Tepl „Der Ackermann aus Böhmen“ existieren heute noch 16 handschriftliche Fassungen.⁸ Zugleich stellen die Inkunabeln aber auch den Endpunkt der jeweiligen Werküberlieferung im neuen Medium dar. Denn mit Ausnahme des „Ackermann“ erschien keines dieser bei Pfister verlegten Werke nochmals im Buchdruck. Und selbst die Pfisterschen „Ackermann“-Ausgaben dienten keiner weiteren Druckfassung des Werkes als unmittelbare Vorlagen. So zeichnet sich im Hinblick auf die Werküberlieferung trotz des kontinuierlichen Übergangs von der Handschrift zum Druck ein klarer – wengleich zeitverzögerter – Bruch zwischen den beiden Medien ab.

Anders verhält es sich mit der Bebilderung der Pfisterschen Inkunabeln. Sie übernehmen in Layout und Ikonografie zwar Vorgaben aus der Manuskripttradition, wandeln diese aber teilweise erheblich ab. Die Seitengestaltung der Inkuna-

⁴ Herbert C. Schulz, Albrecht Pfister and the Nurnberg woodcut school, in: Gutenberg-Jahrbuch 28 (1953), S. 39-49, unterscheidet zwei Illustratoren. Einem der beiden schreibt er die Holzschnitte zum „Edelstein“ und zu den „Vier Historien“ zu; dem anderen, dessen Arbeit er qualitativ hochwertiger einschätzt, attribuiert er die Illustrationen zur „Biblia pauperum“ und zum „Ackermann“. Beide Illustratoren bringt er mit dem Stil der Nürnberger Holzschnitte derselben Zeit in Verbindung. Dies bestätigen die Untersuchungen von Peter Schmidt im Umkreis des Nürnberger Katharinenklosters; vgl. Peter Schmidt, Gedruckte Bilder in handgeschriebenen Büchern. Zum Gebrauch von Druckgraphik im 15. Jahrhundert, Köln, Weimar, Wien 2003 (pictura et poesis, 16), S. 34, 37, 41, 447-448.

⁵ Vgl. Ulrike Bodemann/Gerd Dicke, Grundzüge einer Überlieferungs- und Textgeschichte von Boners ‚Edelstein‘, in: Volker Honemann/Nigel F. Palmer (Hg.), Deutsche Handschriften 1100-1400. Oxforder Kolloquium 1985, Tübingen 1988, S. 424-468.

⁶ Vgl. Erich Zimmermann, Der Bamberger Druck der „Vier Historien“ von 1462, in: Hans Vollmer (Hg.), Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Bibel im Mittelalter, Potsdam 1938 (Bibel und deutsche Kultur, 8), S. 156-158.

⁷ Vgl. Henrik Cornell, Biblia Pauperum, Stockholm 1925; Gerhard Schmidt, Die Armenbibeln des XIV. Jahrhunderts, Graz, Köln 1959.

⁸ Vgl. C. Kiening (Anm. 3), S. 476-496.

beln ist im Gegensatz zu den frei variierenden Layoutformen der handschriftlichen Vorbilder stark vereinheitlicht. Der Text ist in Langzeilen gesetzt und alle Bilder innerhalb eines Buches haben dasselbe Format. Besonders deutlich wird dieses vereinheitlichende Konzept am Druck der „Vier Historien“. Dort erscheint in der Regel je eine Illustration auf einer aufgeschlagenen Doppelseite und ist zudem immer am oberen Rand des Satzspiegels platziert. Dem gegenüber stehen die Historienbibel-Handschriften, die stellenweise mit mehreren Miniaturen von unterschiedlichem Format auf nur wenigen Seiten illustriert sind, denen dann wieder seitenweise Textpassagen ohne Illustrierung folgen.

In ihrer Ikonografie folgen die Illustrationen zu Boners „Edelstein“ und die Bildergruppen der „Biblia pauperum“-Ausgaben relativ eng den in den Handschriften und Blockbüchern tradierten Bildsujets, wie dies der exemplarische Vergleich der Seiten zur Fabel von Pferd und Bremse der Pfisterschen Inkunabel und einer um 1410-1420 entstandenen bayerischen „Edelstein“-Handschrift deutlich macht (Abb. 2 und 3).⁹ Das liegt vor allem darin begründet, dass sich hierfür bereits in früh- und hochmittelalterlicher Zeit fixe Bildschemata etabliert haben, die auch in der nachfolgenden Druckillustration übernommen wurden. Für die Holzschnitte der alttestamentlichen „Vier Historien“ sind keine Vorbilder oder gar konkrete Vorlagen auszumachen. Dennoch verarbeiten sie ebenfalls standardisierte ikonografische Traditionen, die sich auch in der späteren Bibelillustration wieder finden. Der Holzschnittzyklus zum „Ackermann aus Böhmen“ ist die erste überlieferte Illustrationsfolge zum Werk des Johannes von Tepl. Die komplexen Bilder vereinen vielfältige ikonografische Sujets vor allem aus den Bereichen der Vanitas- und der Rechtsikonografie. Sie finden keinen weiteren Niederschlag in der nachfolgenden Druckillustration.¹⁰

⁹ Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg. 794, fol. 19r: Ulrich Boner, „Der Edelstein“, bayerisch, um 1410-1420; vgl. U. Bodemann/G. Dicke (Anm. 5), Kat. H 4, S. 431.

¹⁰ Die schwäbische „Ackermann“-Handschrift um 1473-78, Jena, Thüringische Landes- und Universitätsbibliothek, Ms. Sag. f. 13, folgt der Textversion des zweiten Bamberger Drucks. Die lavierten Federzeichnungen sind ungewöhnlich treue Kopien nach dem Pfisterschen Holzschnittzyklus; vgl. C. Kiening (Anm. 3), Kat. P, S. 492.



Abb. 2: Ulrich Boner, „Der Edelstein“. Bamberg, Albrecht Pfister, 1461. Ex. Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 16.1 Eth 2°, fol. 64v.

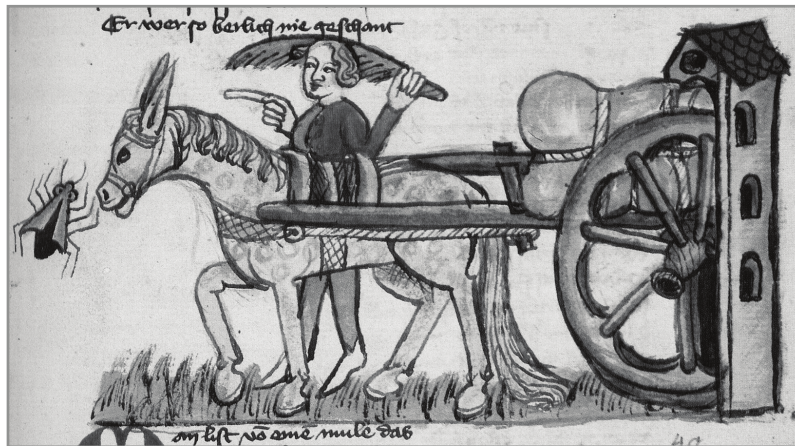


Abb. 3: Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg. 794, fol. 19r: Ulrich Boner, „Der Edelstein“, um 1410-20.

Bilderzählung, Textintegration und Bildfunktionen

Die Illustrationen stellen einen wesentlichen Bestandteil der Bamberger Pfisterdrucke dar. Sie übernehmen grundlegende Funktionen innerhalb der Gesamtaussage der einzelnen Bücher. Dabei ist bemerkenswert, dass sich die verschiedenen Bilderzyklen in den Erzählstrategien, in der Textintegration und in den Bildfunktionen stark unterscheiden. Die Holzschnitte zu Ulrich Boners „Edelstein“ formieren sich zu einer losen Folge von Einzelillustrationen. Damit entsprechen sie der Struktur der Fabelsammlung, die ebenfalls aus aneinander gereihten Einzeltexten besteht. Die Bilder stellen eine visuelle Komprimierung des jeweiligen Fabelstoffes in stark reduzierter Bildsprache dar. Sie geben eine Art Kurzzusammenfassung des Textes und fungieren in der ersten Ausgabe als Ersatz für die fehlenden Überschriften oder Rubriken des Buches. Die „Vier Historien“ sind mit vier in sich geschlossenen Bilderzyklen illustriert, die den alttestamentlichen Stoff in narrativen Sequenzen ausarbeiten. Die Szenen präsentieren die wesentlichen Informationen in komprimierter Form und sind damit analog zum knappen und präzisen Stil des Textes gestaltet. Gemeinsam vermitteln die beiden Medien den Eindruck eines biblisch-historischen Tatsachenberichts.

Auch in den „Biblia pauperum“-Drucken wirken Bild und Text eng zusammen (Abb. 4). Eine Seite besteht jeweils aus mehreren Bild- und Textbausteinen. Dabei sind es die Holzschnitte, die das typologische Dogma etablieren. Sie machen die Beziehungen zwischen den Szenen des Alten und des Neuen Testaments im eigentlichen Sinn des Wortes evident. Darüber hinaus weisen die neutestamentlichen Szenen der Bildergruppen starke Parallelen zu zeitgleichen Passionszyklen auf, welche den Betrachter zu frommer Andacht und mitleidender Versenkung anregen sollten.

Die fünf ganzseitigen Holzschnitte des „Ackermann“ zeichnen sich durch eine erheblich komplexere Bildsprache aus als die Illustrationen der übrigen Pfisterdrucke. Die Bilder spielen mit vielfältigen ikonografischen Allusionen und sind als symmetrischer Zyklus ausgerichtet. Der erste und der letzte Holzschnitt umrahmen den zweiten und vierten, welche wiederum um den dritten Holzschnitt als Mittelpunkt kreisen. In Letzterem wird die Allmacht des Todes deutlich vor Augen geführt. Auf diese Weise setzen die Illustrationen die schriftlichen Vorgaben nicht einfach um. Sie erscheinen als bildliches Pendant des komplexen Textes und liefern eine eigene Interpretation des paradoxen Dialogs um den Sinn von Leben und Sterben.



Abb. 4: „Biblia pauperum“, deutsch. Bamberg, Albrecht Pfister, um 1462. Ex. Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 16.1 Eth 2°, fol. 1r.

Billdidaxe und visuelle Kommunikation

Charakteristisch für die Pfisterschen Bilderzyklen ist ihr betonter Vermittlungsanspruch. Besonders deutlich wird dies an der ersten Ausgabe zu Boners „Edelstein“. Dort werden alle Textillustrationen des Buches von derselben männlichen Figur begleitet, die mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die nebenstehende Szene verweist (Abb. 5).

Äußerst subtil sind die kommunikativen Strategien in den Holzschnitten des „Ackermann aus Böhmen“ gestaltet. Der Dialog zwischen dem Witwer und dem personifizierten Tod bildet den äußeren wie den inneren Rahmen der Bilderzählung. Der symmetrisch ausgerichtete Zyklus wird durch eine Gesprächssituation eingeleitet und abgeschlossen. Die zweite und vierte Szene sind dagegen in die Darstellung des Dialogs und in die Verbildlichung der Reden unterteilt. Die Bildebenen von Erzähler und Erzählung verschwimmen; ihre Entschlüsselung bedarf eines geschulten Blicks (Abb. 1 und 6). Diese Form der visuellen Kommunikation unterscheidet sich deutlich von der expliziten Didaxe im ersten „Edelstein“-Druck und ist nicht zuletzt auf die komplexe Struktur des zu illustrierenden Textes zurückzuführen.

Die didaktische und kommunikative Ausrichtung der Bildsprache in den Pfisterdrucken ist mit der zeitgleichen medialen Umbruchphase in Verbindung zu bringen. Zwar steht außer Frage, dass die Buchmalerei des gesamten Hoch- und Spätmittelalters von der oftmals überzeichneten Gestik ihrer Handlungsträger geprägt ist, aber Zeigefiguren, die aus dem innerbildlichen Handlungszusammenhang heraus treten, oder Dialogpartner, die als Identifikationsangebot für den Betrachter dienen, finden sich gleichwohl selten. Lediglich in der Buchillustration des 15. Jahrhunderts, genauer der 1440er bis 1470/80er Jahre, scheint diese explizite Betrachteranleitung ‚Konjunktur‘ gehabt zu haben. In diesem Zeitraum sind auffallend häufig Illustrationen, die bis dato ohne Mittlerfigur tradiert wurden, mit einer solchen versehen worden. So zum Beispiel zeigen die Federzeichnungen der in den späten 1440er Jahren entstandenen Lauber-Handschrift zu Konrad von Megenbergs „Buch der Natur“ häufig eine oder mehrere kommentierende Figuren, die auf die im Text behandelten Naturereignisse zeigen.¹¹ Und auch in den Blockbüchern zur „Apokalypse“ ein Jahrzehnt später erscheint in nahezu jeder Szene die Mittlerfigur Johannes.¹²

¹¹ Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg. 300: Konrad von Megenberg, „Buch der Natur“, Hagenau, Werkstatt des Diebold Lauber, um 1442-1448; vgl. Lieselotte E. Saurma-Jeltsch, Spätformen mittelalterlicher Buchherstellung. Bilderhandschriften aus der Werkstatt Diebold Laubers in Hagenau, Bd. 2, Wiesbaden 2001, Kat. I.40, S. 61-63.

¹² Vgl. Elke Purpus/Cornelia Schneider, Die Szenenabfolge der Blockbuch-Apokalypse, in: Blockbücher des Mittelalters. Bilderfolgen als Lektüre, Katalog zur Ausstellung des Gutenberg-Museums Mainz vom 22. Juni bis 1. September 1991, hg. v. Gutenberg-Gesellschaft u. Gutenberg-Museum, Mainz 1991, S. 59-74.

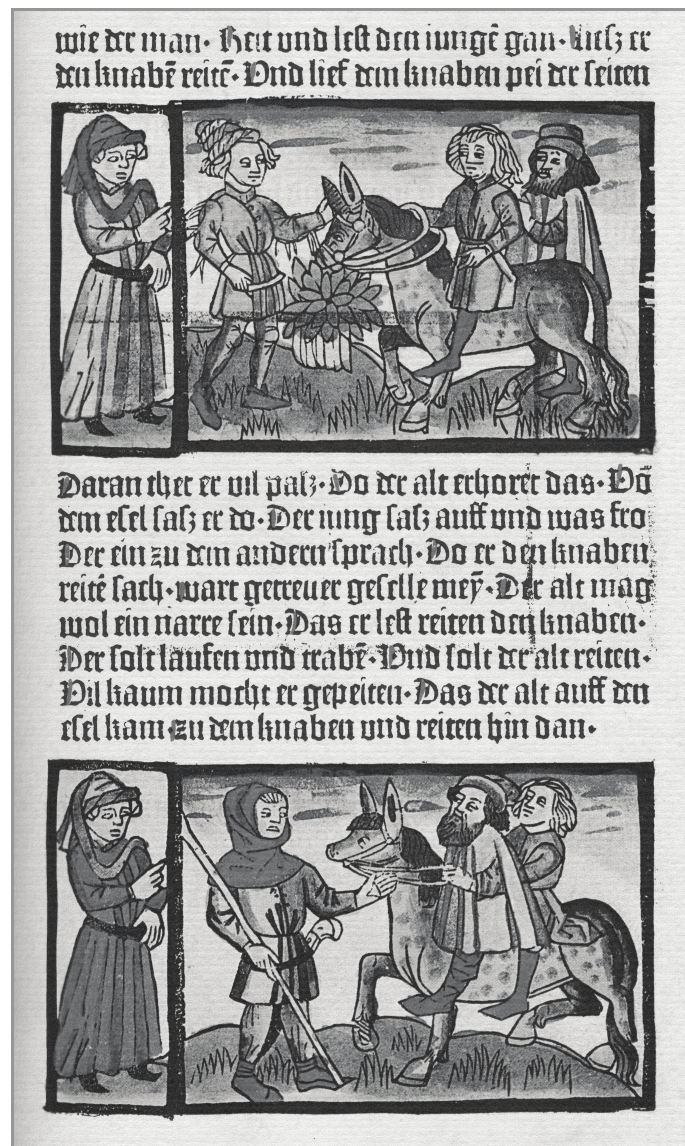


Abb. 5: Ulrich Boner, „Der Edelstein“. Bamberg, Albrecht Pfister, 1461. Ex.
Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 16.1 Eth 2°, fol. 43v.

Der Zeitraum, in dem die ausgeprägte Betrachterdidaxe in der Buchillustration zu vermerken ist, deckt sich mit jenem, in welchem sich die Schriftlichkeit auch bei dem nicht-klerikalen Publikum mehr und mehr ausbreitete. Der Bedarf an Büchern wuchs besonders im Verlauf des 15. Jahrhunderts erheblich an. Darauf reagierten die Handschriftenwerkstätten mit rationalisierten Herstellungsverfahren ebenso wie die Blockbuchwerkstätten. Durch den Buchdruck war es letztendlich möglich geworden, identische Bücher in hoher Stückzahl zu produzieren und an ein breites Publikum zu distribuieren. Während dieser medialen Umbruchphase kam der Buchillustration eine wesentliche Rolle in der Betrachterbildung zu. Die Bilder erschlossen sich selbst ihr neues Publikum, indem sie ihre eigene Rezeptionsanleitung bildimmanent mitlieferten.

Bildwiederholungen. Die Möglichkeiten des neuen Mediums

Ein weiteres Spezifikum der Pfisterschen Inkunabelillustration ist die Wiederholung identischer Bildmotive innerhalb eines Buches. Die Zeigefigur im ersten „Edelstein“-Druck wurde neben allen 101 Textillustrationen von demselben Holzstock gedruckt. In der zweiten Ausgabe der Fabelsammlung wurden hierfür lediglich drei Versatzholzschnitte verwendet. Die einzelnen Seiten der „Biblia pauperum“-Ausgaben setzen sich jeweils aus mehreren Bild- und Textbausteinen zusammen, wobei einige wenige Prophetenbilder regelmäßig wiederkehren. Im Druck der „Vier Historien“ werden ganze szenische Darstellungen mehrfach wiederholt. Bereits in diesen ersten bebilderten und gedruckten Büchern wurde somit die Möglichkeit des neuen Mediums zur Reproduktion des identischen Bildmotivs konsequent umgesetzt. Dennoch ist die Bildwiederholung in den Pfisterdrucken nicht ausschließlich auf ökonomische Beweggründe zurückzuführen. Sie brachte vielmehr einen erheblichen arbeitstechnischen Mehraufwand mit sich, da in der Bamberger Offizin die einzelnen Holzschnitte anfangs getrennt voneinander gedruckt werden mussten.

Die Bildwiederholungen in den Pfisterdrucken sind bewusst vorgenommen und inhaltlich begründet. Sie lassen sich in zwei graduell verschiedene Kategorien einteilen. Die einzelnen Bildmodule, die im „Edelstein“ und in der „Biblia pauperum“ wiederholt werden, haben chiffrenhaften Charakter. Sie weisen eine starke Analogie zur Textstruktur auf. Wie die einzelnen Lettern sind sie lediglich Bausteine, die erst in der Kombination mit anderen Versatzholzschnitten ihren letztendlichen Sinn ergeben. Wie ein Buchstabe, der mit immer derselben Bedeutung wieder verwendet wird, kehrt auch die Bildchiffre mit immer derselben Aussage wieder. Die gleichbleibende Form transportiert die gleichbleibende Funktion. Denn die Figuren der Versatzholzschnitte übernehmen die Rolle der Mittlerfigur zwischen Bild und Betrachter.



Abb. 6: Johannes von Tepl, „Der Ackermann aus Böhmen“. Bamberg, Albrecht Pfister, um 1463. Ex. Berlin, Kupferstichkabinett SMPK Inv. Nr. 2616, fol. 18r.

Die Bildwiederholungen im Druck der „Vier Historien“ unterscheiden sich von denen im „Edelstein“ und in der „Biblia pauperum“. Hier wurden nicht Versatzholzschnitte, sondern ganze Textillustrationen mit szenischen Darstellungen wiederverwendet, deren wesentliche Aufgabe in der Veranschaulichung des biblischen Stoffes liegt. Entsprechend werden die wiederholten Bilder durch ihre jeweilige Positionierung innerhalb der Erzählung mit unterschiedlichen Inhalten aufgeladen. Allerdings handelt es sich auch hier keinesfalls um beliebige Wiederholungen. Denn die Holzschnitte zeigen nur ein beschränktes Repertoire an Sujets: Es sind Reise-, Schlachten-, Empfangs- oder Bankettszenen. So zum Beispiel illustriert derselbe Holzschnitt mit einer prunkvollen Bankettszene drei unterschiedliche Geschehnisse innerhalb des Buches (Abb. 7): das Gastmahl, das Judith für Holofernes ausrichtet, bevor sie ihn tötet, fol. 39r; das Fest des Königs Ahasver zu Beginn der Esthergeschichte, fol. 47v; das Essen, das Esther für ihren Mann und Amon bereitet, fol. 54r. Die wiederholten Szenen haben den Charakter bildlicher Allgemeinplätze. Als visuelle Topoi transportieren sie feststehende und allgemeinverbindliche Aussagen. Die Aufladung durch den Text bringt lediglich graduelle Inhaltsverschiebungen mit sich. So verändern sich zwar der Ort und die Protagonisten, aber die dargestellte Situation – in diesem Fall ein prunkvolles Bankett – bleibt stets die gleiche. Insofern liegt den topischen Wiederholungen der „Vier Historien“ ähnlich wie den wiederholten Bildchiffren des „Edelstein“ und der „Biblia pauperum“ als wesentliches Merkmal ihre Intentionalität zugrunde. Sie erfüllten den Wunsch des zeitgenössischen Betrachters nach der Wiederkehr des Identischen oder Altbekanntes.

Mit den Bildwiederholungen schloss die Pfistersche Inkunabelillustration an Tendenzen an, die sich im Zuge einer stärkeren Rationalisierung bereits in der Buchmalerei des 14. und besonders des 15. Jahrhunderts abzeichneten. So hatte die arbeitsteilige Herstellung der Manuskripte und ihrer Illustrationen auch Auswirkungen auf die Bildfindungen selbst. Häufig wurden stereotype Formeln immer wieder verwendet. In der medialen Umbruchphase der 1450er bis 1470er Jahre kam es auch zu Mischformen, bei denen Federzeichnungen seriell gefertigt, ausgeschnitten und in Handschriften eingesetzt wurden; oder aber Holzschnitte wurden nachträglich in Manuskripte eingeklebt oder eingedruckt. Die Pfisterdrucke stehen in enger Verbindung mit solchen Herstellungsverfahren. Gleichzeitig markieren sie aber auch den Wendepunkt in der Buchillustration. Denn in ihnen wurde erstmals konsequent die Möglichkeit der Bildwiederholung und Bildkombination genutzt, die das neue Medium bot. Sie weisen auf Buchprojekte, wie zum Beispiel die „Schedelsche Weltchronik“ des Anton Koberger in Nürnberg oder



Do sprach iudich vernym die wort deiner diene. So macht vnder herte ey volkumē geding mit dir wann er lebt der kunig nabuchodonosor und lebt sein krefft die ist an dir zu einer krafftig aller irrendē selten. wann die leut dienē ym nicht alle durch dich. Sūder auch die wildē thier die gehorchē ym. wann die kunheit deins mutes wirt allē heide geküdet und ist aller werke gezeige. wann du pist gut und mechtig in allē seinē reich und dein zucht wirt in allen lāden gepredigt. Und ist auch war das achior gesprochen hat. weiß wir von vnderm got von sūde verre sein. So hat er durch den ppheten gesprochen. So wil er sie umb ir sūde in das schwert und in leidē geben. Au wilkē die hūt isrl wol das sie iren herte wū got mit ire sūde erzuert habē. Douō ist de vort auff sie geuallē und hat sie der hūger und der durst ubergāgē. wann sie sein yzūdt vō durst nahent tot wū thū sam

Abb. 7: „Vier Historien“. Bamberg, Albrecht Pfister, 1462. Ex. Paris, Bibliothèque Nationale de France, Rés. A. 1646, fol. 39r.

des „Terenz“ des Johann Grüninger in Straßburg, voraus, bei denen Buchstaben und Bilder wie Versatzstücke eines Baukastens immer wieder miteinander kombiniert wurden.¹³

Fazit

Abschließend ist festzustellen, dass die Bilderzyklen der Bamberger Pfisterdrucke eine Sonderrolle in der Buchillustration des 15. Jahrhunderts einnehmen. In ihnen manifestiert sich geradezu beispielhaft der allmählich fortschreitende Medienwandel, so dass sie selbst als eine der vielfältigen Formen der Transformation erscheinen. In ihnen trafen erstmals die beiden medialen Entwicklungslinien der mechanischen Vervielfältigung von Bild und Schrift – Holzschnitt und bewegliche Lettern – in Buchform zusammen. Aus diesem Grund schreibt die Arbeit *eine* Mediengeschichte des Bildes, speziell der Buchillustration, vor dem Hintergrund oder im Zusammenspiel mit *einer* Mediengeschichte der Schrift am Übergang von der Handschrift zum Buchdruck.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 6: Berlin, Kupferstichkabinett SMPK

Abb. 2, 4, 5: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek

Abb. 3: Heidelberg, Universitätsbibliothek

Abb. 7: Paris, Bibliothèque Nationale de France

¹³ Vgl. Hartmann Schedel, *Weltchronik*. Kolorierte Gesamtausgabe von 1493, Einleitung und Kommentar v. Stephan Füssel, Köln u.a. 2001; Christoph Reske, *Die Produktion der Schedelschen Weltchronik in Nürnberg*, Wiesbaden 2000 (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft, 10); H. Kunze (Anm. 2), S. 218-220; Josef Benzing, *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet*, 2., verb. u. erg. Aufl., Wiesbaden 1982 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, 12), S. 437-438; zum Phänomen Versatzholzschnitt s. Gero Seelig, *Inkunabelillustration mit beweglichen Bildteilen*, in: *Gutenberg-Jahrbuch* 70 (1995), S. 102-134.

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Dr. Steffen Diefenbach
Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

Prof. Dr. Thomas Dittelbach
Institut für Kunstgeschichte
Universität Bern
Hodlerstraße 8
CH-3011 Bern

Iris Fleßenkämper
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Eva Nether M.A.
Senserstr. 1
82140 Neu-Esting

Dr. Stefan Paulus
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Stefan W. Römmelt
Münzstraße 7
97070 Würzburg

Flemming Schock
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg